DER ZWEITE GROßE ANGRIFF

WILHELM KAMMEIER

Neue Beweise zur Zerstörung und Verfälschung der deutschen und europäischen Geschichte

VERLAG FÜR GANZHEITLICHE FORSCHUNG

Der **ERSTE GROßE ANGRIFF** war die gewaltsame Christianisierung der germanischen Völker und ihres Zentrums in Mitteleuropa. Sie war begleitet von einer weitgehenden Enthauptung der alten Eliten. Der **ZWEITE GROßE ANGRIFF** war die geistige Enthauptung und völlige Umerziehung dieser Völker auf der Grundlage der Zerstörung und Verfälschung der Geschichte, des dadurch möglichen Abschneidens und Austilgens der weltanschaulichen, kulturellen und rechtlichen Wurzeln, der Ausrottung widerstrebender Kreise (Heiden, Ketzer und Hexen), der Durchsetzung von Priester- und Fürstenherrschaft anstelle der bisherigen Volksherrschaft, der wachsenden Ausbeutung und Ausraubung, der Entrassung und schließlich der Vergiftung durch christliche Wahnideen, Alkohol und Zerstörung des Heilwesens.

In diesem Zusammenhang steht dieses Buch: Es legt nach dem ersten Band, erschienen unter dem Titel **DIE FÄLSCHUNG DER DEUTSCHEN GESCHICHTE,** neue Beweise vor für die völlige Verfälschung der Geschichte.

Wilhelm Kammeier

Der zweite große Angriff

Neue Beweise
zur Zerstörung und Verfälschung der
deutschen und europäischen Geschichte

oder

Die erste große Umerziehungsaktion
nach der gewaltsamen Christianisierung
des deutschen Volkes und der mit ihm
verwandten Völker

Band II des Gesamtwerkes von
Wilhelm Kammeier über
die Fälschung der Geschichte

Verlag für ganzheitliche Forschung

Reihe: *Geschichtsfälschungen*

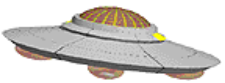
Herausgeber der Reihe: *Roland Bohlinger*

Das Werk von Wilhelm Kammeier, das in unserem Hause erschienen ist, besteht aus 3 Bänden:

Band 1: Die Fälschung der deutschen Geschichte

Band 2: Der zweite große Angriff – Neue Beweise zur Zerstörung und Verfälschung der deutschen und europäischen Geschichte oder Die große Umerziehungsaktion nach der gewaltsamen Christianisierung des deutschen Volkes und der mit ihm verwandten Völker

Band 3: Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums



Texterkennung und Layout:
c0y0te

Scanner und K-Leser:
Folkward

Dieses e-Buch ist eine Privatkopie und nicht zum Verkauf bestimmt!
Seitenkonkordant.

©2003
Alle Rechte beim *Verlag für ganzheitliche Forschung*, Viöl

Zusammenfassung, Überarbeitung und Ergänzung der in den Jahren 1936 bis 1939 im *Adolf Klein-Verlag* erschienenen Aufsätze-Reihe
3., verbesserte und ergänzte Auflage

Gesetzt nach der bewährten herkömmlichen Rechtschreibung

Herstellung: *Offset-Druckerei Reinhard Ascher*
Mährisch-Ostrau – CZ 70100 Ostrava 1

Auslieferung: *Verlagsauslieferung Bohlinger*
Freie Republik Uhlenhof
Postanschrift: D-25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1

ISBN 3-936223-32-7

INHALT

Teil 1: Neue Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte 7

Einleitung
Die Gefahr der gefälschten Geschichte 7
1. Die historischen Quellenrätsel 16
2. Beweis durch Erfahrung – Beweis durch Autorität 26
3. Blühender Blödsinn in »echten« Urkunden 36
4. Höhepunkte des chronologischen Wirrwarrs 45
5. Das Rätsel der Itinerare mittelalterlicher Könige 54
6. Die fliegende Reichskanzlei 64
7. Waren die mittelalterlichen Kaiser, Könige und Fürsten »wilde Jäger« und Nomaden? 74
8. Warum hat man den Königen ein ewiges Wanderleben andichten müssen? 82

Teil 2: Die historischen Welträtsel, Antworten an meine Kritiker 94

Vorbemerkung 94
1. Fachmann, hilf! 96
2. Entgegnung auf den Artikel des Herrn Prof. Heimpel, Leipzig, in Folge 4/36 des *Offenen Visiers* 106
3. Die historischen Welträtsel 115

Teil 3: Rätsel Rom im Mittelalter 137

Einleitung: Der Humanismus als Kulisse der Fälschungsaktion 137
1. Das religionspsychologische Rätsel des babylonischen Exils der Kirche 140
2. Das Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter 157
3. Die historische Quintessenz des Rom-Rätsels 168
4. Das Rätsel der mittelalterlichen Ketzer 188

5. Das kritische Zentralproblem der Ketzergeschichte 206
6. Das sogenannte Schisma der Kirche als die Ursache der Fälschungsaktion 220

Teil 4: Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung 225

Einleitung: Vor allem: die Methode 225

1. Die Lüge von der Entstehung des großen Schismas der Kirche 228
2. Das Problem der Existenz mittelalterlicher Regionalkirchen 235
3. Partikulares Dogma und dogmenfreies Christentum 249
4. Idee und Verwirklichung des universalen Dogmas 263
5. Die Schaffung der französischen Nationalkirche 275
6. Die Ursache der deutschen Zwietracht im Spätmittelalter 291
7. Das französische Nationaldogma als übervölkische Macht 306

Teil 5: Die Gründung der römischen Universalkirche 323

Einleitung: Die Notwendigkeit geschichtskritischer Logik 323

1. Die religiös-politischen Hauptprobleme des 14. Jahrhundert 326
2. Ludwig der Bayer und das Problem der »Weltlichkeit« des Priestertums 338
3. Erster Versuch der Schaffung eines deutsch-italienischen Gegenpapsttums 349
4. Der Gegenstoß des französischen Nationalpapsttums 364
5. Gewaltiges Erstarken des »weltlichen« Priestertums unter dem Pfaffenkönig 372
6. Auf dem Weg zum zweiten deutsch-italienischen Sonderpapsttum 382
7. Vom angeblichen »Schisma« bis zur Gründung der römischen Universalkirche 392

Anmerkungen, Schrifttum, Abkürzungen 399

TEIL 1

Neue Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte

Einleitung

Die Gefahr der gefälschten Geschichte

Das vorliegende Heft liefert ergänzende Beiträge zu meinem Buch *Die Fälschung der deutschen Geschichte* und bringt weitere Belege für die dort ermittelte Tatsache der spätmittelalterlichen Geschichtsfälschungsaktion. Das richtige Verständnis der folgenden Kapitel setzt also die Kenntnis des genannten früheren Werkes voraus.

Aus der *„ausgesprochenen Eigenart"* der bisher erschienenen vier Hefte, sich nicht nur an die Fachhistoriker, sondern überhaupt an alle gebildeten Laien zu wenden, hat man *„eine Flucht vor der Fachkritik"* folgern wollen. Das ist ein Irrtum. Mir ist nichts willkommener und meinen Untersuchungen kann nichts dienlicher sein als gründliche Kritik durch die Fachwissenschaftler. Was mich vielmehr wundert, ist, daß bis heute – fast ein Jahr nach Erscheinen des 1. Heftes – noch kein Fachmann mit einer ernsthaften Kritik hervorgetreten ist. Warum nicht?

Um zu erklären, weshalb ich mich bewußt auch an gebildete Laien gewandt habe und wieder wende, möge es mir erlaubt sein, kurz einige Bemerkungen persönlicher Art anzuführen.

Das Manuskript der *Fälschung der deutschen Geschichte* stellt keine ganz junge Frucht der letzten Jahre dar, sondern hat schon eine Geschichte hinter sich. Die erste Niederschrift meiner Gedanken über eine systematische Fälschung der mittelalterlichen Geschichte begann ich am 16. Januar 1923. Die 16 Seiten dieses ersten kleinen Versuches umschließen eine Keimzelle, die bereits

alle nachherigen Einzelthesen eingebettet enthält. Im Frühjahr 1926 lag dann eine Ausarbeitung der *Universalen Geschichtsfälschung* in Form eines stattlichen Manuskriptes von 292 Seiten druckfertig vor. Frohgemut begab ich mich nun auf die Suche nach einem Verleger. Daß nicht sofort der erste zugriff, hatte ich mir wohl gedacht; daß aber *kein* Verlag ein Interesse für meine Arbeit bekunden würde, wie sich in der Folgezeit herausstellen sollte, das freilich hatte ich mir nicht gedacht. Ich weiß nicht mehr, an wieviel Dutzend Verlage ich mich gewandt habe. Einmal erklärte sich ein Verleger zur Annahme des Werkes bereit unter der Bedingung, daß es mir gelänge, zur Drucklegung von der *Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft* eine Subvention zu erhalten. Ich richtete einen diesbezüglichen Antrag an das Präsidium der Notgemeinschaft; aber leider: ich kam mit meiner Bitte an, als gerade die Kasse der Notgemeinschaft leer oder doch fast leer war, denn am 8. November 1926 erhielt ich vom Präsidium die Antwort, daß *„es uns leider, mit Rücksicht auf die der Notgemeinschaft zur Verfügung stehenden Mittel, nicht möglich ist, Ihnen eine Beihilfe zur Veröffentlichung Ihrer Arbeit zu gewähren."*

Inzwischen wollte ich wenigstens zu erreichen versuchen, daß die historische Fachwissenschaft Kenntnis vom Dasein meiner für sie doch nicht ganz uninteressanten und unwichtigen Arbeit erhielt. Also sandte ich eine Zusammenstellung der Ergebnisse meiner Forschungen an eine Stelle, von der ich glaubte, daß sie ihrem Wesen und ihrer Aufgabe nach dafür da sei, neue wissenschaftliche Erkenntnisse jeder Art entgegenzunehmen und zu begutachten. Das Antwortschreiben der *Preußischen Akademie der Wissenschaften* bereitete mir jedoch eine überraschende Enttäuschung. Es lautete: *„Auf Ihr Schreiben vom 3. November d. Js. teile ich Ihnen ergebenst mit, daß nur die ordentlichen Mitglieder der Akademie berechtigt sind, in den Sitzungen Arbeiten vorzulegen. Die von Ihnen eingereichte Schrift über* Die universale Geschichtsfälschung *kann daher nicht berücksichtigt werden. Im übrigen geht die Akademie grundsätzlich auf Einsendungen von Privatleuten nicht näher ein."* Über diesem Schreiben kamen mir allerlei Gedanken,

Gedanken, wie sie etwa Sauer (in *Grundlagen der Wissenschaft,* 1926) zum Ausdruck gebracht hat: *„… Jenes Schulen- und Cliquenwesen, das der Todfeind objektiver und ehrlicher Forschung und damit der Wissenschaft überhaupt ist: an Stelle der Wissenschaft tritt persönliche Politik mit ihren Organen, Vereinigungen, Kongressen, Instituten …“* (a.a.O., S.V) Was stand doch in dem Schreiben? Nicht auf die Leistung, nicht auf die Qualität der eingereichten Arbeit komme es an, sondern auf die Person, welche eine Arbeit vorlegen darf. *„Berechtigt“* sei nicht jede Privatperson, sondern nur – statutengemäß – der anerkannte wissenschaftliche Beamte. Ich glaubte, in lebendigster Gegenwart – Mittelalter vor mir zu sehen. Allerlei Gedanken kamen. Richtig, auf die Arbeiten von Privatpersonen ist ja die beamtete Wissenschaft *„prinzipiell“* nie *„näher“* eingegangen. Schopenhauer, Nietzsche kamen mir in den Sinn. Für Vertreter beamteter Wissenschaft waren diese Männer nicht vorhanden. Es kann nicht genug daran erinnert werden, daß die Geister, die unserer Kultur der letzten Generationen ihren Stempel aufgedrückt haben, von der offiziellen Wissenschaft ihrer Zeit übersehen worden sind.

Wie merkwürdig es unter den beamteten Historikern der *Monumenta* 1916 hinsichtlich des damals herrschenden wissenschaftlichen Betriebes anscheinend zugegangen sein muß, bezeugt folgende Feststellung und Mahnung Br. Kruschs *(N. Archiv,* Bd. 40, S. 499): *„Niemals sollte das Selbständigkeitsgefühl der Abteilungsleiter* [der Monumenta] so *weit gehen, die Arbeiten sogar vor den Blicken der nächsten Fachgenossen ängstlich zu verbergen.“* Ja, ja, die historische Quellenforschung war bis vor kurzem eine wunderliche Geheimwissenschaft; ich sagte das schon in der *Fälschung der deutschen Geschichte.* Sogar die nächsten Fachgenossen durften nicht in den Tiegel gucken, in dem der mittelalterliche „historische“ Stoff nach altbewährtem und ererbtem „kritischem“ Rezept behandelt und geläutert wurde. Und gar erst der gebildete Laie!

Um auf die Erfahrung des Jahres 1926 zurückzukommen: es ergab sich damals – und später –, daß die offizielle Wissenschaft,

in diesem Falle die historische Fachwissenschaft, keinerlei Interesse bekundete, meine Forschungsergebnisse zur Kenntnis zu nehmen. Ich gebe zu, daß man einen gewissen Milderungsgrund in der Tatsache erblicken darf, in mir einen totalen Autodidakten vor das Kollegium der offiziell geschulten Fachleute hintreten zu sehen. Was kann schon von einem Autodidakten Neues und vor allem Gutes kommen?? Nun, es kann schon etwas Gutes daherkommen, etwas scheinbar Unwichtiges, was aber in Wahrheit den gewaltigsten Vorteil des Autodidakten über den „Geschulten" ausmachen kann: nämlich der naturwüchsige, hausbackene, unverschulte Verstand! Der freie Naturblick ohne die jeweils handelsübliche Schulbrille! Die an eigener Lebenserfahrung ohne gärtnerische Hilfe herangezüchtete Vernunft, die Mut zum selbsteigenen Denken besitzt! Das alles kann der Autodidakt vor dem geschulten Fachmann voraus haben, und gerade das kann oft den Ausschlag geben.

Die ungeheure Wichtigkeit des freien, unverschulten Blickes wurde mir offenbar, als ich meine Arbeit seinerzeit an zwei hochgebildete Männer sandte, die keine geschulten Fachhistoriker waren, an sogenannte Laien also. Es waren dies Prof. Wilhelm Ostwald, der geniale Naturwissenschaftler, und Prof. Arthur Drews, der tapfere Karlsruher Philosoph. Beide Männer haben sich – auch sie leider vergebens – bemüht, meine Arbeit bei einem Verlage unterzubringen. Das Empfehlungsschreiben von A. Drews, datiert vom 4.9.1926, möchte ich hier anführen. *„Die Schrift des Herrn Wilhelm Kammeier über* Die universale Geschichtsfälschung *habe ich mit Interesse gelesen und bin der Ansicht, daß es sich hier um eine streng wissenschaftliche, auf methodischer Unterlage ruhende Leistung handelt, die durchaus verdient, den weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Ohne auf einzelnes näher eingehen zu wollen, glaube ich, daß der Verfasser grundsätzlich im Recht ist, und würde mich freuen, wenn es ihm gelänge, einen geeigneten Verleger für die in ihren Ergebnissen ebenso verblüffende wie bedeutungsvolle Arbeit zu finden."*

Gebildete Laien also erkannten die Wichtigkeit und grundsätzliche Richtigkeit meiner Forschungsergebnisse; Fachwissenschaftler dagegen hielten es nicht der Mühe wert, an meine Arbeit einen Blick zu verschwenden. So erklärt sich, wie meine Darstellung *Die Fälschung der deutschen Geschichte* die ausgesprochene Eigenart an sich trägt, sich ebensogut an den gebildeten Laien wie an den Fachwissenschaftler zu wenden, denn vernünftigerweise spricht man nur mit Leuten, die einem zuhören wollen.

Etliche junge Historiker beschäftigen sich heute gründlich mit meinen Arbeiten. Allerdings kommt es in der Regel noch vor, daß die Studenten ihre Geschichtsprofessoren vergeblich darum angehen, die *Fälschung der deutschen Geschichte* zur Sprache zu bringen und zur kritischen Behandlung zu stellen. Bei dieser Behandlung ist vor allem notwendig: Man muß die bisher üblichen kleinen Forschungslämpchen, mit denen man hier und da in die dunkle Überlieferung des Mittelalters hineinleuchtete, beiseitelegen und statt dessen das helleuchtende Deckenlicht einschalten, um endlich einmal einen Überblick über die Gesamtmasse zu bekommen. Das heißt: nicht diese oder jene historische Winzigkeit darf mehr isoliert betrachtet werden, sondern die g r o ß e n h i s t o r i s c h e n Q u e l l e n r ä t s e l müssen gesehen und ihre Lösung als Universalproblem alles künftigen historischen Forschens (hinsichtlich des Mittelalters) in Angriff genommen werden. Das wird für manchen Historiker eine sehr ungewohnte Arbeit bedeuten, denn zum erstenmal gilt es nicht: irgendein historisches Faktum mit Hilfe der Geschichte (mit Hilfe anderer historischer Fakten) zu beweisen, sondern die neue Aufgabe lautet: d i e G e s c h i c h t e selbst (eben *als Geschichte* oder *als Dichtung)* zu beweisen! Zum ersten Male gilt es: nicht wie bisher Überlieferungsfakten miteinander zu vergleichen, sondern die papierene mittelalterliche Überlieferung (letzten Endes die hinter ihr stehenden angeblichen Verfasser) der lebendigen Gegenwartserfahrung gegenüberzustellen und so durch die gegen-

wärtige Wirklichkeit eine angeblich frühere (geschichtliche) Wirklichkeit auf ihren realen Kern hin zu untersuchen. –

Ich komme nunmehr in aller Kürze auf einen Vorwurf, den man mir gemacht und den E. Krieck (*Volk im Werden,* 1935, Heft 7, S. 435) in folgende Worte gekleidet hat: *„Es fehlt Kammeier nach seiner Kritik die Wendung zum positiven Geschichtsbild.“ … „ Wenn man aber schließlich das gesamte mittelalterliche Geschichtsbild zusammenbrechen und an seiner Stelle nur einen dunklen Fleck, ein großes Fragezeichen erscheinen sieht, so setzt man sich innerlich auch gegen das zur Wehr, wo Kammeiers Kritik ohne Zweifel mit gutem Grund eingesetzt hat.“* Ich kann hierauf nur erwidern: es ist *nicht meine* Schuld, daß die mittelalterliche Geschichte (nicht nur Deutschlands, sondern des gesamten Abendlandes), so wie sie heute in der literarischen und urkundlichen Überlieferung in den Archiven und Bibliotheken ruht, von Grund auf verfälscht ist – will man mir aber als Schuld zurechnen, wenn ich das schändliche literarische Verbrechen der systematischen Geschichtsfälschung aufgedeckt habe? Die Frage, was denn nun echt und wahr sei, kann erst später von mir beantwortet werden. Mit der Tatsache, daß die Geschichte des Mittelalters ganz planmäßig gefälscht wurde – ich kann versichern, daß noch kräftigere Beweismittel als bisher vorgelegt werden – wird man sich abfinden müssen, denn nichts ist törichter, als vor der W a h r h e i t in kindlichem Bangen die Augen zu verschließen. *„Die Wahrheit hat niemanden um Erlaubnis zu bitten.“* (Schopenhauer) Die einmal erkannte Wahrheit steht da wie eine elementare Naturgewalt: man bekämpft sie klugerweise nicht, sondern bedient sich ihrer. (Für Jünger des Pilatus sei erinnert, daß es sich hier nicht um die ominöse philosophische Wahrheit handelt.)

Gewiß birgt die harte Erkenntnis von der mittelalterlichen Geschichte als gewaltige Tendenzdichtung eine tiefe Tragik, aber doch nur so lange, als man sich nicht des ungeheuren Vorteils dieser Erkenntnis in folgender Hinsicht bewußt geworden ist: mit der zu Fall gebrachten mittelalterlichen „Geschichte“ verschwindet das g e f ä h r l i c h s t e g e i s t i g e W a f f e n a r s e n a l

aller Dunkelmänner von der Kulturbildfläche. Ich spreche jetzt von der Gefahr der gefälschten Geschichte.

Daß und warum die gefälschte Geschichte des Abendlandes eine Kulturgefahr bedeutet, ist bisher noch niemals erkannt worden. Wie ich im vorliegenden Hefte – und auch später noch immer wieder – zeigen und beweisen werde, geht durch die gesamte gefälschte Geschichte ein Schnitt, wie mit einem scharfen Messer gezogen. Dieser Schnitt, dies Gespaltensein bedeutet keine Zufallserscheinung, sondern ist von den Fälschern bewußt und zu ganz bestimmtem Zweck vollzogen worden. Der Schnitt offenbart sich in dem merkwürdigen Befund, *daß alle gefälschten Überlieferungsfakten in zwei oder mehr sich widersprechende Teilstükke zerfallen bzw.* aus diesen Teilstücken zusammengekittet sind. Mit andern Worten: von den Fälschern wurde bei der planmäßigen Erdichtung und Umfälschung der Überlieferung zum beherrschenden Prinzip der – *absichtliche Widerspruch* erhoben! Der absichtliche Widerspruch ist das hervorstechendste Charakteristikum der ganzen gefälschten mittelalterlichen Geschichte. Der *absichtliche* Widerspruch, der *bewußt* angelegte Gegensatz! Es gibt in der ganzen gefälschten Geschichte kaum ein *eindeutiges* Faktum: jedes wichtige Faktum wenigstens wird uns in den verschiedenen Quellen zwei- und mehrdeutig dargeboten. Beweise für diese Taktik findet man bereits mehrfach in diesem Heft.*

Was ist nun die Folge solcher bewußt gehandhabten Widerspruchstaktik? Kurz gesagt: man kann mit der gefälschten Geschichte „beweisen", was man will; man kann mit ihr alles beweisen und alles widerlegen. Man kann in jedem Einzelfalle den „historischen Beweis" führen: Es war so – und es war im Gegenteil so. Dem jeweiligen Bedürfnis entsprechend kann man dasselbe Faktum so oder so hinstellen und als Beweis oder als Gegenbeweis verwerten. Dieses Verfahren ist dadurch ermöglicht, daß jedes „geschichtliche" Ereignis, jede Tendenz mit

* Die im vorliegenden Buch veröffentlichten Texte erschienen ursprünglich in mehreren Heften; d. Hrsg.

Hilfe zweier oder mehrerer Quellen bewußt verschieden und andersartig berichtet wird.

Es existiert keine eindeutige „geschichtliche" Tatsache und Tendenz in der gefälschten Überlieferung des Mittelalters, und eben in diesem von den Fälschern bewußt geschaffenen Umstande liegt die ungeheure Gefahr verborgen. Wie sich die Gefahr auswirkt, zeigt sich zum Beispiel mit aller Deutlichkeit in dem „wissenschaftlichen" Angriff der anonymen Dunkelmänner auf die historischen Unterlagen von Rosenbergs *Mythus.* Rosenberg schreibt in seiner Erwiderung an die Dunkelmänner (S. 6): *„Von vornherein ist bei all diesen Kritiken eines zu erklären: das, was ich in meinem* ›Mythus des 20. Jahrhunderts‹ *behaupte und für unsere Epoche als unbedingt notwendig ansehe, würde durchaus bestehen bleiben, selbst wenn der ganze historische Beweis in allen Punkten zu widerlegen wäre."* Diese Worte Rosenbergs bedeuten eine Mahnung und ein Programm für alle Zukunft, denn diese Worte bieten die trefflichste Illustration für die Gefahr der gefälschten Geschichte und gleichzeitig das Schutzmittel gegen diese Gefahr.

Die Gefahr besteht darin: Wer sich bei einer Behauptung hilfsweise auf irgendwelche „Tatsachen" der gefälschten Geschichte beruft und stützt, macht sich verwundbar, denn jede angerufene „Geschichtstatsache" kann wegen des in ihr niedergelegten absichtlichen Widerspruchs erfolgreich angegriffen und widerlegt werden. (Man braucht nur die entsprechende Gegenquelle, die absolut sicher vorhanden ist, aufzustöbern und vorzulegen!) Das Schutzmittel ergibt sich von selbst: Verknüpfe einen neuen Gedanken, eine neue Aufgabe, eine neue Idee niemals mit Fakten der gefälschten Überlieferung!

Mit der Erkenntnis: die mittelalterliche Überlieferung ist kein echter historischer Niederschlag, sondern ein Kunstprodukt, verliert die „Geschichte" des Mittelalters die Befugnis, weiterhin die Rolle einer Lehrmeisterin für die Menschheit zu spielen. Wirkliche Geschichte allerdings ist eine gewaltige Lehrmeiste-

rin, denn sie spricht die unverfälschte Ursprache des Erfahrungslebens. Dichtung dagegen bleibt immer ein kümmerliches Echo des wirklichen Lebens. In die Dichtung müssen Lebenslehren erst künstlich hineingelegt werden, wirkliche Geschichte aber gebiert aus sich selbst lebendige Lehren. Ist nun die mittelalterliche Geschichte als Dichtung erkannt, so wird auch die Geschichtsphilosophie manches schöne Phantasiegebäude wieder zerfallen lassen müssen, beispielsweise die morphologische Alters-Stufentheorie Spenglers.

„*Den Mut zu haben, wir selber zu sein, und das Handeln nicht von Gesichtspunkten ferner Jahrhunderte aus, sondern von den Notwendigkeiten unserer Zeit aus bestimmen zu lassen*“ – diese Forderung hat Rosenberg auf einer Lübecker Tagung der Nordischen Gesellschaft im vergangenen Jahre erhoben. Wir selber zu sein! Ein Ziel, so selbstverständlich wie nur etwas in der Welt, so notwendig, so lockend, so heilig und doch so unendlich schwer erreichbar. Weiß man nun, welcher Berg zwischen unserem Streben und seinem Ziele sich türmt? Welche Fesseln uns hindern, erfolgreich aufs Ziel loszuschreiten? Der Spuk der gefälschten Geschichte steht uns im Wege. Solange wir uns noch willig von mittelalterlichen Lugtendenzen seelisch ernähren lassen, solange atmen und leben wir trotz Flugzeug und Radio noch immer im Mittelalter, solange sind wir noch ferne vom Ziel: Wir selber zu sein!

1.

Die historischen Quellenrätsel

Die Väter der spätmittelalterlichen Geschichtsfälschungsaktion haben ihr Vorhaben selbstverständlich nicht in die Welt hinausposaunt oder die Öffentlichkeit von dem jeweiligen Stand ihrer dunklen Machenschaften auf dem laufenden gehalten. Sie haben vielmehr alles getan, die verräterischen Spuren ihrer geheimnisvollen Tätigkeit nach Möglichkeit zu verwischen. Es ist daher nicht daran zu denken, über die Aktion dieser „Wissenden" in Gestalt von Akten irgendwelche Aufzeichnungen vorzufinden. Für meine Beweisführung über die Tatsache der Fälschungsaktion stand mir also nur *ein* Weg offen: am Entstandenen selbst die Entstehungsweise zu vermitteln und aufzudecken. Die Überlieferungsquellen (Urkunden, Chroniken) mußten daraufhin untersucht werden, ob sie Merkmale und Spuren aufweisen, die uns über die Art ihrer Entstehung Aufklärung zu geben vermögen. Eine etwaige künstliche Entstehung der Quellen, so schloß ich, könnte und müßte an den Erzeugnissen der Aktion Fälschungsbrandmale hinterlassen haben – also war nach solchen Symptomen zu fahnden. Ich fand sie in Masse. Die Fülle dieser Fälschungssymptome gruppiert sich dem kritischen Auge ungezwungen zu einer Reihe von deutlich hervorstechenden Arten oder Klassen: Es sind das die Hauptbeweise für die Tatsache der Fälschungsaktion. Für diejenigen aber, welche erklären, von meiner im ersten Buch vorgelegten Beweisführung noch nicht überzeugt zu sein, wollen wir diese Symptomklassen bezeichnen als: die historischen Quellenrätsel.

Die großen Rätsel, die uns die papierne Überlieferung des Mittelalters aufgibt, sind neben anderen folgende:

1. Sind die bereits von der zünftigen Wissenschaft ermittelten Urkundenfälschungen, wie die Fachleute behaupten, isolierte, örtliche, praktisch-aktuelle Fälschungsvorkommnisse aus den verschiedenen mittelalterlichen Jahrhunderten oder sind es,

wie ich behaupte, die Resultate der einen großen „gelehrten" Aktion aus der Humanistenzeit?

2. Das psychologische Rätsel der mittelalterlichen „echten" Urkundenschreiber. Waren die Kanzleibeamten im Mittelalter wirklich die Ausgeburten von Dummheit und die Halbidioten, die sie gewesen sein müßten, wenn ihre Erzeugnisse historisch echt wären?
3. Das Rätsel der Verluststatistik mittelalterlicher Handschriften. Kann man es wirklich dem blinden Zufall zuschreiben, daß in der ungeheuren Masse der mittelalterlichen Schriftquellen fast regelmäßig die Urschriften (und die sogenannten „gemeinsamen Vorlagen") verlorengegangen sind?
4. Das Rätsel des gänzlichen Mangels weltlicher Register und Archive.
5. Das psychologische Rätsel der mittelalterlichen Chronisten und Nekrologienschreiber. Wie erklärt es sich, daß in unzähligen Fällen die mittelalterlichen Geschichtsschreiber besonders mit den Daten und Namen umspringen, als handele es sich nicht um Geschichte, sondern um Dichtung?
6. Das Rätsel der mittelalterlichen Rechtsgeschichte. Die „stummen" Jahrhunderte! Privatleute als Gesetzgeber!
7. Das Itinerar-Rätsel (in diesem Teil).

Diese Quellenrätsel sind – als „Rätsel" wenigstens – Tatsachen der mittelalterlichen Überlieferungsmasse, auf die ich in meinem Buche immer wieder mit allem Nachdruck hindeute, da merkwürdigerweise die historische Fachwissenschaft bisher das Dasein dieser Quellenrätsel gar nicht bemerkt zu haben scheint. Aber wie konnte man diese Rätsel nur übersehen? Oder wenn man sie erkannte, wie konnte man dann noch im historischen Kleinkram herumhantieren, unbekümmert darum, daß die großen Rätsel und Fragen drohend und mahnend hinter aller Überlieferung standen und nach einer Lösung verlangten? Das kommt daher, daß auch der historische Quellenforscher Spezialist ist und dies angesichts der gewaltigen Masse der Quellen

notwendig werden mußte. Von dem *Ganzen* wurde der Forscherblick immer mehr abgezogen und auf die *Teile* und das *Kleine* gelenkt. Dieses Arbeiten am Kleinen und Kleinsten war bitter nötig, und ich bin der Letzte, den Männern, die ihre ganze Kraft auf diese ungeheure Kleinarbeit verwandt haben, das ehrlich verdiente Lob vorzuenthalten. Aber jetzt sind wir auf dem Punkte, wo diese Kleinarbeiten – vorläufig wenigstens – zum Stillstand kommen können und müssen. Es gilt jetzt, aus den zahllosen Einzelposten die Summen zu ziehen, es gilt jetzt als dringendste Forderung, sich zu einer Überschau des Ganzen aufzurichten. Laßt die Blätter, Zweige und Bäume und schaut einmal wieder den Wald an! Faßt die großen Quellenrätsel ins Auge und löst sie!

Wer die Rätsel der Überlieferung lösen will, muß sich zuerst darüber klar werden, daß sie nicht isoliert dastehen, sondern daß sie sich ineinander verschlingen. Schon bei einiger Beschäftigung mit ihnen wird man zur Einsicht kommen, daß es sich hierbei um Erscheinungen handelt, die von *einem* Wesen ausstrahlen, in einem einzigen Zentralpunkte zusammenstoßen. Es gibt nicht ebenso viele isolierte Einzellösungen wie es Einzelfragen gibt, sondern alle Rätsel kulminieren in *einem* Meridianpunkt und warten auf eine Generallösung. Ich glaube den Rätselkomplex gelöst zu haben dadurch, daß ich den Beweis der Tatsache einer spätmittelalterlichen, von Rom in Szene gesetzten Fälschungsaktion lieferte. Viele haben mir bereits zugestanden, sie seien durch meine Beweisführung überzeugt; andere, vor allem natürlich Fachgelehrte, geben zu verstehen, für sie sei ein schlagender Beweis noch nicht erbracht. Fachleute sind nun einmal schwer zu überzeugen. Da habe ich nun bereits an die zehn Hauptbeweise für die Tatsache einer spätmittelalterlichen Fälschungsaktion vorgeführt. Flugs hält man mir entgegen, alle diese Beweise seien gar nichts wert, ein kleiner Einwurf genüge, sie allesamt über den Haufen zu werfen. Dieser Einwurf lautet: *„Über zahlreiche Ereignisse der mittelalterlichen Geschichte (man braucht nur an die Kreuzzüge zu erinnern) besitzen wir auch arabi-*

sche und türkische Berichte. Sie stimmen auf das Ganze gesehen mit den deutschen und französischen Angaben überein. Allein damit wird schon Kammeiers These widerlegt. Denn Kammeier wird nicht behaupten wollen, daß die Fälschergenossenschaft auch diese morgenländischen Berichte … gefälscht hat. Sind sie aber echt, so sind es auch die entsprechenden abendländischen." [1]

Tatsächlich behaupte ich aber nun doch das dem Kritiker so unwahrscheinlich Dünkende: daß nämlich ganz selbstverständlich auch die entsprechenden arabischen (und andern morgenländischen) Quellen gefälscht sind. Wenn ich bisher die morgenländischen Quellen unbeachtet gelassen habe, so einfach deshalb, weil ich Schritt für Schritt vorgehen muß und nicht alles in einem Atemzuge behaupten und beweisen kann. Auch die morgenländischen Quellen werden zu gegebener Zeit auf Herz und Nieren geprüft werden. Einstweilen möge man sich mit der Mitteilung begnügen, daß schon für das Jahr 1579 *„eine eigene arabische Druckerei*" im Vatikan bezeugt ist.[2] Wenn die Kurie sich 1579 so lebhaft für arabische Literatur interessierte, daß sie im Vatikan eine eigene arabische Druckerpresse im Betrieb stehen hatte, so ist anzunehmen, daß dies Interesse für arabische Codizes überhaupt erstmalig schon einige Jahre vorher erwachte – vielleicht sogar einige Jahrzehnte früher, nämlich zur Zeit der großen Fälschungsaktion. Abendländische Geschichtsquellen fälschen – und die entsprechenden morgenländischen unangetastet lassen, nein, so dumm darf man sich die „Wissenden" der Humanistenzeit nicht vorstellen. (Ein notwendiger Fingerzeig für meine Kritiker: Wer meine Hauptthese der universalen römischen Fälschungsaktion umstoßen will, dem steht zu diesem Vorhaben nur der *eine* Weg offen, nämlich er muß notgedrungen die von mir aufgestellten Hauptbeweise widerlegen, und zwar nicht nur einen, sondern alle! An den Hauptbeweisen vorbeigehen und nun mit irgendeinem „Gegenbeweis" ankommen, den ich angeblich vergessen oder übersehen hätte, ist ganz und gar nicht das taugliche Verfahren, meine These zu erschüttern.)

Man weiß, wie gewaltig Richard Wagner aufbrausen konnte, wenn von ihm verlangt wurde, einige Takte in seinen Musikdramen zu streichen. Nun ist es aber lange nicht so verhängnisvoll, eine Wagneroper zu kürzen, als bei der Beweisführung meiner Thesen an Belegen zu sparen. Zumal der Gelehrte ruft in einemfort: Belege her! Denn der Gelehrte – man kann ihn treffend als den Gegensatz und Gegenpol des Forschers charakterisieren – wird schwerlich durch einen einfachen klaren Vernunftschluß überzeugt, sondern in den meisten Fällen erst durch die Massenhaftigkeit von Belegen. Die Wonne des Gelehrten ist der dicke Foliant. Darum kommt ihm ein Büchlein wie meins, das kaum 300 Seiten zählt, an Gelehrsamkeit viel zu dürr vor; ich hätte, um seinem Geschmacke zu genügen, von jedem Kapitel ein dickes Buch schreiben sollen, dann hätte er das Ganze mit mehr Wohlwollen betrachtet.

Somit bleibt mir nichts übrig, als – wenigstens für einige meiner Thesen – neue Beweise, also neue Belege anzuführen. Schließlich will ich doch nichts unversucht lassen, auch diesen oder jenen Gelehrten zu überzeugen. Eine merkwürdige Sache: So vertrauensselig man sich der papierenen Überlieferung gegenüber gibt, so skeptisch verhält man sich seiner eigenen lebendigen Erfahrung und Vernunft gegenüber.

Die von der Fachwissenschaft bisher schon aufgedeckten Urkundenfälschungen sind nicht isolierte, örtliche, praktische Vorkommnisse aus den verschiedensten Jahrhunderten des Mittelalters, sondern sie stellen allesamt Ergebnisse der einen großen spätmittelalterlichen „gelehrten" Aktion dar.*

Ich gehe von einem Grundsatze der lebendigen Gegenwartserfahrung aus. Die Erfahrung lehrt folgendes: Ein Urkundenfälscher, der mit seinen Falsifikaten praktische Vorteilszwek-

* Siehe dazu auch: Roland Bohlinger, „Ergebnisse der durch das *Institut für die Erforschung des Mittelalters* im Jahre 1986 veranstalteten Tagung *Fälschungen im Mittelalter*", Anhang 1 ab der 11. Auflage des Buches von Wilhelm Kammeier, *Die Fälschung der deutschen Geschichte,* Viöl 2000.

ke verfolgt, wird sich, gezwungen durch die Natur der Sache, bei Ausführung seiner Fälschungen eng an seine echten Vorlagen halten. Es wird keinem praktischen Fälscher einfallen, den Erfolg seiner Arbeit leichtfertig dadurch aufs Spiel setzen, daß er z.B. in der Nachzeichnung der Schriftzüge absichtlich von seiner Vorlage abweicht, daß er willkürlich Daten verrückt, Personennamen vertauscht oder erfindet. (Idioten und Dummköpfe selbstverständlich ausgenommen.) Legt man uns nun mittelalterliche Falschurkunden vor mit handgreiflichen Anzeichen der souveränen Verachtung der Merkmale echter Vorlagen, so nötigt jeden der gesunde Menschenverstand zu dem Eingeständnis: dies können unmöglich „praktische" Fälschungen gewesen sein. Denn man vergesse nicht: diese vergeblich praktischen Falsifikate sollen einstmals in Prozessen um materielle Dinge, die kein Pappenstiel waren, Verwendung gefunden haben!!

Diesmal sollen bei den folgenden Belegen nicht die sogenannten äußeren Merkmale (Schrift), sondern die „inneren" hauptsächliche Berücksichtigung finden.

Die „regionale" Turiner Fälschungsaktion

Die Fälschungen angeblich eines Turiner Klerikers aus der Mitte des 11. Jahrhunderts für mehrere italienische Bistümer und Klöster erwecken schon dadurch Interesse, daß es sich hier um eine von der Fachwissenschaft entlarvte regionale Unternehmung gehandelt haben soll (gemeinsamer Ausgangspunkt für mehrere Fälschungen verschiedener Aussteller). Noch einmal sei betont, daß die Fachwissenschaftler hier wie immer von „praktischen" Vorkommnissen reden, also von Beweismitteln in gerichtlichen Streitigkeiten.

Nach A. Hessel und H. Wibel [3] soll der Fälscher die Falsifikate für Modena, Bergamo und die Klöster S. Salvator und S. Constantius in den Jahren 1054-1057 bzw. 1070 auf Bestellung angefertigt haben. Da das Diplom für Modena (M) auf den Namen Konrads II., die anderen, für Bergamo (B) und die Klöster S. Salvator und S. Constantius (D) auf den Namen Heinrichs III. lau-

ten, so hätte also möglicherweise der Fälscher noch bei Lebzeiten König Heinrichs auf dessen Namen unechte Urkunden geschmiedet. Das würde nicht nur von Unverfrorenheit, sondern mehr noch von einem gefährlichen und einfach unverständlichen Leichtsinn der Auftraggeber, besonders des Bischofs von Bergamo und der Äbte der beiden Klöster, zeugen, die doch mit aller Gewißheit erwarten mußten, bei der Verwertung der Falschstükke einen großen Reinfall zu erleben, wenn es zur Prüfung der Urkunden kam. Hessel und Wibel meinen denn auch, daß die Fälschungen *„aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach dem Tode Heinrichs III.“* erfolgt seien, denn *„es ist nicht anzunehmen, daß ein Fälscher sich ohne Not der Gefahr hätte aussetzen sollen, so leicht überführt zu werden, wie es doch von der Kanzlei Konrads II. und Heinrichs III. noch hätte geschehen können“*. Nicht sehr lange nach 1056, wie Hessel und Wibel anzunehmen geneigt sind, vielleicht zum Teil noch 1057, müssen aber – immer nach herrschender Ansicht vorausgesetzt, daß es sich um praktische Fälschungen handelt – die Falsifikate angefertigt sein. Grund genug für den Fälscher und seine Auftraggeber, alle erdenkliche Mühe und Sorgfalt aufzuwenden, um die *Spuria* hinsichtlich der äußeren und inneren Merkmale untadelig kanzleigemäß zu gestalten. Die beteiligten Stellen mußten damit rechnen, daß so kurz nach Heinrichs Tode eine Kenntnis der Gepflogenheiten in der Kanzlei Heinrichs, der Ausstattung seiner Diplome, der Kanzler usw. noch in weiteren Kreisen lebendig sein mußte.

Der Fälscher hat denn auch bei seinen Arbeiten selbstverständlich echte Urkunden als Vorlagen zu Rate gezogen; es ergibt sich das u.a. aus dem Schriftbefund (Hessel u. Wibel, S. 327). In den Diplomen für Bergamo (B) und die Klöster (D) nennt der Fälscher als Rekognoszenten *Umfredus.* Auch diesen Namen hat er aus einer Vorlage, denn ein Kanzler Umfredus hat, wie aus echten Diplomen hervorgeht, vom Februar 1045 bis Ende November 1046 in der Kanzlei Heinrichs amtiert. Vor bzw. nach diesen Daten sind andere Kanzler in der Kanzlei beschäftigt gewesen. Selbstverständlich hätte nun ein praktischer Fälscher die

zu der Rekognition des Umfredus passenden richtigen Datumsangaben aus seiner Vorlage mit herübergenommen; er würde sich schwer gehütet haben, willkürliche Daten anzugeben, da man ja auf der Gegenseite durch Befragung des vielleicht noch lebenden Umfredus oder anderer Kanzleibeamter, jedenfalls auch mit Hilfe echter Urkunden ermitteln konnte, wann Umfredus rekognosziert bzw. nicht rekognosziert hatte. Was ergibt nun eine Vergleichung der Datierungen mit der Rekognition? *„Die in den beiden Diplomen (B und D) übereinstimmende Rekognition (durch Umfredus) weist auf die Zeit zwischen Ende Februar 1045 und Ende November 1046; hierher müssen also auch die Daten gehören. Wie verhält es sich aber damit ? In B paßt das Inkarnationsjahr und das Königsjahr zu 1041, dann aber ist die Indiktion um zwei Einheiten, die Ordinationszahl um zehn zu hoch, sie würde also erst zu 1051 gehören. Weder für 1041 noch für 1043, noch schließlich für 1051 – 52 ist aber die Rekognition (durch Umfredus) möglich.“ „Noch komplizierter aber ist der Fall in D. Hier passen freilich, abgesehen von dem um eine Einheit zu niedrigen Königsjahr, alle Zahlenangaben auf das Jahr 1047, aber dazu stimmen wieder alle anderen Angaben nicht. Die Rekognition ist für das Jahr nicht mehr möglich.“* (Hessel und Wibel) Elastische Datierung!

Noch eklatanter beweist folgender Umstand die Unmöglichkeit, daß die Turiner Fälschungen praktisch-aktuellen Beweggründen entsprungen sein könnten: *„Die Urkunde für Modena will noch für den Bischof Ingo (von Modena) ausgestellt sein. Das Datum dieses Diploms (16. März 1038) bezeichnet aber einen Zeitpunkt, an dem Ingo bereits tot und sein Nachfolger Wibert schon im Amte war“*, denn *„die erste von Wibert gegebene Urkunde, die noch in originaler Gestalt erhalten ist, ist bereits vom 17. Februar 1038 datiert.“* Somit müßte man annehmen, der Auftraggeber, eben der Bischof von Modena, hätte um 1054 – 59 nicht mehr aus den Akten oder einfacher durch Erkundigung am bischöflichen Hofe feststellen können, wann Bischof Ingo gestorben bzw. dessen Nachfolger das Amt übernommen habe, d.h., man müßte sich zu der Annahme entschließen, schon um 1054 – 56 habe am Bischofshofe über

Ereignisse von größter Wichtigkeit, die kaum zwanzig Jahre zurücklagen, völlige Unklarheit geherrscht – eine Unklarheit, die auch noch auf eine handgreifliche Weise in dem Äußeren des Falsifikates in Erscheinung tritt. „*In der Urschrift wird eigentümlicherweise der Anschein erweckt, als ob der Name des Bischofs zu Anfang in eine ursprünglich freigelassene Lücke nachgetragen worden sei. Das könnte mit einer Unsicherheit des Schreibers begründet werden, der nicht gewußt haben mag, welchen Namen er einsetzen sollte.*“ Nicht bei dem *Schreiber,* der die benötigten sachlichen Unterlagen von seinem bischöflichen Auftraggeber erhielt, sondern bei dem *Auftraggeber* liegt die Unsicherheit, und eben bei diesem ist solche Unsicherheit ganz und gar unmöglich!

Es bietet sich noch ein dritter Weg, um die wahre Natur der Turiner Fälschungen zu erkennen. In der Urkunde D „*nimmt König Heinrich III. das Kloster S. Salvator zu Tolla und das des hl. Constantius in der Diözese Turin in Schutz gegen die Übergriffe des Erzbischofs Wido von Mailand und verleiht den Äbten das Recht, sich an beliebigem Ort weihen zu lassen. Dem König ist zu Ohren gekommen, daß der Erzbischof Wido die ihm zustehende Schutzgewalt über die Klöster dazu mißbraucht habe, um beide Abteien schwer zu schädigen. Auf Bitte der Bischöfe von Turin und Brescia nimmt sich Heinrich ihrer an, bedroht durch den Erzbischof im Wiederholungsfalle mit schwerer Strafe und Entziehung aller Rechte.*“ (Hessel u. Wibel, S. 352) Man vergegenwärtige sich die Situation. Die Äbte der genannten Klöster haben unter Bedrückung durch ihren Schutzherrn, den Erzbischof Wido von Mailand, zu leiden, und sie sinnen auf Abhilfe. Endlich kommen beide geistlichen Herren überein, zur Abstellung des Übelstandes eine Maßnahme zu ergreifen, die ohne Frage das Verkehrteste, Unwahrscheinlichste, Lächerlichste und Dümmste darstellt, auf das ein Mensch in gleicher Lage verfallen kann. Von einem Berufsfälscher lassen sie sich ein Diplom auf den Namen des verstorbenen Heinrichs III. anfertigen mit dem Datum 1047, in dem Heinrich drohende Worte gegen Wido schleudert. Nach Hessel-Wibel wäre die Fälschung zwischen 1060 und 1070 entstanden. Wie wird sich nun wohl Erzbischof

Wido verhalten haben, wenn ihm um 1060 eine Kopie der angeblich 1047 ausgestellten und gegen ihn gerichteten Urkunde Heinrichs überreicht wurde? – oder mit anderen Worten: Sollten wirklich die Äbte nicht eingesehen haben, daß sie eine Riesendummheit begehen würden, wenn sie am erzbischöflichen Hofe eine angeblich von dem *verstorbenen* König Heinrich ausgestellte, *zehn und mehr Jahre alte Urkunde* überreichen ließen? Es kommt hinzu, daß Wido *„seine Würde der kaiserlichen Gunst verdankte und dauernd mit Heinrich in guten Beziehungen gestanden hat"*, was den beiden Äbten nicht unbekannt sein konnte. Dadurch, daß sie auch noch den Passus aufnehmen ließen, beiden Klöstern wird von Heinrich die Konsekration der Äbte an beliebigem Ort zugestanden, schnitten sie sich weiter auf geradezu leichtsinnige Art in das eigene Fleisch, denn *„die Konsekration liegt überhaupt außerhalb des Bereiches der kaiserlichen Befugnisse"*. –

Überdenken wir nun nochmals alle Ungeheuerlichkeiten dieser vorgeblichen praktischen Fälschungen, so können wir, die wir keine Gelehrten, sondern Leute mit unverschultem Verstand sind, nichts anders, wir müssen mit dem Kopf schütteln. Solchen hahnebüchenen Unsinn haben einstmals Äbte und Bischöfe in hartnäckigen Prozessen als Beweismittel verwendet?! Wenn man uns überreden will, so etwas zu glauben, dann müssen wir erst unseren Verstand als unnützes antiquarisches Gehirnmöbelstück auf die Rumpelkammer schaffen. Der bornierte Fälscher selbst! Die dummen Äbte und Bischöfe, welches solches Zeug annahmen und vorzeigten! Die dummen Richter! Und die unglaublich dumme Gegenpartei!! Eine merkwürdige Menschheit einstmals im Mittelalter – vorausgesetzt, daß man derartige Falsifikate für praktische Fälschungen hält!

Für uns besteht gar kein Zweifel mehr: die Dinge sind nichts anderes als verunglückte Objekte der spätmittelalterlichen Aktion. Man beobachtet es ja an der ganzen Machart mit fast sinnlicher Gegenwärtigkeit, wie die Humanistenfälscher krampfhaft bemüht sind, in ihre erdichtete Abts- bzw. Bischofschronologie

einigermaßen Ordnung und Kongruenz mit den vorkommenden Namen zu bringen.

Es gibt in der Wissenschaft gewisse Menschen, die nicht so leicht gewillt sind, aus eigener Erfahrung hergeleitete Vernunftschlüsse als überzeugend anzuerkennen, die vielmehr darauf warten, sich einer Autorität beugen zu können. Für solche will ich nunmehr Autoritäten sprechen lassen. Die Verfasser des in den Jahren 1750 bis 1756 erschienenen Werkes *Nouveau traité de diplomatique* sind auf dem Gebiete der Urkundenwissenschaft solche Autoritäten. (Ich verweise auf mein Buch *Fälschung der deutschen Geschichte,* S.16*) Ich zitiere im folgenden Kapitel nach der deutschen Übersetzung dieses Werkes, das den Titel führt: *Neues Lehrgebäude der Diplomatik*.[4] Die Verfasser Toustain und Tassin waren Benediktiner, und ebenso wie es mir ein Leser übelgenommen hat, daß ich in meinem ersten Buche Jesuiten angeführt habe, so wird er auch vielleicht jetzt unzufrieden sein, wenn ich auf Benediktiner Bezug nehme. Ich verweise auf die Anmerkung 5, wo ich meine Einstellung zu Jesuiten usw. gekennzeichnet habe.

2.

Beweis durch Erfahrung – Beweis durch Autorität

Die um 1750 schreibenden Verfasser des *Neuen Lehrgebäudes der Diplomatik* besaßen nicht nur ein großes Wissen von urkundlichen Dingen, sondern sie konnten gelegentlich – leider nicht allzuoft – den ganzen papierenen Wust beiseite schieben, um einmal mit klarem Auge in die lebendige Gegenwart zu schauen. Statt toten Buchstaben Glauben zu schenken, besannen sie sich in solchem Augenblick, daß sie einen Verstand hatten, dem man ja auch einmal das Wort verstatten könnte. Und der kritische Verstand sagte ihnen folgendes: „*Von was für Nutzen mögen wohl*

* In der 11. Auflage, Viöl 2000, auf Seite 18 f.; d. Hrsg.

Urkunden sein, die man für alt ausgibt, ob sie schon jetzt geschmiedet [d.h. gefälscht] *worden?*" Die Verfasser wollen nämlich dartun, daß *„es fast allezeit (im Mittelalter) ohne Nutzen war, alte Urkunden zu schmieden"*. Denn, sagen sie: *„Sie* [d.h. die gefälschten Diplome] *können zu weiter nichts dienen, als sich neuer Gerechtsamen anzumaßen oder diejenigen zu behaupten, in deren Besitz man ist. Im ersten Falle sind sie augenscheinlich unnützlich, weil sie dem rechtmäßigen Besitzer Güter oder Gerechtsamen, welche ihm durch die Verjährung bestätigt worden, nicht nehmen können. Im zweiten Fall sind sie eben nicht mehr behilflich, ihm Vorteile zu verschaffen, welche ihm vermöge eben dieses Gesetzes zuwege gebracht worden."* [6] Man merkt, worauf die Verfasser hinauswollen: sie schicken sich zu einem kritischen Verfahren an, dessen Maßstäbe nicht der papierenen Überlieferung, sondern der lebendigen Wirklichkeit entnommen sind. Was ich in meinem Buche den Fachwissenschaftlern als funkelnagelneuen Grundsatz hingestellt habe: Übersetzt die papierenen „Tatsachen" der Überlieferung in die Praxis! Kritisiert die Psychologie mittelalterlicher Menschen durch die allgemeine Gegenwartserfahrung! Dieser Grundsatz fand also schon vor zweihundert Jahren in einigen Ausnahmefällen seine Verfechter.

Hören wir, was die alten Verfasser weiter auf Grund der Appellation an ihre Vernunft schließen: *„Wenn man* [eben als ›praktischer‹ Fälscher] *aus den neu geschmiedeten Stücken Vorteil zu erhalten gesucht hat, so hat man sich entweder kurz nach ihrer Erdichtung derselben zu bedienen gedacht, oder bei Lebzeiten derjenigen, welche sie untergeschoben hatten, oder welche dieser Betrüger Mitgehilfen waren … Man hat also Gebrauch davon gemacht gegen die rechtmäßigen Besitzer* [der zu erschleichenden Güter] *alsbald oder doch einige Jahre nach deren Verfertigung. Nun ist es aber nicht natürlich, sich vorzustellen, daß diese sich würden haben ihrer Güter und ihrer Gerechtsamen berauben lassen ohne einige Widerrede. Man hat also diese bis dahin unbekannten Urkunden vor Gericht vorzeigen müssen … Es mußte auch sonst derjenige, welcher von einem Diplom Gebrauch machte, nicht nur Zeugen vorbringen, welche auf seiner Seite aussag-*

ten, aber auch allezeit gewärtig sein mußten, mit ihm binnen etlichen bestimmten Tagen über das Evangelienbuch und die Reliquien der Heiligen zu schwören, daß das Stück wahr sei … Der Urkundenschmied und seine Zeugen hatten also die verdrießlichsten Umstände zu erwarten … Daß es aber dergleichen Ungeheuer viele in den Freistätten der Heiligkeit [Klöstern] *gegeben haben sollte, ist eine lächerliche Vorstellung.*“ [7]

Ganz richtig wollen die Verfasser sagen: da die Falschurkunden in den Prozessen bei Gericht vorgelegt werden mußten, so werden es sich die Fälscher vorher ganz gehörig überlegt haben, ob ihre Falsifikate auch so recht geraten seien, daß sie mit ihnen keinen Reinfall erleben würden. Denn sie gingen ein gefährliches Risiko ein. *„Hätte man sich fremder Güter bemächtigen wollen, so würden die Eigentümer nicht stillgeschwiegen haben, zumal da sie tausend Mittel gehabt, ein neues Original der Unrichtigkeit zu überführen. Hätte man sie aber durch eine solche Urkunde nur in dem Besitze rechtmäßiger, aber streitiger Vorrechte erhalten wollen, so würde der Urheber einer solchen falschen Schrift in Gefahr geraten sein, alles zu verlieren, wenn er Stücke hätte vorbringen wollen, deren Unrichtigkeit dargetan werden konnte… Wenn man aber demohngeachtet einen Betrüger für so unbesonnen halten wollte, daß er sich auch der allergrößten Gefahr* [hätte] *unterziehen können, so darf man gewiß nicht zweifeln, daß er entdeckt, seine Urkunde der Unrichtigkeit überführt und dieselbe folglich auch unterdrückt worden* [wäre]. *Sie kann also auch nicht mehr vorhanden sein.*“ [8]

Der Schluß, falsche Urkunden aus dem Mittelalter können eigentlich gar nicht mehr vorhanden sein (oder nur in den allerseltensten Fällen, wenn sie sehr gut gelungen waren, durchgeschlüpft sein!), ist vollkommen berechtigt. In der Praxis würden tatsächlich nicht ganz tadellose Nachahmungen bei ihrer Vorlage entlarvt und unterdrückt worden sein. Total verunglückte Stücke hätte eine Partei in der harten Wirklichkeit überhaupt nicht einmal vorzuzeigen gewagt. Es können also wirklich unechte Urkunden überhaupt gar nicht mehr vorhanden sein, oder doch nur in verschwindend geringer Zahl. So schlossen schon vor 200

Jahren unter Bezugnahme auf die lebendige Wirklichkeit die Verfasser des Werkes *Neues Lehrgebäude der Diplomatik,* und genau zu demselben Schlüsse gelangen auch wir.

Aber in diesem Augenblick fällt uns eine Tatsache ein, die unseren Schluß glattweg über den Haufen zu werfen droht. Hat denn die moderne Urkundenwissenschaft nicht bereits eine Unmenge falscher Urkunden aus dem Mittelalter aufgedeckt?! Sind falsche Stücke nicht also doch in Masse vorhanden?? Allerdings, die schon von der Fachwissenschaft ausgemerzten Falsifikate bilden einen ansehnlichen Haufen, und die Verfasser des *Neuen Lehrgebäudes der Diplomatik* würden vor Staunen und Entsetzen die Sprache verlieren, wenn sie hören müßten, wie viele unechte Diplome allein schon mittels der hergebrachten Relativkritik aufgestöbert worden sind. Was gilt denn nun? Der Schluß, daß keine Falschstücke mehr vorhanden sein können? Oder die Tatsache, daß wirklich unzählige Fälschungen vor unseren Augen aufgedeckt liegen?

Der Schluß aus dem wirklichen Leben gilt! Die „Tatsache" der aufgedeckten Fälschungen ist eine „papierene" Tatsache, die erst durch das kritische Experiment der rationalen Interpretation auf die Art ihrer Realität geprüft werden muß, nämlich ob ihre Realität eine natürliche oder künstliche ist. Unser Schluß, daß keine falschen Urkunden aus dem Mittelalter vorhanden sein können, begreift bereits die kritische Realitätsprüfung der papierenen Tatsache als Voraussetzung in sich und beweist die künstliche Geburt dieser vorgeblichen Überlieferungstatsache. Wir stehen in Wahrheit vor keinem Dilemma! Unser Schluß besagt ja: Es können keine „praktischen" Fälschungen mehr vorhanden sein! Diese sind auch nicht vorhanden. Denn die von der Fachwissenschaft aufgedeckten Fälschungen können keine praktischen Fälschungen sein (wie die Fachleute behaupten), da solche praktischen Ungeheuer, wie sie die Wissenschaft aufgestöbert hat, unmöglich von vernünftigen Menschen in hartnäkkigen Prozessen als Beweismittel gebraucht worden sein können. Die papierne Tatsache, daß solche total verunglückten

Stücke noch in Masse in Archiven ruhen, daß sie überhaupt da sind, beweist unanfechtbar ihre künstliche Entstehung, ihren gelehrten Ursprung, beweist, daß es allesamt Erzeugnisse der spätmittelalterlichen Fälschungsaktion sind, die niemals im wirklichen Leben auf dem Tische eines mittelalterlichen Gerichtshofes gelegen haben.

Halt! höre ich die Fachwissenschaftler rufen, wir haben Beweise (gemeint sind Berichte aus der papierenen Überlieferung), daß tatsächlich die unglaublichen Machwerke einst als echt anerkannt und bestätigt worden sind. Gern will ich zugeben, daß sich solche Fälle als seltene Ausnahmen ereignet haben können, wenn beispielsweise die Korruption, die ja keine Erfindung der Neuzeit ist, einmal himmelhohe Wogen trieb und die angegriffene Gegenpartei teils machtlos, teils außergewöhnlich borniert war. Aber man wolle uns doch nicht einreden, daß solche Machwerke in hunderten, nein in tausenden Fällen im Gedränge der bitterernsten Wirklichkeit durchgeschlüpft wären. Und wenn wirklich im rauhen Leben ein solcher total verunglückter Wechselbalg durch eine neue „echte" Urkunde bestätigt worden wäre, so muß man dem immer vor Entdeckung bangenden Fälscher wenigstens so viel Überlegung zutrauen, daß er nach Erlangung des neuen „echten" Stückes das alte verräterische Stück schleunigst in den Ofen warf. Ich erkläre also, die vielen aufgedeckten Machwerke, die uns beweisen, daß die Fälscher von ihren Vorlagen absichtlich abgewichen sind, können unmöglich praktische, in der Wirklichkeit einst verwertete Fälschungen sein. Doch die Fachleute scheren sich mit Recht wenig um meine Erklärungen, denn ich bin keine Autorität; es muß also wieder eine Autorität her.

Julius Ficker, der Entdecker der uneinheitlichen Datierung (siehe darüber *Die Fälschung der deutschen Geschichte,* Teil 1), genießt in dem Bezirk der Urkundenwissenschaft den Ruf einer Autorität erster Klasse. In einem Briefe vom 12. März 1876 schreibt Ficker: *„In meiner Einleitung* [Ficker meint die ›Vorbemerkungen‹ in seinem Buch *Beiträge zur Urkundenlehre] muß ich*

auch gegen seinen [gemeint ist der bekannte Urkundenforscher Stumpf] *mir haarsträubend erscheinenden Satz polemisieren, daß die Fälscher absichtlich Protokolle aus mehreren echten Vorlagen kombiniert hätten, um keinen Verdacht zu erregen! Das kommt mir doch vor, als wenn man behauptete, die Falschmünzer ahmten absichtlich ihre Vorlagen nicht zu genau nach!*“ [9] In seinen Beiträgen zur Urkundenlehre läßt Ficker sich genauer über diese haarsträubende Annahme aus. „*Benutzt ein Fälscher für sein Machwerk eine echte Vorlage, so ist er dazu durch das Streben veranlaßt, jenes einer echten Urkunde möglichst ähnlich zu machen. Das wird er nur dann zu erreichen hoffen dürfen, wenn er sich der Vorlage so eng anschließt, als das der Zweck der Fälschung irgend erlaubt … In dieser Richtung scheint mir nun insbesondere durchaus unzulässig die Annahme absichtlicher Abweichungen von der Vorlage behufs Ablenkung des Verdachtes, wie dieselbe von Stumpf vertreten ist … Der umsichtige Fälscher, der überhaupt echte Urkunden zu Rate zieht, zeigt doch schon dadurch, daß er recht wohl weiß, wie er nur durch möglichst engen Anschluß an die Vorlage den Verdacht ablenken kann … Aber so lange nicht glaublich zu machen ist, daß die Abweichungen der falschen Münzen von den echten daraus zu erklären sind, daß die Falschmünzer Bedenken trugen, die echten gar zu genau zu kopieren, um nicht Verdacht zu erregen, solange dürfte daran festzuhalten sein, daß für die Erklärung der Abweichungen gefälschter Urkunden von den echten Vorlagen jede Annahme zulässiger ist, als die, durch solche Abweichungen das Falsifikat weniger verdächtig zu machen.*“ [10]

Das nenne ich vernünftig, weil erfahrungsgemäß geurteilt. Aber der Leser darf nun nicht etwa meinen, weil Ficker die Annahme der bewußten und absichtlichen Abweichung von echten Vorlagen seitens der Fälscher für haarsträubend erklärt, so stände er auf meinem Standpunkt, diese Machwerke könnten unmöglich „praktische“, sondern es müßten „gelehrte“ Fälschungen sein. Ficker folgert ganz anders; denn seine Bestrebung zielt von vornherein darauf ab, möglichst viele verdächtige Urkunden als trotzdem echt zu erweisen. Er sagt also: Nehme ich an, diese Stücke sind (praktische) Fälschungen, so stehe ich vor der Unge-

heuerlichkeit, die Fälscher hätten absichtlich ihre Vorlagen nicht genau nachgeahmt; ich halte daher diese Urkunden für echt und will einmal sehen, ob sich die Unregelmäßigkeiten nicht bei Annahme der Echtheit leichter erklären lassen. Ficker kam dann u.a. auf die Idee der sogenannten *„nicht einheitlichen Datierung"*, und siehe da, es gelang ihm anscheinend, die Echtheit der in Frage stehenden Diplome zu retten. Ich habe nun bereits im Teil 1 der *Fälschung der deutschen Geschichte* gezeigt, was es mit dieser Entdeckung der nicht einheitlichen Datierung auf sich hat, daß sie an die Stelle der einen Ungeheuerlichkeit nur eine andere Ungeheuerlichkeit setzt, nämlich eine abgrundtiefe Borniertheit der Schreiber vorgeblich „echter" Urkunden. Im nächsten Kapitel werden wir uns mit diesem Datierungsrätsel noch einmal gründlich befassen müssen. Es gibt eben nur eine vernünftige Lösung all dieser Rätsel: alle diese geschilderten Machwerke sind weder echt, noch sind es praktische Fälschungen, sondern sie sind Resultate der „gelehrten" Aktion.

Die vorgeblich „praktischen" Urkundenfälschungen Gottfrieds von Vendôme.[11]

Wie sehr die Verfasser des *Neuen Lehrgebäudes der Diplomatik* verblüfft sein würden, wenn es ihnen möglich wäre, den stattlichen Haufen der bereits mit den Untersuchungsmethoden der heutigen Fachwissenschaft entdeckten Urkundenfalschstücke zu betrachten, liegt auf der Hand. Hatten sie doch auf Grund von Erfahrungsschlüssen dargetan, unechte Urkunden, wenigstens in größerer Zahl, könnten gar nicht in den Archiven vorhanden sein. Sie meinten „praktische" Fälschungen, und in dieser Beziehung stimmt auch ihr Schluß. Sie würden an aller Vernunft verzweifeln, wenn ihnen zum Beispiel erzählt würde, von 44 Urkunden des Klosters *La Trinité de Vendôme* seien nicht weniger als 20 Fälschungen! H. Meinert, dem wir diese Angabe verdanken, behandelt im 10. Bande des *Archivs für Urkundenforschung* diese Fälschungen von Vendôme.

In Frage kommen die päpstlichen Privilegien für das genannte Kloster. Gefälscht haben soll der Abt Gottfried von Vendôme, angeblich im Jahre 1094 und in den folgenden Jahren. Selbstverständlich soll er mit seinen Betrügereien, nach herrschender Annahme, praktische Zwecke verfolgt haben. Lächerlich, zu meinen, er hätte aus Langeweile und zum Spaß so kräftig gefälscht! Man muß zugestehen, der Abt Gottfried war ein mutiger Mann, denn ohne Bekümmernis unternimmt er das Wagnis, er, der um 1094 fälschte, seine Falsifikate in die Jahre 1040, 1047, 1050, 1061 usw. zu verlegen! Einige der in seinen Machwerken genannten Notare, Zeugen konnten doch 1094 noch lebendig sein! Aber Gottfried ist kein Dummkopf. Wir hören, er verfahre bei seinen Betrügereien mit *„mosaikartiger Sorgfalt"*, er habe echte Vorlagen *„geschickt und glänzend"* verwendet und umgestaltet. Er ist auch beileibe kein Einsiedler, er unternahm häufige Reisen und verkehrte mit Päpsten und hohen geistlichen Würdenträgern (a.a.O. S. 318/319). Er hatte also reichliche Gelegenheit, sich über urkundliche Dinge und Angaben, die ihn heimlich interessierten, zu informieren. Leider, leider muß er sich oft einen Bären haben aufbinden lassen. Denn ihm, dem *„scharfsichtigen"* Fälscher, der *„höchste Bildung mit größtem Geschick"* vereinte, passieren bei Ausarbeitung seiner Falschstücke die unglaublichsten Fehler – besonders natürlich, wir ahnen es bereits, in der Kongruenz der Datumsangaben mit den genannten Personen und gemeldeten Ereignissen. Seine Unsicherheit ist geradezu krankhaft heftig. Über die angeblich 1040 erfolgte Gründung seines Klosters fabrizierte er nämlich gleich drei Urkunden! Nicht etwa gleichlautende. Vielmehr weichen die drei Stücke sowohl in der Datierung als auch in der Aufzählung der Besitztümer und in der Darstellung der Ereignisse voneinander ab. Wer sich also für die Gründung des Klosters interessierte, dem widerfuhr das Vergnügen, unter Umständen von dem Abte drei Privilegien vorgelegt zu bekommen.

Als Gottfried 1095 das eine Privilegium schmiedete, war er so konfus, um nicht zu sagen geistesverwirrt, daß er trotz seiner

Beziehungen zu den Päpsten nicht festzustellen vermochte, welcher Papst um das Jahr 1040 – zur Zeit der Ausstellung des gefälschten Privilegiums – in Frage kommen mußte. Er sitzt in der Klemme und weiß nicht, was er machen soll, denn ein Papstname muß in seiner Fälschung denn doch wohl genannt werden. Wie gesagt, kein Mensch kann ihm das Richtige verraten!! Da endlich verfällt unser Abt auf eine geniale Lösung: er nennt einfach 3 Päpste zugleich!! (Benedikt IX., Clemens II. und Victor II.) Und dabei lagen doch die Ereignisse der Gründung angeblich nur rund 50 Jahre zurück! Über Papst Victor II. muß Gottfried zeitlebens nicht ins reine gekommen sein, denn in zwei Privilegien, die er ausdrücklich als von Victor herrührend schmiedet, läßt er vorsichtshalber jede Datierung weg (a.a.O., S. 269). Aber es kommt noch toller.

Wir wissen, Gottfried war nicht bange; er war direkt verwegen. Seine Unverfrorenheit war so groß, daß er 3 Privilegien Papst Urbans II. fälscht, das heißt eines Papstes, der sein Zeitgenosse war und der angeblich 1096 als sein Gast in Vendôme weilte (a.a.O., S. 289). Wollte er nicht alles aufs Spiel setzen, so mußte er jetzt bei seinen Fälschungen vorsichtig, sehr vorsichtig sein und alle seine Geschicklichkeit anwenden. Was besagt nun der Befund dieser Falschstücke? Er fälschte diese so, daß zwar alle drei die Tagesbezeichnung, die Indiktion und das Pontifikatsjahr des Papstes übereinstimmend aufweisen, aber – keine der drei verschiedenen Jahrangaben stimmt mit den übrigen Datierungsangaben (Indiktion, Pontifikatsjahr) überein. Die eine Urkunde (nicht im Manuskript, nur in der Überlieferung vorliegend) hat das Jahr 1093, die zweite hat 1119 und die dritte 1118. Sollte die Jahresangabe mit der Datierung des Tages, der Indiktion und des Pontifikatsjahres zusammenpassen, so mußte Gottfried das Jahr 1098 hinsetzen.

Menschen, die ihre Lebenserfahrung höher schätzen als die papierne Überlieferung, werden nicht zu bewegen sein, hier an praktische Fälschungen zu glauben. Sie werden es um so weniger, wenn sie noch dazu hören müssen, alle diese Machwerke

seien als Hilfs- und Beweismittel des Vendômer Abtes in erbitterten Prozessen mit weltlichen und geistlichen Mächten gebraucht worden. So soll Gottfried wegen verschiedener Besitztümer mit dem Grafen von Vendôme hartnäckig gestritten haben. Und mit solchen hanebüchenen Urkunden soll Gottfried unangefochten durchgeschlüpft sein, und nachdem er durchgeschlüpft war, soll er die verräterischen Papiere nicht schleunigst vernichtet, sondern zum ewigen Andenken (zur ewigen Gefahr!) im Klosterarchiv aufbewahrt haben. Die Verfasser des *Neuen Lehrgebäudes* glaubten schon 1750 nicht an solche Märchendinge; nichtsdestoweniger soll es heute noch Leute geben, die fest daran glauben.

Man könnte jetzt einwenden: zugegeben, daß Fälscher (wie die Turiner und der Vendômer Abt) mit solchen Stücken, die gleichzeitig oder nur 30 bis 50 Jahre zurückdatiert waren, unmöglich im praktischen Leben durchschlüpfen konnten; aber war man denn im „unkritischen" Mittelalter auch imstande, vorgezeigte angeblich hundert und mehr Jahre alte Urkunden (also auch sehr alte gefälschte) auf ihre Echtheit zu prüfen? Zumal wenn man sich erinnert, daß ja gar keine weltlichen Register vorhanden waren, die man zu Rate ziehen konnte? Dieser Einwurf ist schon von den Verfassern des *Neuen Lehrgebäudes* mit einer sehr klugen Gegenfrage beantwortet worden, die bereits zu Anfang dieses Kapitels einen Platz gefunden hat. Sie lautet: „*Von was für Nutzen mögen wohl Urkunden sein, die man für alt ausgibt, ob sie schon jetzt erst geschmiedet worden?*" Zu ihrer Antwort, die man ebenfalls eingangs des Kapitels nachlesen kann, sei hier folgendes hinzugefügt. Wenn in Prozeßstreitigkeiten über alte Urkunden betreffs ihrer Echtheit oder Unechtheit nicht entschieden werden konnte, so war das Vorlegen solcher alten Stücke praktisch unnütz, denn dann konnte jede verdächtig gemacht und durch andere Beweismittel (Berufung auf die Verjährung) entkräftet werden. Wenn man wußte, kein Mensch kann alte unechte Urkunden von echten unterscheiden, so konnten und hätten auch gewiß beide Parteien tüchtig alte Diplome gefälscht und

vorgezeigt. Hätte da das Gericht nach Laune oder Gunst entscheiden sollen und hätte es auf alle anderen Beweismittel einfach verzichten dürfen? Und das in unzähligen Fällen? Nein, die Mauriner haben schon recht und erfahrungsgemäß geschlossen: Alte Urkunden schmieden, um sie praktisch zu gebrauchen, bedeutete eine unnütze Arbeit, die man sich sparen konnte, denn wenn die zuständigen Instanzen ratlos vor solchen Dingen standen, so war es sicher, daß sie eben alte Urkunden als Beweismittel nicht zugelassen haben würden. Auch diese Erwägungen machen es wieder klar: die Fülle der erhaltenen Falsifikate ist Ausfluß der gelehrten Aktion.

3.

Blühender Blödsinn in „echten" Urkunden

Dadurch, daß J. Ficker sich energisch gegen die *„haarsträubende Annahme"* wehrte, mittelalterliche Fälscher hätten absichtlich ihre Vorlagen nicht genau nachgeahmt, um auf solche merkwürdige Weise den Verdacht der Unechtheit *„abzulenken"*, bewies er seinen scharfen Blick für die lebendigen Dinge der Gegenwartserfahrung. Es erbarmte ihn auch die Behandlung des mittelalterlichen angeblich praktischen Fälschers durch seine Fachgenossen, die solch armen Kerl als den willkommenen „Prügelknaben der Diplomatik" ansahen, dem sie alle Rätsel und Ungereimtheiten der urkundlichen Überlieferung aufs Konto schreiben konnten. Demgegenüber betonte er nachdrücklich, daß solche Fälscher nur in der Phantasie der Diplomatiker denkbar seien, aber im wirklichen Leben niemals – besonders nicht als epidemische Erscheinung – hätten existieren können. Diese sonderbaren Gestalten gleichen sich ja durchs ganze Mittelalter hindurch wie geistige Zwillinge; einer benimmt sich bei seiner Hantierung genau so dämlich wie der andere. Unerhört dieser mittelalterliche „praktische" Fälschungsdrang! Dieser Trieb war in jenen Menschen so gewaltig, daß sie, wenn mal zufällig gar

nichts Richtiges und Vernünftiges zu fälschen da war, aus reinem Mutwillen(!) fälschten. Erzählt uns doch zum Beispiel E. Caspar: „ *Daneben muß man freilich im Auge behalten, daß… den Fälscher in jedem einzelnen Fall auch der reine Mutwille geleitet haben kann, vorhandenes Echtes durch Falsches zu ersetzen.*“[12] Echte Urkunden durch falsche zu ersetzen – aus Spieltrieb, Laune, Mutwillen! So rätselhaft war die Psyche dieser „praktischen“ Fälscher, man muß schon sagen unheimlich, daß diese Leute gar nicht selten zum eigenen Nachteil fälschten (vorausgesetzt, daß man wirklich immer noch an „praktische“ Vorkommnisse glaubt). Ein solcher Psychopath war der Mönch Eberhard in Fulda. Um 1160 soll dieser Mann auf unserem Planeten herumgegeistert und *„mehr mit Eifer als mit peinlicher Wahrheitsliebe“* aus Fuldaer Chartularen Auszüge gemacht haben, die uns in dem berüchtigten *Codex Eberhardi* vorliegen.

Ein Vergleich der Eberhardschen Auszüge mit den erhaltenen Chartularen ergibt, wie E. Stengel dartut, *„daß unser Mönch seine Vorlagen nicht nur zusammengezogen und inhaltlicher Einzelheiten, der Zeugen, der Datierung entkleidet, sondern vielfach aus Flüchtigkeit*[!] *wesentliche Bestandteile, wie einzelne, ja zahlreiche*[!!] *in die Schenkung einbegriffene Orte ausgelassen*[!!] *hat, womit er gewiß dem Vorteil seines Klosters nicht diente.*“ [13] Der Meinung sind wir auch! Aber was schert diese „praktischen“ Fälscher der eigene Vorteil! Wenn sie nur ihren Fälschungsdrang sich austoben lassen können. Eberhard läßt uns aus dem Staunen gar nicht herauskommen. Man lasse sich erzählen: *„Ihm sind neben manchem Mißverständnis zuweilen auch absichtliche*[!] *Veränderungen, wie die Ersetzung eines ihm gleichgültigen*[!] *oder unbekannten Ortes durch einen andern, der ihm mehr am Herzen lag, mit unterlaufen; in einigen Fällen hat er solche Orte selbst neu hinzugefügt.*“ (a.a.O.) Auch mit den Gaunamen „unterläuft“ unserem Eberhard „absichtlich“ eine bewußt-unbewußte Vertauschung. So ist *„seine Vorliebe auffallend, mit der er fast bei jeder Gelegenheit für den Rheingau den kleinen thüringischen Ringgau einsetzt*“.

Für solch absonderliches Treiben eines angeblichen Urkundenkopisten fehlen der zünftigen Forschung ersichtlich alle Begriffe, und wenn Stengel das psychische Phänomen durch das hier nun ganz und gar nicht angebrachte Wörtlein Flüchtigkeit zu erklären sucht (und dabei mit „unterlaufener Absichtlichkeit" operieren muß), so glaubt Tangel des Rätsels Lösung in der Annahme gefunden zu haben, dieser Mönch sei ein psychopathisch veranlagter Mensch gewesen. Wir brauchen uns über den Mönch Eberhard nicht lange den Kopf zu zerbrechen, denn er hat niemals gelebt und praktisch gefälscht. Uns bezeugt vielmehr dieser *Codex Eberhardi* aus sich heraus, wie, wo und wann er das Licht der Welt erblickte: nämlich in einer gelehrten Filiale der spätmittelalterlichen Fälschungsaktion. Solche souveräne Verachtung „echter" Vorlagen kennzeichnet die lavierende, tastende und verkleisternde Arbeit der Genossen der großen Aktion.

Aber wir kommen nun auf J. Ficker zurück. Er sagte also seinen Fachgenossen: schiebt um Himmels willen die Absonderlichkeiten der Überlieferung nicht immer (praktischen) Fälschern in die Schuhe; denn damit macht ihr die Rätsel nur noch unerklärlicher. Damit hatte er recht. Ich rate euch, es einmal auf einem anderen Erklärungswege zu versuchen, sagte Ficker weiter. Wir wollen sehen, ob wir nicht die großen Fragezeichen besser auflösen können, wenn wir – nun ja, wenn wir die fraglichen Stücke für echt(!) ansehen. Er betrat diesen Weg und schrieb sein zweibändiges Buch *Beiträge zur Urkundenlehre* und fand lebhafte Zustimmung. Unter anderem entdeckte er die Lösung der sogenannten nicht einheitlichen Datierung, über die ich schon in der *Fälschung der deutschen Geschichte* Bericht erstattet habe. Er entrollte auch seinen Fachgenossen ein Bild von der stufenweisen Entstehung der mittelalterlichen Urkunden. Aber schon Sickel, die andere Autorität, hob bald warnend den Finger: *„Kaum waren Fickers Beiträge erschienen, so ist hie und da mit Berufung auf ihn in Folgerungen und Behauptungen über das rechte Maß hinausgegangen, so daß mir eine Mahnung zur Vorsicht am Platze zu sein scheint."* [14]

Sickels Warnung ist sehr am Platze, damals und heute. Denn was hat Ficker getan? Er hat die Schwierigkeiten der urkundlichen Überlieferung nicht im geringsten *„leichter erklärt“*, er hat die Ungeheuerlichkeiten nur von Punkt a auf Punkt b verschoben, er hat zwar die (praktischen) Fälscher von der abgrundtiefen Dummheit entlastet, dafür aber alle Fülle der Borniertheit den Schreibern „echter“ Urkunden ins verkümmerte Gehirn geladen. Die Prügelknaben der Diplomatik müssen nun die Verfasser und Schreiber der „echten“ mittelalterlichen Urkunden spielen. Nicht um einen Deut hat Ficker die Erklärung der Urkundenrätsel erleichtert. Den einen erlösenden Weg, der aus allem Wirrwarr hinausführt, hat Ficker nicht erkannt: die Tatsache der spätmittelalterlichen gelehrten Aktion.

Im folgenden wollen wir eine Reihe *„zweifellos echter“* Urkunden kritisch ins Auge fassen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn der Leser vom vielen Kopfschütteln schmerzhafte Halsmuskeln bekommen sollte.

1. Bistümer, die auf dem Monde liegen

Wenn jemand ein Haus oder Gut verschenken will, das ihm nicht gehört, so mag man diese Handlung dumm, frech oder wie sonst immer nennen; wenn einer aber über ein Gut verfügen wollte, das gar nicht existiert, so kann man sein Tun wohl mit Fug für blödsinnig erklären. Solcher Blödsinn blüht nun wirklich in einer „echten“ mittelalterlichen Urkunde. Man vernehme: Zur Begutachtung stehen eine gefälschte Urkunde Karl des Großen (D K. 270) und eine „echte“ Urkunde Ottos III. (D O III. 215) für Aquileja. Gegenstand des „echten“ Stückes ist die Überweisung von 6 Bistümern (Concordia, Udine, Cittanova, Rovigno, Pedena, Tersatto) an den Patriarchen bzw. die Bestätigung des Besitzes. Die gefälschte Urkunde Karls soll *„ad hoc angefertigte Vorlage für das echte Ottonische Diplom“* sein. *„Nur war bisher die Gedankenlosigkeit*[!] *unerklärt geblieben, mit der die ottonische Kanzlei den Besitz von 3 Bistümern bestätigte, die in Wahrheit gar nicht existierten.“* [15] Diese Bistümer, die auf dem Monde liegen,

sind Udine, Rovigno und Tersatto. Sie werden in einer „echten" Urkunde den Patriarchen im Besitz bestätigt! Leicht, dem wir diese Untersuchung verdanken, hat nun den Nachweis zu führen versucht (a.a.O.), daß *„Rovigno ein alter, wenn auch zur Zeit Ottos III. vielleicht verlassener Bischofssitz war"*. Ein Rezensent muß aber bekennen: *„Ein positiver Beweis für die Existenz eines Bistums Tersatto ist nicht erbracht."* Sapienti sat!

2. Bestätigung desselben Besitzes für zwei Rivalen

Ein nettes Stück von „echten" Diplomen erzählt uns H. Breßlau.[16] „So *wird das Kloster Pomposa im Diplom Ottos II. 281 und Diplom Ottos III. 375 dem Salvatorkloster in Pavia, in den Diplomen Ottos III. 330. 341 dem Erzbistum Ravenna bestätigt.*" (Warum soll man nicht beiden Teilen eine „praktische" Freude machen, nicht wahr??) *„Dann wird das Kloster 1001 nach Verzicht des Paveser Abtes im Königsgericht dem Erzstift zugesprochen. Nichtsdestoweniger erscheint es unter den Besitzungen des Salvatorklosters in dem Diplom Heinrichs II. 284 und unter den Besitzungen von Ravenna in dem Diplom Heinrichs II. 290, während es unzweifelhaft unter Heinrich II. weder dem Paveser Kloster noch dem Erzbistum gehört hat, sondern dauernd reichsunmittelbar geworden ist."* (Diplom Heinrichs II. 312.473) Lieber Leser, wenn du jetzt ausrufst, mein gesunder unverschulter Verstand sagt mir, hier stimmt etwas nicht, hier stimmt einfach alles nicht, dann laß dich noch von H. Breßlau wie folgt belehren: *„In früherer Zeit hat man dergleichen Widersprüche dadurch zu lösen versucht, daß man bald die eine, bald die andere der miteinander streitenden Urkunden für falsch erklärte. Aber daran ist bei den eben besprochenen Urkunden über Pomposa nicht zu denken*[!!]*; gegen die einen so wenig wie gegen die anderen liegt ein wirklich zu begründender Verdacht vor."* Also spricht eine der kleineren Autoritäten der diplomatischen Wissenschaft. Nur gut, daß wir uns gar nicht von diplomatischen Autoritäten bange machen lassen und seelenruhig unserem hausbackenen Verstande vertrauen, der uns deutlich zu verstehen gibt: nicht die eine oder die andere Urkunde, sondern allesamt sind diese Stücke Fälschungen,

das heißt Fiktionen der universalen Aktion. (Übrigens muß das eine merkwürdige „kritische“ Methode sein, mit der man bald die eine, bald die andere Urkunde für gefälscht bzw. für zweifellos echt erklären kann.)

3. Menschen, die noch über irdische Dinge zeugen, wenn sie schon im Grabe liegen

Um zu zeigen, wie „leicht“ es J. Ficker gelang, gewisse Rätsel und Widersprüche in den Diplomen zu „erklären“, wenn er die betreffenden Stücke als echt annahm, wollen wir einige Proben aus seinen *„Beiträgen zur Urkundenlehre“* anführen. Es handelt sich dabei zuerst um die Zeugen in den späteren Königsurkunden. Wir finden nämlich in mittelalterlichen Diplomen oft eine stattliche Reihe Namensunterschriften von Leuten, die sich als Zeugen ausgeben. Fünf oder zehn oder mehr Männer unterschreiben eine Urkunde in ihrer Eigenschaft eben als Zeuge. Oder sie machen nur, wenn sie nicht schreiben können, ihre Kreuze. Was aber bezeugen diese Zeugen? Wäre ich ein Gelehrter, so könnte ich über diese Frage allein ein dickes Buch schreiben, so viele Fußangeln stellt uns nämlich diese so unschuldig aussehende Frage. Kurz und bündig gesagt: Was diese Zeugen mit ihrer eigen- oder fremdhändigen Unterschrift eigentlich bezeugen wollen, das kann selbst der beschlagendste Diplomatiker nicht so einfach heraus bestimmen, sondern das muß erst durch schwierige Erwägungen geklärt werden. Man sagt uns, diese Zeugen hätten vielerlei bezeugen können: 1. die Rechts-Verhandlung über irgendeine Angelegenheit (z.B. ein Tauschgeschäft), 2. die anschließende oder nachfolgende Beurkundung der Angelegenheit. Aber diese Beurkundungs-Zeugen müssen wir uns nun, wie Ficker dartut, in komplizierter Weise spezialisiert vorstellen. Ein solcher Mann konnte also zum Beispiel bezeugen a) den vom Könige gegebenen Befehl zur Beurkundung, b) die etwaige öffentliche Verlesung der Urkunde, c) die Anfertigung der Urkunde in der Kanzlei (und zwar 1. die Herstellung

des Konzeptes, 2. die Herstellung der Reinschrift, 3. die Besiegelung), d) die Übergabe an den Empfänger.

Das alles muß man genau wissen und gehörig beachten, meint Ficker, sonst kann man unmöglich die vielen Rätsel in den echten Diplomen zufriedenstellend erklären. Es trifft nämlich mal so, mal so.

1. Beurkundung der auf Urteil der Fürsten erfolgten Abstellung der Mainzölle, St. 3767. *„Auffallen muß es "*, schreibt Fikker[17], *„daß unter letzteren* [den Zeugen] *auch der schon … verstorbene Rheinpfalzgraf Hermann genannt wird. Aber da die Beziehung der zweiten Zeugenklasse auf die Beurkundung sich auch durch die Übereinstimmung mit den Zeugen der zwei Tage vorher ausgestellten* [Urkunde] *St. 3766 bestätigt, wo aber der Rheinpfalzgraf richtig als Konrad*[!] *bezeichnet ist, so muß ein Versehen*[!] *vorliegen, das dann aber schon auf die Vorlage der Reinschrift*[!] *zurückgehen dürfte, da wir zwei übereinstimmende Originalausfertigungen haben."* Nimmt man also mit Ficker nur das kleine, kaum nennenswerte Versehen an, daß statt des richtigen Zeugen der Name des verstorbenen hingeschrieben wurde (möglicherweise schon im Konzept, denn das Versehen schlich sich ja in die beiden gleichlautenden Originale ein), so wüßte ich nicht, was hier noch befremden könnte, denn die Diplome sind zweifellos echt. Womit offenkundig wird: Ficker „erklärt" vermittels der sattsam bekannten Dummheit mittelalterlicher Menschen: erstens müßten die Notare Halbidioten gewesen sein, wenn ihnen solche „Versehen" unterlaufen konnten, zweitens müßten auch die Urkundenempfänger merkwürdig geistesbeschränkt gewesen sein, daß sie solche Stücke unbeanstandet entgegennahmen. In Wahrheit beruht das kleine Versehen in der gewaltigen Schwierigkeit der spätmittelalterlichen Fälschergenossenschaft, immer und an jedem Punkte eine haarscharf ineinandergreifende Chronologie zu erdichten. Das klappte leider nicht immer so schön, wie es erstrebt wurde, und es gab dann brüchige Stellen. So auch hier, wo eben der genaue Termin, wann Pfalzgraf Hermann sterben und Kon-

rad an seine Stelle treten sollte, zweckmäßig in der Schwebe gelassen wurde.

2. Noch deutlicher tritt dieses vorsichtige Lavieren im folgenden Beispiel zutage, ebenfalls nach Ficker *(Beiträge,* I., S. 278). *„So wird … bekundet, wie ein Abt Richpald für den Todesfall Schenkungen an S. Emmeran gemacht habe und wie das nach seinem Tode von seinen Treuhändern ausgeführt sei. Dabei ergibt sich nun die sonderbare Form, daß in der Urkunde abwechselnd bald der Abt in der ersten Person spricht, bald von ihm als bereits verstorben die Rede ist."* Ficker weiß auch eine leichte Lösung. *„Die Erklärung ist sichtlich darin zu suchen, daß dem Schreiber über die eigene Verfügung des Abtes eine bei dessen Lebzeiten gefertigte Urkunde vorgelegen haben muß, und er dieser nun nicht bloß die sachlichen Annahmen entnahm, sondern sie aus Ungeschick*[!] *zerstückelt in seine Urkunde mit Belassung der wörtlichen Fassung aufnahm."*

In der Kaiserurkunde St. 4140, angeblich aus dem Jahre 1172, sind Zeugen genannt, von denen aber „in Wirklichkeit" viele, insbesondere vier Bischöfe, 1172 bereits gestorben waren, also auch in diesem Jahre keine Urkunde mehr unterschreiben oder unterschreiben lassen konnten! Ficker erklärt das Rätsel spielend durch die Annahme, hier habe man es eben nicht mit Beurkundungs-, sondern mit Handlungszeugen zu tun, das heißt, die angeführten Personen hätten vor Jahren einmal, als über den Gegenstand der Urkunde „verhandelt" worden sei, als Handlungszeugen fungiert.[18] Schade nur, daß so etwas aus der Urkunde selbst beim besten Willen nicht zu ersehen ist. Worauf es nun aber gerade ankommt. Sollte denn im Mittelalter eine Königsurkunde Rätsel aufgeben, oder sollte sie Klarheit schaffen?? Diese Urkunde aber war ein gefährliches Werkzeug, wenn sie im praktischen Leben gebraucht werden sollte (was doch auch ihr Zweck sein müßte), denn die Gegenpartei brauchte nur die Zeugenreihe mit der Datierung zu vergleichen, um ihre Echtheit mit Erfolg anfechten zu können. Übrigens hat sich auch in die Datierung ein Fehler *„eingeschlichen"*, indem statt des richtigen Kaiserjahres (ann. imp. 18) schon ann. imp. 19 gezählt wurde. Wenn

also angeblich mittelalterliche Notare außerstande waren, eine einwandfreie Urkunde aufzusetzen, so gab es damals immer auch noch eine Instanz, die aus ureigenstem Lebensinteresse mit aller Macht auf peinlichste Genauigkeit ihrer beantragten Schriftstücke dringen mußte und darauf auch hingewirkt haben würde: der Urkunden-Empfänger. Auf solch einem Schriftstück stand doch oft der ganze Besitz eines Klosters usw. Da darf man uns also nicht vorreden wollen, im Mittelalter hätte man unbesehen Diplome mit den tollsten Versehen und grellsten Unstimmigkeiten aus der Hand der Kanzleibeamten entgegengenommen. Und das war doch ein so Leichtes, ein Kinderspiel – auch für den mittelalterlichen Kanzleibeamten –, eine Urkunde so aufzusetzen, daß zum Beispiel zwischen Datierung und Zeugenreihe keine Differenzen bestanden. Stumpf (*Kaiserurkunden,* S. 369) hielt denn auch unser Stück für *„wahrscheinlich gefälscht"*. Ficker, der auf die großenteils wörtliche Übereinstimmung dieses Diploms mit einer bischöflichen Urkunde von 1164 hinweist, welche genau dieselben Zeugen nennt, erklärt dagegen: *„Wollten wir … annehmen, ein Fälscher habe die kaiserliche Bestätigung (von 1172) nach Muster der bischöflichen gefertigt, so ist doch nicht wohl abzusehen, was ihn irgend hätte veranlassen sollen, sein Machwerk in die ungewöhnliche Form einer acht Jahre später folgenden Beurkundung einzukleiden. In diesem Falle scheint mir das Ungewöhnliche … gerade für die Echtheit zu sprechen."* (Ficker I, S. 131) Ganz recht, auch ein (praktischer) Fälscher hätte nicht so dumm gehandelt, denn zu der achtjährigen Verschiebung stimmte seine vorgefundene Zeugenliste nicht! Es ist nicht nötig, alle Beispiele Fickers anzuführen, wo in „echten" Urkunden verstorbene Personen als Zeugen auftreten. Es handelt sich bei allen diesen Stükken um bewußte Arbeit der spätmittelalterlichen Genossen, die Kongruenz zwischen Namen (Zeugen) und entsprechenden Daten, so gut es im einzelnen Falle eben ging, herzustellen. Nannte man für 1164 (Bischofsurkunde) und für 1172 (Kaiserurkunde) dieselben Namen, so hatte man wenigstens im Groben für die genannten Personen einen allgemeinen, genug elastischen Zeit-

raum, in welchem man sie „leben und wirken“ lassen konnte. Der Inhalt (Schenkung usw.) ist ja bei allen diesen „uralten“ Machwerken gleichgültige Nebensache (siehe Eberhard von Fulda). Aber man mußte doch für die erdichteten „Persönlichkeiten“ historische Beweismittel ihres einstigen Erdenwallens schaffen; sie nur in Chroniken erwähnen, hieß, sie allzu schattenhaft zu lassen, wirkten sie aber zum Beispiel wenigstens dann und wann als Zeugen mit, so hinterließen sie von ihrem „Dasein“ eine „unzweifelhafte historische“ Spur.

4.

Höhepunkte des chronologischen Wirrwarrs

Was soll man dazu sagen, wenn uns zum Beispiel von Wilmans [19] folgendes Ergebnis seiner Studien über gewisse „Tatsachen“ während der Zeit Ottos III. berichtet wird. Es handelt sich um das Datum des Todes Lothars von Frankreich. Zeitgenossen Lothars, ja gleichsam Augenzeugen haben das immerhin nicht ganz unwesentliche Ereignis in ihren „gleichzeitigen“ Aufzeichnungen angemerkt. Ein Zeitgenosse, nämlich Richer, erzählt uns da, Lothar sei im Spätherbst des Jahres, wo er Verdun eingenommen (nämlich 984), gestorben. „ *Und doch wissen wir aus dem Gebetbuch seiner Frau und aus Gerberts Briefen*“ (also ebenfalls aus „gleichzeitigen“ Zeugnissen), *„daß er am 2. März, und zwar des Jahres 986 verschied.*“ Man könnte nun die so beliebte Erklärung auftischen, Richer sei ein „kleines Versehen“ unterlaufen; aber der Zeitgenosse Richer verrät über Lothars Tod und Persönlichkeit „*in jedem Punkte die krasseste Ignoranz*“, denn – so müssen wir vernehmen: *„Kann man es einem Schriftsteller, der den kaum 45 Jahre alt gewordenen Lothar oft gesehen haben muß*[!!]*, verzeihen, wenn er ihm ein Alter von 68 Jahren beilegt?*“ – Nein, einem „Zeitgenossen“ können wir das auf keinen Fall verzeihen, es sei denn, er wäre nicht ganz richtig im Kopfe.

Ein anderes Beispiel, Hermann von Reichenau und das *Chronicon Suevicum* betreffend. Nach Breßlau [20] soll *vermehrter Aus-*

zug … aus der Chronik Hermanns (H), sondern… ein von dieser Chronik völlig unabhängiges Werk" sein. Wie steht es nun um die Chronologie (derselben Ereignisse) in H und S? Gar nicht mehr erstaunt nehmen wir als selbstverständlich zur Kenntnis, daß die Daten in beiden Werken verschieden sind. Ein sehr zerstreuter Schriftsteller muß der Verfasser des Chronicon S gewesen sein, denn er gerät oft mit seinen eigenen Angaben in die krassesten Widersprüche. Zum Beispiel läßt er *„zu 539 bereits die Franken unter König Theudebert besiegt werden, während er dessen Regierungsantritt erst zu 546 ansetzt."* Wie soll man aber folgendes merkwürdige Verfahren benennen, das der mittelalterliche Chronikenschreiber anzuwenden beliebt? Er läßt nämlich in den ihm vorliegenden beiden Listen der Äbte von Reichenau und St. Gallen bei Aufnahme in sein Werk eine ganze Reihe von Äbten – ausfallen! Einfach ausfallen, und zwar wahllos, ganz nach Willkür und Laune! *„Selbst die wohlwollendste Beurteilung wird in dieser Auswahl aus den Abtslisten der beiden Klöster keine ratio entdecken können; planlos, wie aufs Geratewohl sind die Namen bald aufgenommen, bald fortgelassen."* (a.a.O., S. 156) Was soll man zu solcher „Geschichtsschreibung" sagen? Verlegen stehen die Historiker solcher psychischen Rätselhaftigkeit gegenüber. Unser Chronikenschreiber springt ja sichtlich mit den Äbten um, als – wüßte er ganz genau, es handelt sich da um erdichtete Personen. Was auch der Fall ist. Äbte, Bischöfe auf der „historischen" Ebene wie Schachfiguren hin und her schieben, ist übrigens beileibe keine Spezialität des Verfassers vom *Chronicon Suevicum.* Man kann sagen: Alle mittelalterlichen „Geschichts"-Schreiber verfügen souverän über gewisse „historische" Personen, entweder indem sie Äbte, Bischöfe usw. glatt erfinden oder erbarmungslos von der Bildfläche verschwinden lassen oder sie doch chronologisch nach ihrem unerforschlichen Ratschluß auf diesen oder jenen Zeitpunkt festsetzen.

Haben denn diese mittelalterlichen Chronikenverfasser etwa auch Päpste aus dem Nichts hervorgezaubert? Da dieser Gegenstand später ausführlich behandelt werden soll, hier nur folgen-

der kleiner Beitrag. Die Rede ist von Päpsten unter Otto III. „*Deswegen ist es … nicht möglich, den (angeblichen Papst) Johannes XV. (filius Roberti) … auf die Autorität des Marianus Scotus, Godefridus Viterbiensis* [zwei mittelalterliche Geschichtsschreiber] *und anderer noch unlauterer Quellen zwischen Bonifaz VII. und Johannes XV. (filius Leonis) mit einer Regierungszeit von* 4 *Monaten … ‚als eine historische Person anzunehmen. Abgesehen davon, daß das in seinen Nachrichten ganz unabhängigen Chron. Cavense ihn nicht kennt, auch Marianus … sich hier gerade als ganz ungenau erweist, muß uns der Umstand, daß diese 4 Monate mit zwei Sedisvakanzen (nach dem Tode Bonifaz VII. und nach Johannes XV. filius Roberti) unmöglich zwischen dem urkundlich nachgewiesenen Ende der Regierung Bonifaz VII. und dem Anfange der Johanns XV. (filii Leonis) Platz finden, und daß dieser letztere, Gregors V. Vorgänger, sich der XV. und nicht der XVI. nennt, veranlassen, ohne weiteres diesen Johannes filius Roberti unter die Zahl jener mythischen Personen zu verweisen, an denen die ältere Geschichte der Päpste ja überhaupt keinen Mangel*[!] *leidet.*“[21]

Wie nun aus solchem Wust widersprechender „geschichtlicher“ Nachrichten in den Forschungslaboratorien der Historiker die „wirkliche“ Geschichte herausdestilliert wird, ist wohl eine interessante, aber keineswegs geheimnisvolle und schwierige Angelegenheit. Vor sich die brodelnde Masse der widersprechenden Berichte, mischt der Forscher den Brei durcheinander, das heißt, er füllt zusammen, was einigermaßen (an Daten, Ereignissen) miteinander stimmt, gibt dabei entweder einer urkundlichen oder einer literarischen Nachricht den Vorrang (der Glaubwürdigkeit) und scheidet den Rest als unlauter und untauglich aus. Leider gehen die Meinungen der Forscher darüber, was in einem gewissen Falle denn nun als beachtlich angenommen bzw. als fehlerhaft ausgeschieden werden müsse, fast immer auseinander. Für einige Zeit behält daher dieser, dann jener Quellenforscher mit seine Konstruktion die Oberhand.

Diese immerwährende große Unsicherheit der Ergebnisse liegt, wie schon in der *Fälschung der deutschen Geschichte* betont wurde, begründet teils in der bisherigen scheinkritischen Me-

thode, teils in der eigenartigen Natur der mittelalterlichen Überlieferung, die eben keine natürlich gewachsene, sondern eine umgefälschte, erdichtete ist. Solange in der Geschichtswissenschaft nicht diktatorisch bestimmt wird: Das und das soll von nun an für ewige Zeiten recht sein! und solange nicht das erneute Untersuchen der Quellenprobleme durch schwere Strafen untersagt wird, solange werden die Ergebnisse auftauchen und wieder dahinsterben wie die Eintagsfliegen.

Die Ergebnisse können niemals eindeutig und fest werden. Dafür haben die Genossen der universalen Fälschungsaktion mit Fleiß gesorgt, indem sie zur Verschleierung der zahllosen Bruchstellen ihres Phantasiegebäudes ausgiebig zwei Mittel in Anwendung brachten: den absichtlichen Widerspruch und das absichtliche Dunkelmunkel.

An manchen Stellen gelang es im Verlaufe der Aktion das Ineinanderfügen der entsprechenden Namen, Ereignisse und Daten verhältnismäßig glatt, aber in den meisten Punkten war trotz größter Anstrengung die notwendige Kongruenz nicht zu erreichen. Hier half nur das billige Universalmittel: absichtliche Verdunkelung der Berichte. Dies Verfahren hatte aber zur Folge, daß an zahllosen Punkten der erdichteten Überlieferung sich der heilloseste Wirrwarr zu einem gordischen Knoten ineinander verschlang. Von einem solchen Höhepunkte der Verwirrung soll nunmehr die Rede sein.

Rühren die folgenden Urkunden von Otto I. oder von Otto II. her?

Im vorhergehenden Kapitel haben wir bereits an Beispielen gekostet, wie „echte“ Urkunden beschaffen waren, welche die mittelalterlichen Kanzlisten in den sattsam bekannten „unbedachten Momenten“ aufs Pergament warfen. Hier wollen wir Urkunden anführen und besprechen, deren Eigentümlichkeit darin liegt, daß man nicht sagen kann, wer denn eigentlich der wirkliche Aussteller derselben ist, ob Otto I. oder Otto II. Mit an-

deren Worten: Wir haben ein klassisches Beispiel des oben besprochenen absichtlichen Dunkelmunkels vor uns. Wir folgen Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre,* II, S. 185.

Gemeint ist die Urkunde St. 546. *„Mit Ausnahme der Datierung*[!] *würde alles einer Urkunde K. Ottos I. entsprechen, welche aber wegen der Rekognition* [Beglaubigung] … *spätestens 967 entstanden sein könnte. Nun folgt aber die Datierung 979 Okt. 27, wozu weder Ind. 11, noch Imp. 2 passen"* [d.h. Indiktion Kaiserjahre passen nicht]. *„Nehmen wir dagegen an, es sei 979 statt 969 verschrieben*[!], *so würde die Indiktion nur um eine Einheit zu gering*[!] *sein, die Kaiserjahre aber würden passen, freilich nicht für K. Otto I., sondern für K. Otto II.* [!] *Wäre dieser 969 in Deutschland gewesen, so läge gewiß nichts näher*[!], *als die Annahme nachträglicher Datierung in der Kanzlei des Sohnes. War dieser aber damals beim Vater in Italien, so würde zwar das Aktum Quedlinburg bei Beziehung auf die dorthin passende Handlung* [Fickers allzeit bereite Erklärung durch nicht einheitliche Datierung] *kaum große Bedenken erregen; aber es wäre doch schwer abzusehen, wie man beim Zusammensein beider Herrscher dazu gekommen wäre, lediglich die Kaiserjahre des Sohnes zu nennen. Dazu kommen nun noch königliches*[!!] *Monogramm und königliches*[!!] *Siegel. Das könnte es nahe legen, das Imp. 2 doch auf K. Otto I. zu beziehen und anzunehmen, die Urkunde sei 963*[!] *in der Kanzlei des Sohnes in Deutschland ausgefertigt worden, eine Annahme, welche auch darin eine gewisse Stütze fände, daß wenigstens 963 in der Kanzlei des Sohnes die Rekognition, wie hier, auf Ludolf für Wilhelm* [gemeint: Kanzleibeamte], *in der des Vaters aber auf Ludolf für Bruno lautet. Für 979 und Ind. 11 würde dann freilich jede Erklärung fehlen*[!]." – Stumpf und andere halten dieses Urkundenmonstrum für gefälscht bzw. für *„durch groben Irrtum"* verunechtet, was man ihnen nachfühlen kann. Ficker hebt nun aber mit vollem Recht hervor: *„Mag nun die Erklärung in dieser oder jener Richtung zu suchen sein, jedenfalls schien mir hier wieder einer der Fälle vorzuliegen, bei welchen mit Annahme der Fälschung am wenigsten etwas gewonnen zu sein scheint. Meine Vermutung fand sich denn auch insoweit bestätigt, als mir Foltz, der das Original einsah, auf eine*

diesbezügliche Anfrage mitteilte, daß dasselbe graphisch ganz unverdächtig und von einer auch sonst ziemlich häufig auftretenden Hand geschrieben sei.“ Auf Grund der Erfahrung urteilt Ficker ganz richtig, das Stück kann unmöglich die Arbeit eines (praktischen) Fälschers sein; denn im wirklichen Leben wäre ein Fälscher mit diesem grotesken Wechselbalg nicht weit gekommen, noch mehr, er hätte sich ein derartiges Ding überhaupt nicht zusammengebraut, wenn er im Besitze seines klaren Verstandes war.

Diese rätselvolle, (angeblich praktisch) gefälschte, aber auch nicht echte Otto-Urkunde steht nun aber nicht als vereinzelte Erscheinung da. Sonderbarerweise haben wir mehrere Otto-Diplome, von denen kein Mensch sagen kann, wer eigentlich der Aussteller ist, Otto I. oder Otto II. Im 2. Band, S. 134 kommt Ficker auf das Diplom St. 500 zu sprechen. Stumpf hält das Original für unzweifelhaft echt, andere Forscher haben sich für Unechtheit entschieden.

„*Es ist zunächst eine Urkunde Kaiser Ottos, und zwar des ersten, da er auf Verwendung seines Sohnes des Kaisers und seiner Gemahlin Adelheid der Kirche zu Meißen angegebenen Zehnten schenkt.*“ Dann folgt aber in diesem Diplom ein Satz, von dem Ficker betont, „*daß K. Otto I. unmöglich so von seinem Vater Heinrich sprechen konnte … Ist die Urkunde echt, so kann hier zweifellos nur K. Otto II. sprechen. Das Schlußprotokoll aber weist wieder auf K. Otto I. Das Signum kann beiden Herrschern entsprechen … Das Regierungsjahr kann nur das K. Ottos I. sein und führt auf 971 … Wird als Bischof von Meißen Folkold genannt, der erst 972*[!] *Bischof geworden sein soll, so erklärt sich das, wenn die Urkunde nicht schon 971 ausgefertigt ist.*“ Ficker hat natürlich aus seinem großen Erklärungs-Vorrat auch für diesen Fall eine Lösung bereit. Also: Dies Stück wurde in einigen Teilen schon bei Lebzeiten Ottos I. konzipiert; sie blieb dann liegen, und der Hauptteil wurde dann unter Otto II. fertig gestellt. „*Die ungewöhnliche Form und die Ungenauigkeit der* [bei einer Kaiserurkunde!] *lediglich die Königsjahre nennende Datierung werden weniger befremden*[!] *können, wenn man einige Jahre später nach der Handlung zurückzudatieren hatte.*“

In einem Dämmerlicht, einem absichtlichen „Zwielicht" stehen weiter die Urkunden St. 548. 49. 50 auf den Namen Ottos II. *„aus Wallhausen 961, ohne Tag*[!]*, alle mit Ind. 3 statt 4"*. Den Tag wußte also der arme Kanzlist nicht anzugeben, auch im Rechnen war er schwach, denn statt Indikation 4 setzte er eine 3 hin. Dann passiert aber dem Manne in allen 3 Stücken ein gewaltiger Schnitzer, er läßt nämlich Otto II. von dessen Vater als dem Kaiser sprechen. *„Das ist natürlich unzulässig … ‚da der Vater 961 noch nicht Kaiser war."* Ficker (L, S. 158) meint dazu: *„Die Echtheit der Diplome ist … mehrfach in Abrede gestellt … Aber es scheint mir kein Grund vorzuliegen, die Urkunden für unecht … zu halten"* –, denn schon weiß er eine, eben seine Lösung: Man braucht einfach die angegebene Datierung (961) statt auf die Beurkundung auf einen früheren Zeitpunkt, nämlich auf die Handlung zu beziehen. Geschrieben sind daher (nach Ficker) die Diplome nicht 961, sondern *„frühestens 962 nach geschehener Kaiserkrönung."*

Mit absichtlichen Widersprüchen ist auch die Urkunde St. 401, angeblich von Otto I., reichlich ausgestattet. *„Sie ist datiert: anno regni d. Ottonis 31. imp. 5, actum Noviomago."* Der Tag ist wohlweislich nicht angegeben, ebensowenig das Inkarnationsjahr, man muß also aus den Königs- und Kaiserjahren (31 bzw. 5) das fragliche Jahr zu ermitteln suchen. *„Die Jahresangaben würden auf die Zeit von 966 Aug. 7 bis 967 Febr. 2 zusammenstimmen* [d.h. wir haben hier ein Glanzstück der vorsichtig lavierenden, elastischen Datierung seitens der spätmittelalterlichen Fälschergenossenschaft vor uns!], *während ein näherliegender Aufenthalt des Kaisers zu Nimwegen (Noviomago) nur 966 Februar*[!] *bezeugt ist, auf den sich die Datierung um so sicherer*[!] *beziehen wird, als auch in anderen Urkunden dieser Zeit die Königsjahre um eine Einheit zu hoch*[!] *gegriffen werden."* Der Leser muß *die* Situation recht würdigen: die aus den Angaben der Königs- und Kaiserjahre zu errechnende Zeit weist hin auf den Zeitraum 7. August 966 bis 2. Februar 967. Diese Angaben fallen aber in sich haltlos zusammen und sind weiter keiner Beachtung wert, da infolge der Ortsangaben (Nimwegen) in Wahrheit(!) nur der Februar 966 gemeint sein

kann. Doch der gordische Knoten verwickelt und verschlingt sich noch immer mehr; denn wir hören weiter: „*Ist nun im Text die Rede von der Fürbitte equivoci nostri et coimperatoris augusti, so kann das erst* [da vom Mitkaiser gesprochen wird] *nach 967 Dez. 25, dem Tage der Kaiserkrönung Ottos II., geschrieben sein.*“ Mithin Ergebnis des Rätselratens: Diese Urkunde wurde weder, wie die Datierung glauben machen will, in dem Zeitraum 7. Aug. 966 bis 2. Febr. 967 ausgefertigt, noch im Februar 966, wozu uns die Ortsangabe verleiten möchte, sondern in Wirklichkeit stammt sie aus der Zeit nach der Krönung Ottos II., also nach dem 25. Dez. 967. Man muß mit Ficker nur annehmen, die rätselvollen Datumsangaben beziehen sich auf die Handlung (statt Beurkundung), und alles ist in allerbester Ordnung.

Zum Schluß noch folgende Urkunden Ottos II. (Ficker I, S. 211, 213) Die erste gibt in der Datierung als Inkarnationsjahr 975 an, aber nach Ficker ist diese Angabe in dem Diplom „*an und für sich nicht ausschlaggebend.*“ (Man weiß ja: die im Rechnen so furchtbar schwachen Notare, die niemals genau sagen konnten, in welchem Jahr sie eigentlich lebten!) „*Die Urkunde kann jedenfalls, wie sie vorliegt, noch nicht 974 entstanden sein; aber ebenso gewiß kann die übrige Datierung sich nicht auf 975 beziehen.*“ Der Leser schmunzelt schon, denn das übliche Dunkelmunkel erwartet er todsicher. „*Die Daten Dornburg Juni 8 sind 975 unmöglich, da andere Urkunden das ineinandergreifende Itinerar* [Reiseweg des Kaisers] *Juni 6 Erfurt, 11 Memleben, 21. Allstedt ergeben.*“ Nun werden wir wieder Zeugen der wundervollen elastischen Datierung, „*da Ind. 2 und Regni 14 auf 974*[!] *zusammenstimmen, Imp. 6 sogar auf 973*[!!] *weisen würde.* “Bitte, lieber Leser, du hast die Auswahl: 975? 974? 973??

In einem andern Diplom (St. 736) „*stimmt ein Teil der Zeitangaben auf 979, ein anderer auf 981 oder 982*“. Diplom St. 737, das selbst groß und breit die Jahreszahl (allerdings keine Tagesangabe) 980 aufweist, womit wenigstens der Ort (Dortmund) vereinbar wäre, führt dagegen mit seinen anderen Datierungsmerkmalen auf 982, womit aber leider der Ort nicht zusammenstimmt,

da Otto II. 982 in Italien war. Außerdem hat dies Stück noch in den Königsjahren einen Fehler, es zählt deren 25, *„das K. Otto II. überhaupt nicht erreicht hat“*. –

Überblicken wir die Sonderbarkeiten dieser Ottonischen Urkunden nachträglich noch einmal, so muß uns besonders ein gleichsam Durch- und Ineinanderfließen der Gestalten Otto I. und Ottos II. auffallen. Es scheint unmöglich, beide Persönlichkeiten voneinander geschieden in den Raum zu stellen. Zu handgreiflich tritt in den Urkunden ein Bestreben zutage, alle individuellen Konturen ängstlich zu verwirren und zu verwischen. Warum? Nehmen wir einmal an, die fraglichen Diplome seien wirklich historisch-echt, was könnte und sollte da die mittelalterlichen Notare veranlaßt haben, in Schriftstücken, die ihres praktischen Gebrauches wegen klar und deutlich abgefaßt werden mußten, so wunderliche Vertuschungen und Vermanschungen zu begehen, daß kein Mensch erraten kann, von wem denn eigentlich die Urkunden ausgestellt wurden? Und das nicht in einer, sondern in mehreren Urkunden! Wir wissen für solches irrsinnige Tun schlechterdings keinen vernünftigen Grund ausfindig zu machen. Wollte man etwa annehmen, beim Tode Ottos I. seien in der Kanzlei mehrere eben angefangene Diplome liegen geblieben und dann später – einige Jahre später! – unter Otto II. „gedankenlos“ fertiggestellt worden, so genügt es, sich diese hypothetische Situation ins wirkliche Leben hineinversetzt zu denken, um ohne weiteres zur Tagesordnung überzugehen.

Diese Diplome sind jedoch erstens nicht historisch-echt und zweitens unmöglich „praktische“ Fälschungen. Es sind Erzeugnisse der großen Aktion, und sie sind allesamt sehr lehrreiche Zeugnisse für die Arbeitsweise in der Fälschungszentrale, Bruchstellen zu übertünchen und zu verdecken.

5.

Das Rätsel der Itinerare mittelalterlicher Könige

In späteren Zeiten wird als das größte psychologische Welträtsel, als das schlagendste Beispiel für die Möglichkeit der Verblendung ganzer Generationen die Tatsache gelten, daß jahrhundertelang die in den Archiven aufgestapelte papierne Überlieferung des Mittelalters als historische Wirklichkeit angenommen und – kritisch behandelt worden ist. Selbst die im Laufe der Zeit erfolgte Aufdeckung so zahlreicher und so offenkundiger Fälle von Fälschungen und Erdichtung angeblich historischer Fakten hat nicht vermocht, den Geschichtsforschern die Augen zu öffnen und das Dogma von dem echten Grundstock der mittelalterlichen Überlieferung irgendwie zu erschüttern. Ja, man hat nicht einmal erkannt oder auch nur geahnt, daß hier überhaupt ein Problem – das Problem der Geschichte vorliegt. Man fuhr prüfend und beobachtend auf dem weiten Meer der papierenen Tradition hin und her, ohne jedoch einmal daran zu denken, ob es sich nicht verlohne, in die Tiefe zu tauchen. Aber das wagte man nicht. Man war nämlich, als man einer Autorität als gelehriger und gehorsamer Schüler zu Füßen saß, hart verwarnt worden: Bleibe an der Oberfläche! In der Tiefe lauert die alles verschlingende Skepsis! Deine Hauptsorge, o Schüler, sei es allezeit, *„dem pikanten Reiz des kritischen Argwohns nach Kräften zu widerstreben.“* Und so hatte man fürs ganze Leben eine heillose Angst vor der eigenen Vernunftscourage eingeflößt bekommen. So wurde das Ungeheuerliche Wahrheit: Man vertraute einem beschriebenen Stücke alten Pergaments mehr als seiner Vernunft und Lebenserfahrung. Und das war der von den Genossen der Aktion beabsichtigte Endzweck! Geistige Hörigkeit, geistige Leibeigenschaft, in der wir nun schon fünf Jahrhunderte mit den dümmsten und lächerlichsten Methoden und Mitteln, nämlich mit beschriebenen angeblich alt-historischen Pergamentblättern, festgehalten worden sind. Jeder freie Atemzug des deutschen Geistes ist bisher gehemmt worden durch eine raffiniert erdachte

Zwangsjacke: durch die (mittelalterliche) „Geschichte“, will sagen, durch Tendenzdichtung, die sich als „wahre Geschichte“ vermummte und uns unermüdlich seit Jahrhunderten „aus dem wirklichen Leben“ Lehren verkündet. Allerdings ist die Geschichte die größte, älteste und erfahrungsreichste Lehrmeisterin – aber nur unter der einen Vorbedingung: sie muß unangetastet, muß naturwüchsig, sie muß wahr, echt sein.

Daß nun aber die mittelalterliche Geschichte, wie sie uns in den Chroniken und Urkunden heute vorliegt, auf keinen Fall unangetastet und wahrhaft echt sein kann, daß sie systematisch umgefälscht sein muß, darüber herrscht bei vielen meiner aufmerksamen Leser schon heute kein Zweifel mehr. Und mancher von denen, die sich noch nicht völlig überzeugt fühlten, werden vielleicht gerade am Ende des jetzigen Kapitels ehrlich bekennen müssen: die planmäßige Umdichtung der „Geschichte“ durch genossenschaftliche Fälscherarbeit ist nunmehr für mich erwiesene Tatsache.

Jedermann weiß aus der „Geschichte“, daß die Kaiser und Könige des Mittelalters keinen festen Residenzsitz hatten. Veranlaßt durch die Züge gegen äußere und innere Feinde des Reiches und durch ihre mannigfachen Regierungsgeschäfte gezwungen, reisten sie von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Dauernd durchzogen sie auf ihren Rossen das deutsche Reich. Und zwar alle Könige und Kaiser des Mittelalters. Unaufhörlich reihte sich im Leben eines jeden Königs Ritt an Ritt. Daß einer von ihnen nur ein halbes Jahr lang an demselben Orte geweilt hätte, wäre eine unerhörte Ausnahme. Ernstlich krank müßte also aus der langen Reihe der mittelalterlichen Herrscher keiner jemals gewesen sein. Wie gesagt, wir wissen diese „Tatsache“ alle, besonders gut natürlich die Historiker, und keinem Menschen ist es bis heute auch nur entfernt eingefallen, diese Tatsache für absonderlich zu halten. Die „Geschichte“ berichtete, und wir glaubten. Und nun wollen wir einmal die Geschichte darüber erzählen lassen und vorerst ruhig und gelassen zuhören. Es handelt sich zunächst um eine anscheinend völlig harmlose Sache, nämlich um Aufzäh-

lung der Orte, an denen im 11. Jahrhundert die Kaiser und Könige die hohen kirchlichen Festtage verbrachten und feierten. Ich bin in der glücklichen und beruhigenden Lage, über diesen Gegenstand einer Autorität das Wort überlassen zu können.

„Es *gehört zweifellos zum Schema der Annalistik des 10. und 11. Jahrhunderts*" – sagt Breßlau[21] – *„die Orte anzugeben, an denen der König die hohen Kirchenfeste … beging. Mit einer Notiz über die königliche Weihnachtsfeier beginnen fast die meisten Jahresberichte unserer Chronisten*; *bei Berthold findet man häufig … eine Lücke*[!!!] *für den Ort der Oster- oder Weihnachtsfeier, die der Chronist offenbar später auszufüllen gedachte, und Wipo hält es ausdrücklich für nötig, sich zu entschuldigen, daß er dieselben nicht regelmäßig verzeichne … In der Tat mußten insbesondere gleichzeitig oder wenig später schreibende Berichterstatter über diese insgemein mit großem Gepränge gefeierten … Festtage wohl unterrichtet*[!] *sein. Um so auffallender ist es, daß wir gerade in diesen Angaben auf eine so überaus große Zahl von Irrtümern*[!] *auch bei sonst sorgfältigen und kenntnisreichen Schriftstellern*[!!] *stoßen. Ich gebe über die wichtigeren Differenzen, die in dieser Hinsicht bei der Anzahl der hervorragendsten Schriftsteller des 11. Jahrhunderts bestehen, im nachfolgenden für die fünfzig Jahre von 1024 bis 1074 eine Übersicht.*"

Und nun zählt Breßlau nach den angegebenen Quellen, die ich aber weglassen will, da sie jeder an genannter Stelle nachlesen kann, für die einzelnen Jahre die sich widersprechenden Orte der Festtage auf, indem er *„jedesmal das Richtige oder Wahrscheinliche an die Spitze*" stellt. Also:

1025	Ostern:	Augsburg [Angabe der einen Quelle]
		Regensburg [Angabe d. anderen Quelle]
	Weihnachten:	Aachen / Lüttich / Limburg
1027	Weihnachten:	Lüttich / Regensburg
1028	Weihnachten:	Augsburg / Ingelheim
1032	Weihnachten:	Straßburg / Paderborn
1036	Ostern:	Ingelheim / Seligenstadt
1037	Ostern:	Ravenna / Piacenza
1038	Ostern:	Spello / Sutri

1041	Weihnachten:	Straßburg / Augsburg
1047	Johannis:	Am Mittelrhein / Augsburg
1050	Weihnachten:	Pöhlde / Goslar
1054	Ostern:	Mainz / Merseburg
1057	Weihnachten:	Goslar / Merseburg
1058	Ostern:	Merseburg / Magdeburg
1059	Weihnachten:	Freising / Worms
1062	Ostern:	Utrecht / Speyer
	Weihnachten:	Freising / Goslar
1063	Weihnachten:	Köln / Worms
1064	Weihnachten:	Goslar / Köln
1065	Weihnachten:	Mainz / Goslar
1066	Ostern:	Utrecht / Speyer
	Weihnachten:	Bamberg / Speyer / Regensburg
1067	Weihnachten:	Goslar / Köln
1068	Weihnachten:	Goslar / Mainz
1070	Ostern:	Hildesheim / Speyer
	Pfingsten:	Meißen / Merseburg
	Weihnachten:	Goslar / Bamberg
1071	Ostern:	Köln / Lüttich
	Weihnachten:	Worms / Regensburg
1073	Palmsonntag:	Eichstädt / Augsburg

Nachdem wir diese Festfeier-Tabelle aufmerksam gelesen haben, dünkt es uns, daß diese „harmlosen“ Namensangaben ganz unheimliche Rätsel bergen müßten. Denn was sagt uns die Aufstellung doch? Beispielsweise zum Jahre 1062? Sie sagt uns: ein „Zeitgenosse“ berichtet, der König habe das Osterfest dieses Jahres in Utrecht gefeiert, während ein anderer „Zeitgenosse“ meldet, dies Osterfest sei vom König in Speyer begangen worden. Und zu Weihnachten desselben Jahres hat der König nach einem zeitgenössischen Berichterstatter in Freising geweilt, während eine andere gut unterrichtete gleichzeitige Quelle uns mit dem ehrlichsten Gesicht der Welt erzählt, der König habe dies nämliche Weihnachtsfest in Goslar gefeiert. Und dabei muß der Leser

gar nicht vergessen, diese Quellen (Annalen, Chroniken usw.) sind „echt", wirklich und wahrhaftig „historisch-echt"; das beteuern uns die Fachleute hoch und heilig. Nun, wir wollen einmal unseren einfachen, hausbackenen Verstand mitsamt unserer lebendigen Erfahrung für einige Minuten verabschieden und gläubig annehmen, besagte Quellen seien echt; lassen also nunmehr den Fachmann (*Jahrbücher Konrads II., 2.* Band, S. 427) weiter reden:

„Wie sind nun diese Divergenzen zu erklären? Die bisher, wie es scheint, vorherrschende Annahme, daß sie auf Irrtümern, Nachlässigkeit, vielleicht auch auf Schreibfehler der Annalisten zurückzuführen seien, wird in einzelnen Fällen gewiß zutreffen; daß sie allgemein zur Erklärung der uns beschäftigenden Erscheinung ausreiche, glaube ich bezweifeln zu sollen. Neben der ungemeinen Häufigkeit der Fälle ist es eine ganze Reihe von Momenten, die zu diesem Zweifel berechtigen."

„Einmal sollte man bei einer derartigen Annahme [Irrtum, Nachlässigkeit] *erwarten, daß bei der großen Zahl der Festfeier-Notizen in unseren Quellen häufig drei* [und mehr!] *verschiedene Angaben über den Ort der Feier vorkämen. Das ist aber im ganzen in den verglichenen fünfzig Jahren nur zweimal der Fall; neunundzwanzigmal dagegen stehen sich nur zwei*[!] *unvereinbare Ortsangaben gegenüber. Ebenso würde man bei jener Voraussetzung erwarten können, daß etwa bei der einen Quelle eine besonders sorgfältige, bei der anderen eine besonders ungenaue Behandlung dieser Angaben obwalte. So aber steht es nicht. 1036 und 1038 ist die Hildesheimer Überlieferung gegen die Altaicher, 1041 die Altaicher Tradition gegen die Hildesheimer im Recht. 1054 werden die Ann. Altah. durch Hermann von Reichenau widerlegt; 1050 bringen die Altaicher Annalen gegen Hermann das Richtige … "*

Diese Beobachtungen sind ungemein wichtig und aufschlußreich. Nimmt man für die im einzelnen Falle miteinander in Widerspruch stehenden Ortsangaben Nachlässigkeit, Irrtum oder Schreibfehler seitens der Chronisten an, so müßten regellos in den Quellen statt des richtigen verschiedene *„versehentlich falsche"* Orte genannt sein, auf jeden Fall öfter mehr als nur zwei! Es

sind jedoch fast regelmäßig für einen bestimmten Festtag zwei Ortsnamen vermerkt. Regelmäßig während eines Zeitraums von fünfzig Jahren! In merkwürdiger Weise wechseln dabei unsere Quellen in der „richtigen" Angabe miteinander ab. Um festzustellen, welcher Ort denn nun jeweils der richtige (oder richtigere) ist, zieht der Fachmann die Urkunde zu Rate; stimmt eine Quelle mit der Urkunde überein, so gilt damit die Richtigkeit der Angabe als erwiesen. Denn die „echten" Urkunden tischen uns natürlich keine Märchen auf – glauben die Historiker. Man kombiniert also, scheidet das Widersprechende als *„Irrtum des Schreibers"* aus, und so hat man wieder eine „geschichtliche" Tatsache festgestellt. Aber das Allerwichtigste bleibt immer noch: Wenn die ersichtliche Regelmäßigkeit zweier verschiedener Ortsangaben es unmöglich macht, eben an „regelmäßige Versehen" zu denken … wie kommen dann die Chronisten dazu, sich so kraß zu widersprechen? Breßlau hat sich folgende Erklärung zurechtgelegt:

„Indem ich keineswegs bestreite, daß mehrfach bloßes Versehen die abweichenden Angaben … veranlaßt hat, nehme ich an, daß in der Mehrzahl der Fälle dieselben auf einem anderen Umstand beruhen. Ich vermute, daß im allgemeinen das Itinerar (die Reiseroute) des Königs, insbesondere in Bezug auf die Orte, an denen er die beiden Hauptfeste des Jahres zu feiern beabsichtigte, vorher im Reiche durch Rundschreiben bekanntgemacht wurde. Trat dann irgendein unvorhergesehener Umstand ein, der zu einer Änderung dieser Disposition nötigte, so erklärt sich leicht, daß ein Schriftsteller, der von dieser Änderung Kenntnis erhielt, die richtige Angabe machen konnte, während ein anderer lediglich die ihm vorliegenden Angaben der Reisedispositionen für seine Darstellung benutzte."

So leicht zwar diese Erklärung dem Ohr eingeht, so schwer rechtfertigt sie sich dem an der Erfahrung geschulten kritischen Verstande. Denn diese Erklärung läuft wieder – wie ja fast regelmäßig – auf die grenzenlose Dummheit und Gleichgültigkeit der mittelalterlichen Chronisten hinaus. Wieder will man uns einreden, vernünftige und gebildete Menschen, die in ihren Annalen

geschichtliche Ereignisse der Nachwelt überliefern wollten – in diesem Falle Ereignisse, die sie nicht um materieller Vorteile willen zu verfälschen brauchten – hätten auf bloße vorherige Ankündigung hin die Namen von Orten hingeschrieben, an denen der König in diesem Jahre voraussichtlich Ostern und Weihnachten feiern wollte. Wieder müßten wir uns nicht nur mit einer individuellen, sondern mit epidemischer Gleichgültigkeit und Dummheit der Menschen abzufinden suchen; denn die vorherige Erklärung operiert mit der ungeheuerlichen Annahme: alle Annalisten und Chronisten während eines fünfzigjährigen Zeitraumes verzeichnen die betreffenden Ortsnamen gewohnheitsgemäß und gedankenlos aus den hypothetischen Rundschreiben! Und nur wenn rein zufällig einer dieser blöden Männer „Kenntnis" von der Änderung des Itinerars erhielt, hat dieser das Richtige hingeschrieben! Von sich aus das Richtige ermitteln, nein, soweit ging die Energie und das Bestreben dieser Halbidioten nicht! Es war ja auch so unendlich schwer, zu erfahren, wo denn nun der König das diesjährige Weihnachtsfest wirklich gefeiert hatte! Kein Mensch konnte das diesen Männern berichten, obwohl deren Bestreben dahingehen mußte, hierüber jedesmal unterrichtet zu werden. Betrachten wir doch noch einmal die Tabelle. Sie zeigt uns, daß ja fast in jedem Jahre die Reiseroute tatsächlich abgeändert wurde!! Das einzig Regelmäßige an dem Itinerar war ja das Unregelmäßige, die Änderung der „getroffenen Dispositionen". Darum hat in jedem Jahre einer der Annalisten, eben weil er an das Itinerar so fest glaubte, den Bock geschossen. Und darüber, daß also solche „Rundschreiben" für die richtige Bestimmung der Festfeier-Orte wegen chronischer Dispositionsänderung vollkommen wertlos waren – darüber sollten unseren Chronisten niemals die Augen aufgegangen sein!? Und welch ein unendliches Glück für uns Nachkommen, daß in jedem Jahre wenigstens *ein* (!) Annalist „zufällig" das Richtige erfahren hat!!

Uns zeigt solche landläufige fachmännische Erklärung vermittels der sattsam bekannten epidemischen „Dummheit" wie-

der von neuem, wie schwer es für Gelehrte ist, um jeden Preis die historische Echtheit der papierenen Geschichte retten zu müssen. Hätte sich unser Fachmann angesichts der obigen Tabelle zu der kühnen Tat aufraffen können, unerbittlich all sein papierengeschichtliches Wissen beiseite zu schieben und statt dessen seine lebendige Erfahrung urteilen zu lassen, so hätte die kleine Tabelle der Festfeiertage aus dem 11. Jahrhundert das große Wunder bewirkt, das Dogma von der *„unzweifelhaften Echtheit des Grundstockes der mittelalterlichen Überlieferung"* mit einem Schlage für immer zu erschüttern. Denn diese kleine Tabelle verrät mit brutaler Offenheit die tiefsten Geheimnisse der großen Fälschungsaktion. Eine Tür wird vor uns aufgestoßen, und wir blicken in das innerste Getriebe der spätmittelalterlichen Fälschungszentrale. Diese Tabelle verdient es, daß jeder Historiker sie über seinem Schreibtisch hängen habe.

Wenn nach Kenntnisnahme obiger Tabelle uns ein Historiker nach wie vor sagt, er halte die Quellen (Annalen und Chroniken), welche die widersprechenden Feiertage aufweisen, für historisch echt, so wird er auf unsere Anfrage bereit sein müssen, eine vernünftige Erklärung der Widersprüche zu geben. Das dürfte für ihn eine sehr saure und dazu vergebliche Arbeit werden. Käme er uns beispielsweise mit der Feld-, Wald- und Wiesenerklärung, es liegt Irrtum, Nachlässigkeit, Versehen vor, so wäre das ein Anzeichen, daß er sich über die Knifflichkeiten der Tabelle noch gar nicht klar geworden wäre. Ein Irrtum, ein Versehen kann den Annalisten so gut wie jedem Menschen unterlaufen sein, das bestreitet niemand. Aber unsere Tabelle zeigt, worauf ja auch Breßlau hinwies, nur allzu deutlich, daß erstens die „Versehen" nicht gelegentlich vorkommen, sondern mit verblüffender Regelmäßigkeit sich Jahr für Jahr prompt einstellen; sie zeigt zweitens, daß die „Versehen" neunundzwanzigmal zwei und nur zwei Ortsnamen, die sich widersprechen, zutage gefördert haben, also eine unerklärliche Beschränkung der Fälle obwaltet; die Tabelle zeigt drittens (dabei muß man die in den Jahrbüchern a.a.O. hinter den Ortsnamen stehenden Quellen

nachsehen!), daß sich sonderbarerweise die Chronisten hübsch abwechselnd, gerade wie auf Verabredung, mit ihren Angaben „versehen". Dazu erinnere man sich, daß diese „Versehen" sich auf Ereignisse, nämlich auf *„insgeheim mit großem Gepränge gefeiert und in der Regel mit Hof- und Reichsversammlungen verbundene Festtage"* beziehen, die nicht etwa unbekannt, sondern im Gegenteil allbekannt waren. Für Männer, die durch das Anlegen von Annalen und Chroniken doch ihr offenbares Interesse für die geschichtlichen Dinge ihrer Zeit bekunden, war es mithin ein Leichtes, über den Ort des jeweiligen Festes richtige Auskunft einzuholen.

Wer die Rätsel der Tabelle lösen will, verschone uns also mit „Versehen", „Irrtum". Er hat aber zum Beispiel über folgende, die Angaben zum Jahre 1071 betreffende Sachlage eine vernünftige Erklärung beizubringen: *„Nach den übereinstimmenden Angaben der Altaicher Annalen, des Triumphus S. Remacli und einer Urkunde … hätte der König das Fest in Lüttich begangen, während nach dem detaillierten Berichte Lamberts alle Neueren mit zweifellosem Recht*[!] *annehmen, daß Heinrich zu Ostern in Köln war … Man wird schwerlich hier einen gemeinsamen*[!] *Irrtum der bayrischen und der beiden lothringischen Angaben annehmen wollen."* (a.a.O., S. 429)

Während wir nun den Historikern gerne Zeit lassen, sich über unsere interessante Tabelle die Köpfe zu zerbrechen, haben meine Leser die Lösung aller Rätsel schon in der Hand: es liegt in unserer Tabelle der Niederschlag planmäßiger Geschichtsdichtung vor uns. Mit voller Absicht haben die Genossen der Aktion für die Feiertage verschiedene Orte angesetzt. Die Annalen und Chroniken, die zusammengedichtet wurden, sollten und mußten sich in den Ortsangaben widersprechen. Gerade bei den Angaben, an welchen Orten die angeblich so ungeheuer reiselustigen Könige zu einer bestimmten Zeit geweilt haben, waren die Fälscher gezwungen, vom altbewährten Universalmittel des Widerspruches, der Vertuschung und Verkleisterung immer wieder Gebrauch zu machen. Die humanistischen Fälscher waren keine Dummköpfe, gewiß nicht. Aber an der Aufgabe, die hier

zu lösen war – nämlich eine totale Kongruenz dreier gefälschter (erdichteter) „historischer" Faktoren (Ort und Zeit und Ereignis!) herzustellen – scheitert auch, wenn sich der Roman weit aus wachsen muß, der klügste Kopf. Und gar viele „kluge Köpfe" verderben erst recht den Dichtungsbrei. Wenn sich der Leser von der Schwierigkeit der Situation ein kleines Bild machen will, so stelle er sich einmal die Aufgabe: den Kriegszug des mittelalterlichen Königs X über die Alpen in Italien hinein bis nach Rom mitsamt dem Rückzug nach Deutschland zu erdichten, mit allen Einzelheiten, Begegnungen, Schlachten usw. auszuschmücken und alle erdachten Ereignisse chronologisch richtig zu verankern. Wo soll sich der König dabei am 10. Tage aufhalten? Wo soll er am 20. Tage weilen, und welche Ereignisse, Begegnungen mit welchen Personen usw. sollen hier vorfallen?? Als „kluger Kopf" machen wir uns etwa ein schönes Reiseschema – am 2. Tage in X, am 10. Tage in Y, am 50. Tage in Z. –, aber o weh, wenn wir nun daran gehen, die Ereignisse (Schlachten) „naturgetreu" zu schildern, die z.B. am 50. Tage vorgefallen sein sollen, so ergibt sich die Fatalität, daß der angesetzte Tag nicht ausreicht, die ganze Fülle der Ereignisse zu fassen, das schöne Schema wird an dieser Stelle einfach gesprengt. Und diese oder ähnliche Fatalitäten ergaben sich schon am 10. und am 20. Tage des Feldzuges. Das ist das verzwickte bei solchem „historischen" Dichten: der Roman darf beileibe nicht wie ein Roman aussehen, sondern er muß das naturechte Gesicht wahrer Begebenheiten – wenigstens einigermaßen vortäuschen. (Übrigens, lieber Leser: wer sich vergnügte Stunden bereiten will, der muß mittelalterliche Feldzüge und Schlachtenberichte lesen! Aber in den Quellen muß er sie lesen!!)

An dieser Kongruenz-Klippe zerschellte also auch das stolze Schiff der spätmittelalterlichen Fälschergenossenschaft. Aber die Gestrandeten gaben den Mut nicht auf. Eben als schlaue Köpfe erspähten sie die Rettung, die ihnen in der elastischen Chronologie winkte. Sie dehnten nun einfach die Chronologie an jeder wichtigen Stelle wie einen Kautschukriemen. Das heißt,

sie setzten mit voller Absicht für ein Ereignis zwei – unter Umständen mehr – Orte bzw. zwei Daten fest. Sie operierten mit dem absichtlichen Widerspruch. Und daher gaben sie uns bei dem Itinerar der mittelalterlichen Könige mindestens zwei – oft drei – sich widersprechende Ortsangaben. Die guten Leute sagten sich, einem späteren Kritiker mag das ruhig auffallen; er wird schon das „Richtige" herausdestillieren. (Was ja unsere Historiker auch so gut fertigbringen, indem sie dabei immer die „falsche" Angabe als unwesentlich übersehen!) Aber die Fälscher haben nicht entfernt daran gedacht, daß in späteren Zeiten einmal alle die von ihnen so kunstvoll auf die entlegensten Archive verstreuten Quellen gesammelt und haarscharf verglichen werden könnten! Und daß dann ihre Methode klipp und klar vor Augen liegen würde!

6.

Die fliegende Reichskanzlei

Die Festfeier-Tabelle des vorausgehenden Kapitels wird manchen bisher noch zweifelnden Leser endgültig die Überzeugung von der Tatsache der planmäßigen Verfälschung der mittelalterlichen Geschichte aufgedrängt haben. Sind nun die angegebenen Orte des Itinerars während eines fünfzigjährigen Zeitraums gefälscht, so müssen auch die auf die Orte bezüglichen Ereignisse verfälscht bzw. erdichtet sein. Hier interessiert uns nun besonders, daß unsere Tabelle von 1057 an die widersprechenden Ortsnamen der Feiertage Heinrichs IV. verzeichnet. Von Heinrich IV. haben wir nämlich bereits in der *Fälschung der deutschen Geschichte,* und zwar im Canossa-Kapitel, hinreichende Belege für die systematische Erdichtung „geschichtlicher" Ereignisse anführen müssen. Meine frühere Beweisführung findet also durch die Tabelle nunmehr die kräftigste Unterstützung.

Unsere Tabelle „bestätigt" aber auch die merkwürdige „Tatsache", daß die mittelalterlichen Herrscher ungemein reiselustige

Menschen gewesen sind. Sie hatten ja keinen festen Wohn- und Residenzsitz, wie wir wissen. Dauernd ritten die Könige von Pfalz zu Pfalz, von Stadt zu Stadt. Und zwar alle Könige während des ganzen Mittelalters. Selbst im eisigsten Winter jagten sie auf ihren Rossen durch die Gaue des Reiches, Jahr für Jahr, während des ganzen Mittelalters. Der königliche Hof ritt natürlich immer mit, ebenso die Reichskanzlei. Ausdrücklich betone ich: es handelt sich nicht um gelegentliche Reisen der Herrscher, die sie von ihren Residenzen unternommen hätten. Es handelt sich um dauerndes Umherwandern mangels eines festen Wohnsitzes.

Damit der Leser sich einen anschaulichen Begriff von der intensiven Reisetätigkeit der Herrscher machen kann, wollen wir im folgenden einige Itinerar-Beispiele verschiedener Könige anführen. [23]

1. Itinerar Otto I. für das Jahr 965. 3. Januar: Mailand, 23. Jan.: Reichenau (westlich von Konstanz), 21. Feb.: Worms, 28. März: Ingelheim (w. Mainz), 12. April: Wiesbaden, 6. Mai: Erstein (s. Straßburg), 23. Mai: Ingelheim, 2. Juni: Köln, 17. Juni: Dornburg (s. Magdeburg), 26. Juni: Magdeburg, 15. Juli: Quedlinburg, 28. Juli: Wallhausen (in d. Goldenen Aue), 27. November: Wallhausen, 12. Dezember: Brüggen (an der Leine).

2. Itinerar Ottos II. für 975.6. Jan.: Werla (zwisch. Goslar-Wolfenbüttel), 25. Jan.: Dortmund, 16. Febr.: Nimwegen, 18. März: Bonn, 25. April: Boppart, 24. Mai: Frankfurt, 27. Mai: Fulda, 3. Juni: Weimar, 6. Juni: Erfurt, 8. Juni: Dornburg, 11. Juni: Memleben (nw. Naumburg), 21. Juni: Allstedt (so. Sangerhausen), 26. Juni: Magdeburg, 15. Juli: Sommeringen (zw. Wolfenbüttel und Halberstadt), 9. August: Balgstedt (sw. Merseburg), 29. August: Botfeld (b. Elbingerode im Unterharz), 9. Sept.: Allstedt, 3. Novemb. Pöhlde (nö. Göttingen), 24. Novemb.: Memleben, 26. Dez.: Erstein (s. Straßburg).

3. Itinerar Ottos III. für 993. 25. Jan.: Dortmund, 5. Feb.: Essen, 6. Febr.: Duisburg, 26. März: Lüttich, 17. April: Ingelheim, 30. April: Worms, 9. Mai: Thionville, 15. Mai: Metz, 23. Mai: Straß-

burg, 2. Juni: Bürgel (ö. Frankfurt), 13. Juni: Nordhausen, 22. Juni: Allstedt, 2. Juli: Merseburg, 19. Juli: Magdeburg, 26. Juli: Dornburg, 15. August: Belsam (bei Nienburg), 27. August: Frose (s. Magdeburg), 29. Sept.: Grone (b. Göttingen), 27. Okt.: Werla (zw. Goslar-Wolfenbüttel), 12. Dez.: Tilleda (am Kyffhäuser).

4. Itinerar Heinrichs II. für 1003. 15. Jan.: Thionville, 5. Feb.: Aachen, 9. Febr.: Köln, 23. Febr.: Nimwegen, 13. März: Minden (in Westfalen), 23. März: Magdeburg, 2. April: Quedlinburg, 15. April: Allstedt, 7. Mai: Merseburg, 12. Mai: Walbeck (s. Aschersleben), 23. Mai: Gandersheim, 25. Mai: Gieboldehausen (nö. Göttingen), 30. Mai: Rohra (ö. Meinigen), 11. Juni: Bamberg, 30. Juni: Regensburg, 9. Sept.: Bamberg, 21. Okt.: S. Hippolyte (zw. Straßburg u. Colmar), 1. Dez.: Regensburg, 25. Dez.: Pöhlde (nö. Göttingen).

5. Itinerar Konrads II. für 1025.3. Jan.: Paderborn, 10. Jan.: Corvei, 18. Jan.: Hildesheim, 22. Jan.: Goslar, 5. Febr.: Magdeburg, 8. Feb.: Merseburg, 2. März: Wallhausen, 29. März: Fulda, 23. April: Augsburg, 3. Mai: Regensburg, 5. Mai: Beratzhausen (nw. Regensbg.), 6. Mai: Schwarzenbruck (so. Nürnberg), 6. Mai: Mögeldorf (b. Nürnberg), 10. Mai: Bamberg, 20. Mai: Trebur (so. Mainz), 10. Juni: Konstanz, 23. Juni: Basel; 8 . Juli: Straßburg; 14. Juli: Speyer, 26. JuL: Trebur, 1. Nov. Botfeld (Harz), 4. Dez.: Trebur.

Diese Itinerare sind zusammengestellt auf Grund der Ortsangaben in den von den betreffenden Herrschern ausgestellten *Urkunden.* Unterwegs haben nämlich die reisenden Könige, wenn die Gelegenheit dazu nötigte, überall geurkundet. Die Kanzlei mußte daher, wie schon erwähnt, ihrem Herrscher auf seinen Ritten ständig folgen, um jederzeit zur Hand zu sein.

Itinerare kann man nun aber nicht nur aus Urkunden ermitteln, sondern auch aus Angaben der *Chroniken und Annalen* zusammenstellen. Die mittelalterlichen Geschichtsschreiber haben ja dankenswerterweise – siehe unsere berühmte Tabelle – mit besonderem Fleiße vermerkt, an welchen Orten die Kaiser bei dieser oder jener Gelegenheit verweilten. So waren unsere Histori-

ker in der Lage, die jeweiligen Ortsangaben der literarischen und urkundlichen Quellen miteinander vergleichen zu können. Das Ergebnis dieser Gegenüberstellung war ebenso verblüffend wie niederschmetternd. Es ergaben sich – der Leser kann es sich vorher denken – natürlich immer in den Bezirken mittelalterlicher „Geschichte" Widersprüche über Widersprüche! Das Peinlichste an der bösen Entdeckung war der Befund, daß sehr oft gerade die Urkunden, diese *„unmittelbaren Niederschläge historischen Geschehens"*, die Übeltäter waren, welche Falsches berichteten. Daß ich es nicht vergesse: es handelt sich hierbei um die „zweifellos echten" Urkunden.

Wir beginnen die Überprüfung mittelalterlicher Itinerarangaben mit dem rätselhaften Befund, daß *„nicht selten Urkunden desselben Tages aus verschiedenen Orten datiert sind."*[24]

Ficker erwähnt folgende Fälle: *„ So finden sich Urkunden von 932 Juni 1 aus Reot und Erfurt, beide im Originale erhalten; – 972 Juli 25 aus Pavia und Mailand: – 973 Juni 7 aus Werla und Grona …; – 973 Juni 16 aus Allstedt und Fritzlar; – 974 Aug. 30 Erosa und Allstedt; – 975 Juni 11 aus Erfurt und Memleben; 997 Juli 17 aus Eschwege und Mühlhausen; – 1004 März 5 aus Wallhausen und Gebesen nördlich von Erfurt; – 1008 Juli 6 aus Mainz und Frankfurt; – 1010 Apr. 28 aus Regensburg und Bamberg; – 1032 Jan. 18 aus Hilwartshausen und Fritzlar; –1106 Nov. 1 aus Mühlhausen und Tennstädt … "*

Dazu bemerkt Ficker: *„Liegen diese Orte überwiegend nahe beieinander in der Richtung des sich anderweitig ergebenden Itinerar, so erweist das, daß hier weder regelloser Zufall, noch größere Zeitunterschiede bedingende Unregelmäßigkeiten wirksam waren. Trotzdem ist die Entfernung mehrfach so groß, daß sie die Möglichkeit einer Anwesenheit an ein und demselben Tage ausschließt."* Und nun hören wir uns seine Erklärung an: *„Die Annahme, daß in diesen Fällen höchstens in einer Urkunde der Ort dem Datum*[!]*, in der anderen dagegen dem Skriptum* [= Geschriebenem] *entsprechen dürfe, erfährt zuweilen … Bestätigung … Umgekehrt ist nicht zu leugnen, daß in Einzelfällen die Sachlage unsere Annahme nicht zu unterstützen scheint… Andererseits sind… die verschiedensten sonstigen Erklä-*

rungen denkbar … " (a.a.O. S. 276) Mit anderen Worten: unser Fachmann läßt deutlich durchblicken, daß er mit seinen Erklärungsversuchen selbst nicht so richtig zufrieden ist; es könnte mal so, mal so gewesen sein. Nach Ficker kann sich ja der in den Urkunden genannte Ort (wie übrigens auch die Tagesangabe) auf alle nur denkbaren *„Stadien des Beurkundungsgeschäftes"* beziehen, zum Beispiel: auf den königlichen Befehl zur Beurkundung – auf Anlage des Konzepts – auf den Befehl zur Fertigung der Reinschrift – auf die Reinschrift selbst – auf die Beglaubigung – Verlesung – Besiegelung – Aushändigung der Urkunde. Für Erklärungsversuche bietet sich somit der eine oder andere Ausweg immer; zeigt sich aber doch keiner so recht gangbar, so sind ja noch immer die „verschiedensten sonstigen" Erklärungen denkbar. Die aber allesamt am Ende auf die bekannte „Halbidiotie" hinauslaufen.

Meine Leser haben die Lösung lange erraten. Die Tatsache, daß nicht selten Urkunden desselben Tages aus verschiedenen Orten datiert sind, sagte im Gegenteil dem Leser gar nichts Auffälliges und Rätselhaftes mehr, denn auf solche Abarten der Verschleierungs- und Dehnungstaktik der spätmittelalterlichen Fälscher, die in den vorliegenden Fällen einen bestimmten Tag des Itinerars absichtlich nicht eindeutig mit einem Orte verbinden wollten, war er von vornherein gefaßt.

Auch folgende Beobachtungen verraten die große Mühe der Fälschergenossen, ein möglichst „naturnahes" Itinerar zu erdichten. *„Das Nichtstimmen von Ort und Tag kann sich weiter dadurch verraten, daß sich unstatthafte Entfernungen im urkundlichen Itinerar ergeben, daß die zu kurz aufeinanderfolgenden Tagen genannten Orte so weit auseinanderliegen, daß der Zeitabstand entweder überhaupt nicht, oder doch nur bei so raschem Reisen ausreichen würde, wie es ohne ganz besondere Gründe nicht anzunehmen ist. Man wird… vielleicht nicht bestreiten wollen, daß K. Ludwig der Deutsche 840 Dez. 10 bis 14 aufschnellen Rossen die fünfundzwanzig Meilen von Paderborn bis Friedberg zurücklegen konnte … Die Entfernungen sind oft noch bedenklicher. Auch in bisher nicht beanstandeten Partien*

des urkundlichen Itinerars werden zuweilen an Roß und Reiter Anforderungen gestellt, hinter denen die Leistungen der tüchtigsten Distanzreiter unserer Tage zurückbleiben. Dabei ergibt sich dann wohl noch überdies, daß die aus entfernterem Orte datierte Urkunde zwischen Urkunden desselben anderen Ortes oder doch nahegelegener Orte fällt und damit das Itinerar auch abgesehen von der Entfernung unwahrscheinlich wird. So ergibt sich aus Urkunden … das Itinerar: 973 Okt. 13 Dornburg, Okt. 22 Allstedt, Nov. 22 Duisburg, Nov. 23 Heiligenstadt, Dez. 14 Nimwegen. Auch abgesehen davon, daß man nicht an einem Tage zu Duisburg, am folgenden im Eichsfelde sein kann, läßt hier natürlich die Richtung des Itinerars keinen Zweifel, daß der Kaiser früher in Heiligenstadt als in Duisburg war. Stumpf denkt an einen Schreibfehler im Original und schlägt vor, Duisburg zu Nov. 27 zu setzen. Aber damit ist doch lediglich der Richtung des Itinerars Genüge geschehen; ein Ritt in vier Tagen vom Eichsfelde nach Duisburg bliebe doch immer eine unglaubliche Leistung." [25] Und nun kommt Fickers Erklärung: „*Heiligenstadt wird sich eben nicht auf den Tag des Datums, sondern auf einen früheren Zeitpunkt*[!] *beziehen; und da es in einer für Freising bestimmten Urkunde schwerlich der Handlung entspricht, so wird zunächst*[!] *an das Skriptum zu denken sein.*"

In unser Bild paßt auch die nachstehend in Anwendung gekommene Abart der Verschleierungstaktik ausgezeichnet hinein. „*Wir finden oft eine Gestaltung, bei der sich zwar keine an und für sich unzulässigen Entfernungen ergeben, wohl aber ein regelloses Hin- und Herziehen …*" (a.a.O., S. 277) Beispiele: 997 April 9 Aachen; April 18. u. 20 Dortmund; Mai 1 Mainz(!); Mai 18 Merseburg. – 956 Febr. 29 Lorsch; März 5 Frankfurt; März 8 Lorsch; März 10 Frankfurt. – 972 Juli 25 Pavia und Mailand; Juli 30 Mailand; Aug. 1 Pavia; Aug. 18 Konstanz. –1024 Nov. 14 Neuß; Dez. 19 Korvei; Jan. 3 Paderborn; Jan. 10 Korvei.

Widersprüche zwischen dem urkundlichen Itinerar und anderweitigen Nachrichten (Annalen, Chroniken). „*Im Jahre 1024 ergibt das urkundliche Itinerar: Okt. 2 Lüttich, Okt. 17 Nimwegen, Nov. 14 Neuß, Dez. 19,21 Korvei, 1025 Jan.* 3 *Paderborn, Jan. 10 Korvei. Gegen die Zulässigkeit des Aufenthaltes zu Korvei im Dezember*

spricht nicht allein das rückläufige Itinerar selbst, sondern … ihn lassen auch die Angaben der Gerichtsschreiber nicht zu. Dagegen erregt …aus Neuß Nov. 14 das urkundliche Itinerar selbst keinen Anstoß …, aber das Itinerar läßt sich zweifellos nicht in Übereinstimmung bringen mit den vielfach durch andere Angaben unterstützten Nachrichten der Quedlinburger Annalen." (a.a.O., S. 279) Ein hierher gehörendes drastisches Widerspruchsbeispiel erwähnt Sickel.[26] Zur Erörterung stehen Diplome Ottos II. „*Bis in den August hinein stimmen die urkundlichen Daten sehr gut dazu, daß Otto Weihnachten 978 zu Frankfurt und Ostern 979 zu Dortmund gefeiert haben soll … Aber daß dann in geringen Zwischenräumen lauter Diplome aus sächsischen Pfalzen folgen, verträgt sich nicht mit dem, was uns die Gesta ep. Camer … von einem Kreuzzuge gegen die Polen berichten: Otto soll in Person an ihm teilgenommen und ihn erst, als bereits der Winter hereingebrochen war, beendet haben, um sich zur Weihnachtsfeier nach Pöhlde zu begeben. Mindestens Diplom 208 aus Allstedt vom 6. Dezember steht da im Wege.*" –

Die Vergleichung der auf Grund der Angaben von Annalen und Chroniken ermittelten „historisch wahren" Itinerare mit den entsprechenden urkundlichen Itineraren ergab nun als interessanteste Ausbeute gewisse Beobachtungen, die uns in den Stand setzen, den Geschichtsfälschern bei ihrer Geschichtskonzeptionsarbeit direkt auf die Finger zu sehen. Ganz offen enthüllt sich uns ihr so ängstlich verborgenes Tun. Wieder handelt es sich um das schwierige Thema der Kongruenz von Ort und Zeit. Wir wissen, daß und warum die Genossenschaft gerade bei dieser Aufgabe so sehr oft scheiterte, und daß man schließlich, durch die Erfahrungen im Laufe der Aktion gewitzigt, an jeder brenzligen Stelle der Chronologie zum Universalmittel des absichtlichen Widerspruchs als sicherstem Rettungsanker seine Zuflucht nahm. Die Fachleute haben nämlich gemeinsam häufig eigenartige Verschiebungen in den urkundlichen Itineraren feststellen müssen.

Was hat es mit diesen Verschiebungen auf sich? Hören wir zuerst Bloch. Er hat, wie übrigens andere Forscher vor ihm, heraus-

gefunden, daß die Ortsangaben (des Itinerars) in vielen Urkunden mit den entsprechenden literarisch „wahren" Angaben nicht übereinstimmen, derart, daß zum Beispiel Heinrich II. *„einige Zeit vor dem in der Datierung angegebenen Tage sich an dem darin genannten Orte aufgehalten hatte"*; während er bei Konrad II. konstatierte, *„daß der König erst einige Tage nach dem verzeichneten Tage an dem aufgeführten Orte nachzuweisen ist."* [27] Solch merkwürdige Störungen des Itinerars stellen wie gesagt keine vereinzelte Erscheinung dar, sondern häufen sich zu bestimmten Zeiten. Ficker will festgestellt haben (*Beiträge,* II., S. 409), *„daß in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts … Verschiebungen des Itinerars auffallend seltener sind als früher und später … Gerade in dieser Zeit scheint*[!] *das urkundliche Itinerar am meisten dem tatsächlichen entsprochen zu haben."* Woraus der Leser schließen darf, daß mithin im allgemeinen diese Verschiebung eine gängige Erscheinung ist. Eine Itinerarstörung kann sich, wie wir sahen, in doppelter Richtung ergeben: *„Es kann sich einmal handeln um Nennung eines dem Tage noch nicht entsprechenden Ortes "*; zweitens *„um Nennung eines dem Orte noch nicht entsprechenden Tages, Datierung von einem Tage, an welchem der König den genannten Ort schon verlassen haben muß"*. Wichtig ist nun folgender Befund (nach Ficker II. S. 409): *„Wo sich über die Art der Verschiebung des urkundlichen Itinerars bestimmter*[!] *urteilen läßt, da findet sich durchweg, daß der Ort einem früheren Zeitpunkte entsprechen muß als der Tag. Wenigstens scheint mir das der Fall zu sein bis zum vierzehnten Jahrhundert, wo sich daneben allerdings auch die … umgekehrte Verschiebung häufig findet."*

Der Leser ist nun gespannt, wie Ficker diese wunderliche Verschiebungstatsache wohl erklären mag. Aber für den Fachmann ist nichts leichter als so etwas. Die beiden Arten der Verschiebung finden ihren Grund ganz einfach in dem Umstande: 1. der Urkundenschreiber hat den Ort sogleich hingeschrieben, den (späteren) Tag aber nachgetragen, 2. der Schreiber hat sogleich den Tag vermerkt, aber später den (neuen) Ort nachgetragen. Oder es ist Zurückdatierung nur des Tages nach der Handlung anzunehmen. Ist das etwa nicht eine höchst einleuchtende Erklä-

rung? Es scheint aber, als sei schon Ficker von der „Einleuchtung“ selbst nicht unerschütterlich überzeugt, denn er gesteht (S. 275): *„In Einzelfällen wird oft schwer zu entscheiden sein, was die Verschiebung zunächst veranlaßte.“* Wir erkennen ja auch hier einmal wieder deutlich, daß diese Erklärung auf die Unterstellung der wissenschaftsnotorischen Halbidiotie der mittelalterlichen Kanzleibeamten hinausläuft. Es waren diese Beamten, wie wir nun bereits bis zum Überdruß hören mußten, durchweg Leute, die nur mit Mühe – und so oft auch dann noch nicht – bis 20 oder 30 zählen konnten und die es einfach nicht zustande brachten, eine Datierungszeile so aufzusetzen, daß der Ort mit dem Tage übereinstimmte. Das heißt, manchmal glückte ihnen diese ungeheuer schwierige Aufgabe doch; man könnte fast annehmen, so ein Glücksfall sei ihnen „versehentlich“ unterlaufen. Meistens war ihnen leider das Glück nicht hold, und so geschah es, daß ihre Datierungszeile Tummelplätze hanebüchenen Unsinns wurden. Woran jedoch weder der verantwortlich zeichnende Kanzleivorsteher noch sonst ein Mensch den geringsten Anstoß nahm, selbstverständlich auch die bornierten Empfänger solcher Urkunden nicht!

Uns führt nun aber bereits die Erscheinung, daß sich jahrhundertelang – bis zum 14. Jahrhundert – wie auf Verabredung aller Kanzlisten die eine Verschiebungs-Abart einer besonderen Vorliebe erfreut haben soll, daß danach wie etwa eine aufkommende Kleidermode auch die andere Abart sehr beliebt wird, auf den wahren Urgrund der vorliegenden Rätseldinge. Hier offenbart sich schematische Arbeit. Nämlich die planmäßige Verschleierungs- und Widerspruchstaktik der großen Fälschungsaktion. Absichtlich und planmäßig hat die mächtige Fälscherhand auf verschiedenen Ebenen – der literarischen und der urkundlichen – die chronologischen Faktoren verteilt, vertauscht und vor allem vorwärts und rückwärts verschoben. Diese Verschiebungen der urkundlichen Itinerare stellen keine isolierte Erscheinung für sich dar, sondern sie wurden von Fälschern ins Werk gesetzt unter ständiger Bezugnahme auf die Orts- und Datumsangaben der

literarischen Quellen. Traten im Laufe der Aktion die leidigen Bruchstellen und gordischen Wirrwarrknoten der Chronologie auf, dann hieß es, mit den Mitteln des absichtlichen Widerspruchs und der Zwei- und Mehrdeutigkeit die Schäden notdürftig überdecken, und zwar gleichzeitig sowohl in der literarischen als auch urkundlichen Quellenwelt. Und da es nun unmöglich war, die gefälschten Itinerare so fehlerfrei zu erdichten, daß in jedem Punkte Ort, Zeit und Ereignis sich haarscharf deckten, so mußten neben den Widersprüchen der Annalen und Chroniken – siehe unsere berühmte Tabelle – sich auch die Itinerare der Urkunden kleine und größere Verschiebungen nach vorwärts oder rückwärts gefallen lassen. Gerade bei den Urkunden durfte man nicht genau, nicht eindeutig sein! Verfuhr man mit den Angaben in den Urkunden klar und eindeutig, so geriet man mit den literarischen Quellen in die ärgste Bedrängnis, denn dann hätten auch die Annalen und Chroniken das Richtige aufweisen müssen. Daran war nun aber wieder auf keinen Fall zu denken, da man durch die Schwierigkeit der zu zimmernden Chronologie zur Widerspruchstaktik gezwungen war. So mußte notgedrungen in beiden Traditionssphären der absichtliche Widerspruch zum allesbeherrschenden Prinzip erhoben werden. –

Als im fünfzehnten Jahrhundert die humanistischen Fälscher die Kaiseritinerare fabrizierten, waren sie sich nach einigen Versuchen darüber klar, daß sie die erstrebte Kongruenz der Orte und Daten nur annähernd genau erreichen könnten. Nur im großen und ganzen war die Richtigkeit der Angaben zu bewerkstelligen, derart etwa, daß ein bestimmter Herrscher zu einer ungefähren Zeit in einer gewissen Gegend geweilt habe. Auf die klare, eindeutige Angabe: der König hat an diesem Tage an diesem Orte sich aufgehalten, mußte klüglich Verzicht geleistet werden. Wie schon an anderer Stelle gesagt wurde, durften die Fälscher mit solcher annähernden Kongruenz, mit solcher Elastizität ihrer erdichteten Angaben vollkommen zufrieden und beruhigt sein. Denn keiner der Genossen hat an die Möglichkeit gedacht, in späteren Jahrhunderten könnte einmal der zusammengedichtete

gewaltige Bestand der Quellen mit deutscher Gründlichkeit bis ins letzte und kleinste verglichen und überprüft werden. Man hatte ja in weiser Voraussicht die Quellen über ganz Europa zerstreut und in Archiven untergebracht, die ängstlich verschlossen gehalten wurden. Aber das Verhängnis nahte im 19. Jahrhundert doch: die Quellen wurden in das helle Licht des Tages gezogen, und so ereignete sich denn, daß die größte Lüge der Weltgeschichte doch entlarvt und auch das versteckte Geheimnis der Itinerare enthüllt wurde.

7.

Waren die mittelalterlichen Kaiser, Könige und Fürsten „wilde Jäger" und Nomaden?

Obige Frage wird den Leser in nicht geringes Verwundern und Erstaunen setzen. Aber ehe wir uns mit ihr befassen, müssen wir uns von den Diplomatikern vorher das Nötigste über die Itinerare der mittelalterlichen Fürsten erzählen lassen. Bisher haben wir nämlich nur vom urkundlichen Itinerar der Kaiser und Könige gehandelt. Auch die Fürsten haben ja im Mittelalter – angeblich sehr spät – urkunden lassen, und diese Urkunden (wie diejenigen der Erzbischöfe, Bischöfe) bezeichnet man – in Gegenüberstellung zu den urkundlichen Schriftstücken der Kaiser, Könige und Päpste – als *Privaturkunden.*

Ein näheres Eingehen auf die interessanten Probleme dieser Privaturkunden verwahren wir für später; an dieser Stelle beschäftigt uns nur das Rätsel der auf Grund von Privaturkunden ermittelten Itinerare mittelalterlicher Fürsten. Bieten denn diese Fürstenitinerare auch Rätsel? Selbstverständlich, lieber Leser. Aber welche denn? Nun, genau dieselben, welche uns die Königsitinerare schon aufgegeben haben.

Es gibt ein vortreffliches Werk über unseren Gegenstand, das zwar schon 1887 geschrieben wurde, aber allen neueren Arbeiten gegenüber immer seinen Wert behaupten wird: O. Posse, *Die*

Lehre von den Privaturkunden. Leipzig 1887. Aus diesem Buche wollen wir zunächst ein Itinerarbeispiel aus dem 14. Jahrhundert, nämlich dasjenige des Markgrafen Friedrich von Meißen für 1355, hierher setzen:

Januar: 1. Rochlitz; 6., 8., 10. Dresden; 16. Naumburg; 25. Gotha; 28. Georgenthal; Februar: 20. Weißenfels; März: 12., 14. Coburg; April: 10. Eisenach; 15., 22. Gotha; 30. Gotha; 30. Pforta; Mai: 8. Gotha; Juni: 15. ,17., 18. Eisenach; Juli: 8. Breitingen; 23., 26. Regensburg; August: 29. Jüterbog; September: 4. Leipzig; 12. Freiberg; 15. Dresden; November: 22. Sulzbach; 29. Nürnberg. Dezember: 2., 3., 4. Nürnberg; 4. Eisenach; 7., 8., 26. Nürnberg. Die Itinerare für die anderen Jahre bezeugen gleichfalls die große Reisefreudigkeit des Markgrafen. Wie die Könige, war also auch unser Graf dauernd in Regierungsgeschäften unterwegs. Hatte er denn etwa auch keine feste Residenz?? Nein, lieber Leser, dieser Markgraf wie auch die meisten mittelalterlichen Landesfürsten waren aus Mangel eines festen Wohnsitzes gezwungen, im Lande umherzuziehen.

Die Prüfung der Itinerare führte Posse zu Ergebnissen, die uns merkwürdig bekannt vorkommen; er entdeckte urkundliche Itinerardifferenzen, die sich auf Ort und Zeit erstreckten (a.a.O., S. 167 f.) *„1. So finden wir Urkunden desselben Tages aus verschiedenen Orten. Bald liegen die Orte nahe beieinander, bald ist die Entfernung sehr groß. 2. Das Nichtstimmen von Ort und Tag verrät sich durch unstatthafte Entfernungen. 3. Das urkundliche Itinerar zeigt große Unregelmäßigkeiten, es ist rückläufig. 4. Das urkundliche Itinerar läßt sich mit anderen Nachrichten nicht vereinbaren."* Wie gesagt, hier liegen Ergebnisse vor, wie sie uns aus den Königsitineraren wohl vertraut sind. Von den gleichen Resultaten dürfen wir auf die gleichen Ursachen schließen, das heißt: auch die mittelalterlichen Fürstenitinerare sind in der spätmittelalterlichen Zentrale fabriziert worden. In dem großen Kunstbau mittelalterlicher „Geschichte" mußten eben mit beständiger Rücksichtnahme auf die General- und Untertendenzen auch die einzelnen Werkstücke „verarbeitet" werden. Wenn Posse betreffs der Verschiebungen

im Itinerar der Markgrafen findet, daß solche *„verhältnismäßig selten“* seien, so hat diese verhältnismäßige Seltenheit in den Fürstenitineraren gegenüber den königlichen ihren einfachen Grund in dem Mangel genügenden literarischen Vergleichsmaterial. *„Das Kaiseritinerar läßt sich auf Grund der Annalen und Chroniken kontrollieren, während für dasjenige der Landesfürsten uns sehr oft und zumeist nach dieser Richtung hin jeder Anhalt fehlt. In manchen Territorien, wie zum Beispiel in Thüringen und Meißen, ist die Geschichtsschreibung so arm und unzuverlässig, daß wir nur selten und ganz gelegentlich von dem Aufenthalte des Fürsten an diesem oder jenem Orte erfahren.“* (a.a.O., S. 186) Wir verstehen diesen Mangel. Die Fälscher hatten genug Arbeit, Geschichten um die Kaiser zu erfinden; für die Fürsten fiel daher nur das Allernötigste gelegentlich ab.

Auf unserer beschwerlichen, aber infolge der interessantesten Aufschlüsse auch so überaus lohnenden Forschungsreise durch die Bezirke der Itinerarrätsel gelangen wir nunmehr an den Punkt, wo wir uns wieder der Frage erinnern, die am Kopf dieses Kapitels steht. Waren die mittelalterlichen Kaiser, Könige und Landesfürsten Nomaden?? Vorausgesetzt nun, daß man die papierene Überlieferung für unangetastete historische Wahrheit hinnimmt, so sind wir im Hinblick auf die Itinerare der weltlichen Herrscher gezwungen, auf die Frage zu antworten: es waren Nomaden, allerdings sehr zivilisierte Nomaden. Ich habe es mir längst abgewöhnt, mich über alle die faustdicken Lügen der gefälschten mittelalterlichen „Geschichte“ noch zu verwundern; aber immer wieder falle ich von einer grenzenlosen Verwunderung in die andere, wenn ich mir vorzustellen versuche, wie es menschenmöglich war, daß jahrhundertelang „kritische“ Geschichtsforscher sich solche historischen Bären, wie die dauernde Wanderschaft des königlichen Hofes, haben aufbinden lassen können. Denn daß diese angebliche ewige Wanderschaft der Könige eine Lüge ist, das beweist schlagend schon allein die erdichtete Feiertagstabelle. Generationen von Historikern haben solche Phantasien für bare geschichtliche Münze genommen …

dies Faktum ist von allen Itinerarrätseln das größte und unheimlichste! An dieser Tatsache offenbart sich am handgreiflichsten, was die bisherige historische Kritik wert ist – nämlich nichts. An dieser Tatsache offenbart sich auch am deutlichsten, worin der Grundfehler der bisherigen Kritik liegt – nämlich darin, daß sie als relative Scheinkritik eine papierne „Tatsache" mit einem anderen papierenen Berichte verglich und kontrollierte, statt die angebliche Geschichte als fragwürdiges Material mit der lebendigen Gegenwartserfahrung zu konfrontieren und so die Art ihrer Realität zu ermitteln. Ich nehme an, daß sich doch mancher Historiker im stillen über das Wanderleben der mittelalterlichen Herrscher einige ketzerische und zweifelnde Gedanken gemacht hat – wie etwa Buchwald, welcher meinte, wenn man den Itineraren Glauben schenken wollte, *„so würde man zu dem Resultate kommen, daß im Durchschnitt ein Fürst im 13. Jahrhundert mehr gereist habe als der Commis voyageur eines leidlichen Handlungshauses im 19. Jahrhundert."* [28] Was man von den Königen und Landesfürsten aus allen mittelalterlichen Jahrhunderten behaupten kann. Denn das ist ja das Tollste an diesem geschichtlichen Aberglauben, daß alle Kaiser und Landesherren während des ganzen Mittelalters die meisten Tage ihres Lebens als „wilde Jäger" auf den Landstraßen zugebracht haben sollen!

Wir wollen jedoch zunächst wieder bemüht sein, unseren kritischen Verstand mit seiner Erfahrung zeitweilig auszuschalten und als *„demütige Sklaven der Überlieferung"* allergehorsamst vernehmen, was uns die „Geschichte" über die Reisetätigkeit der Herrscher mitzuteilen hat.

Im Mittelalter hatten also die Kaiser, Könige und auch die meisten Landesfürsten keine feste Residenz, sondern zogen beständig im Lande umher, von einem Orte zum andern, von einer Pfalz zur andern. Begleitet von ihrem Gefolge, dem „Hofe", ritten sie auf ihren Rossen die Landstraßen dahin, jahraus, jahrein. Zeitweilig schlugen sie allerdings auf einer ihrer Pfalzen oder in einem Kloster ihr Hoflager auf. Doch schon nach einigen Tagen bliesen die Hörner wieder zum Aufbruch. Es bedeutete einen

Ausnahmefall, wenn ein König zwei oder drei Wochen lang an demselben Orte verweilte, und wenn es sich etwa ereignete, daß der Aufenthalt über einen ganzen Monat währte, so muß das als ungemeine Seltenheit im Kalender rot angestrichen werden. Auch die kältesten Wintertage vermochten nicht, diese unerhörte Reiselust zu dämpfen. (Siehe die Königsitinerare!) Die dickste Schneedecke auf oder besser in der schlechtesten Landstraße bildete mitnichten ein zu beachtendes Reisehindernis; gerade in den Wintermonaten verspürten die Kaiser lebhafte Lust, zu Roß die Gaue zu durchstreifen, so daß sie sich mit Recht rühmen durften, in Wintertagen dieselben oftmals beträchtlichen Entfernungen zurückgelegt zu haben wie in Frühlings- oder Sommertagen. Ein Glück war es dabei, daß die reiselustigen Fürsten während des ganzen Mittelalters niemals von einer so ernstlichen, langwierigen Krankheit befallen wurden, daß sie etwa ein volles halbes Jahr fest an das Krankenbett und damit an denselben Ort gefesselt waren. Nein, immer war die Erkrankung von der Art, daß nach einer Woche oder sicher nach einem Monate die Reise fortgesetzt werden konnte. Am liebsten verlebten die Herrscher die kurzen Tage der Rast auf ihren Königsburgen (Pfalzen), in einigen bevorzugten Städten (z.B. Mainz, Köln) oder in Klöstern. Hört der Leser aber, dieser König habe jene Pfalz besonders als Aufenthaltsort geliebt, so muß er nicht denken, dieser König habe nun ununterbrochen ein ganzes Jahr oder womöglich länger auf dieser Burg gewohnt; es ist das vielmehr so zu verstehen, daß der Herrscher diese Pfalz als Rastort gern wieder aufgesucht hat, wenn ihn seine ewige Reise in jene Gegend führte.

Natürlich reisten die Könige nie allein. *„Wenn der König auch keine feste Residenz hatte,“*, erzählt uns Waitz, *„vielmehr fast fortwährend seinen Aufenthalt wechselte, selten länger als einige Wochen an einem Orte verweilte, doch befand er sich* [sic!] *stets in zahlreicher Begleitung, die teils einen ständigen Charakter an sich trug, zum Teil aber auch nach Art und Zeit verschieden war. Fürsten des Reiches und niedere Dienerschaft, erprobte Männer des Geschäftes und des Rates,*

aber auch junge, sich erst für den Dienst vorbereitende … Jünglinge fanden sich hier zusammen. Auch an Frauen fehlte es nicht … " [29]

Uns interessiert nun nicht so sehr, was sich alles gelegentlich im Gefolge des Kaisers einfand, sondern aus welchen Personen sich die ständige Begleitung zusammensetzte, die also den kaiserlichen „Hof" bildeten. Verwundert nimmt da der Leser zur Kenntnis: *„Vornehme Weltliche …, die sich nicht dem geistlichen Stande widmeten, scheinen überhaupt nur ausnahmsweise*[!] *… an den Hof gekommen zu sein."* (Waitz, a.a.O. S. 272) Wie? Weltliche Herren am Hofe – eine Seltenheit? Aber wer waren denn die Männer, die beständig mit den Kaisern und Königen reisten? Lieber Leser, das waren Geistliche! Geistliche bildeten den Kern des Hofes während des ganzen Mittelalters! *„Weitaus den bedeutendsten Platz am Hofe nahmen aber die Geistlichen ein. Sie waren in dieser Zeit* [Waitz hat die Verhältnisse von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts im Auge] *nicht allein um ihres Standes willen und als Träger von Bildung und Kenntnis, wie man ihrer zur Besorgung der Geschäfte bedurfte, geachtet; auf sie stützte sich auch zu einem guten Teil die Regierung des Reiches überhaupt*[!!]*: durch Rat am Hofe, durch Teilnahme an den allgemeinen Versammlungen, durch Reichtum und Macht in den einzelnen Provinzen … standen sie voran unter den Großen des Reichs."* (a.a.O., S. 269)

Hier halten wir einen Augenblick inne und schließen nachdenklich die Augen. Interessante Bilder steigen vor dem Geiste auf. Der Obermeister des Dunkelmunkels, Herr Pseudo-Tacitus, zauberte das erste Bild: der germanische princeps, der germanische Heerführer – betreut und beraten, begleitet vom sacerdos, dem Priester! Im Gericht, auf dem Heerzuge, immer geht und steht dem dux oder princeps der weise und väterlich mahnende und strafende sacerdos zur Seite. Der germanische princeps erscheint als der kümmerliche Schatten, den das eigentliche Regierungswesen wirft, nämlich der Priester. Zweites Bild: die mittelalterlichen Kaiser und Könige erscheinen, betreut, beraten, begleitet vom sacerdos – ich wollte sagen: von der Hofgeistlichkeit. Im Gericht, auf dem Heerzuge, immer geht und steht dem Herr-

scher die weise und väterlich mahnende Hofgeistlichkeit zur Seite. Der König erscheint wie ein „freiwilliger Gefangener" der Geistlichkeit, beinahe wie ein Schatten, den das eigentliche Regierungswesen wirft, nämlich der sacerdos — ich habe mich wieder versprochen; aber so etwas ist kein Wunder, denn im Grunde sind beide Bilder täuschend ähnlich. In der Tat: dieselbe Tendenz malte in der „Germania" des Pseudo-Tacitus und in den Chroniken des Mittelalters die dichterischen Gemälde, die unsere Historiker noch immer für einstmalige lebendige Wirklichkeit nehmen.

Doch nun wollen wir weiter von der mittelalterlichen Hofgeistlichkeit, insbesondere von ihrem Nachwuchs hören. *„Ihre Erziehung und Leitung war eine Angelegenheit, auf die das größte Gewicht gelegt werden mußte. Dafür war die königliche Kapelle bestimmt, wie sie seit Fränkischer Zeit bestand, aber später die weiteste Ausbildung erhalten hat. Männer von vornehmer Geburt* [aber Geistliche!], *die nach den höheren Stellen des geistlichen Standes strebten*[!]*, suchten und erhielten hier Aufnahme."* (a.a.O., S. 269) Wozu wurden also diese Geistlichen in der „Kapelle" erzogen? Zur Politik! Denn wofür waren im Mittelalter die hohen Geistlichen in erster Linie da? Um Politik zu treiben! Auf die Geistlichkeit *„stützte sich zu einem guten Teil die Regierung des Reiches überhaupt."*

Für die Regierungsgeschäfte weltliche Kräfte heranzuziehen und ausbilden zu lassen, auf diesen Gedanken ist kein mittelalterlicher Kaiser und König seit fränkischer Zeit verfallen! Ach so: die vornehmen Weltlichen verschmähten es ja, wie jedermann gelernt hat, Buch und Feder in die Hand zu nehmen. Höchst merkwürdig, daß da so viele vornehme Weltliche die geistliche Laufbahn eingeschlagen haben sollen, mithin doch ihren Abscheu vor Schreibfeder und Buch oft genug und leicht überwunden haben!

Die Hofgeistlichkeit bildete also die Kerntruppe der königlichen Reisebegleitung. Auch die Beamten der Kanzlei rekrutierten sich natürlich aus der Geistlichkeit. Dabei hat die „Kapelle"

„noch eine ganz besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß sie in nähere Verbindung mit der Kanzlei gebracht ist. Die obere Leitung beider fiel zusammen: die Kapelle ward die Schule für die Kanzler, aus der Zahl der Kapellane regelmäßig der Kanzler genommen.“ … „Die Kanzler waren die regelmäßigen Begleiter des Königs auf seinen Zügen …“ (a.a.O., S. 276 u. 282) Die Kanzlei war somit samt der Reichsregierung eine „fliegende“ Behörde. *„Der Mangel einer festen Residenz bedingt denn auch, daß der Notar und seine Kanzlei mit ihrem Herrn wandern*[!]*, daß der Notar seine Schreibstube bald hier, bald dort etabliert und von da aus die Urkunden … mit der Datierung, d.h. den Angaben von Ort und Zeit versieht. Auf diese Weise entsteht das überaus bunte Itinerar der Landesfürsten.“* (Posse, a.a.O., S. 187)

Unser „geschichtlicher“ Exkurs hat uns wieder auf die Itinerare zurückgeführt. Wir erinnern uns wieder all der Itinerarrätsel, die uns in den letzten Kapiteln so viel beschäftigt haben. Wir vergegenwärtigen uns vor allem die famose Feiertagstabelle und erinnern uns der „verschiedensten sonstigen“ Erklärungen dieser Rätsel, die allesamt mit einer grenzenlosen Dummheit der in den „Kapellen“ geschulten Notare und Kanzlisten operierten. Wir versenken uns auch noch einmal in die Einzelheiten der Itinerare, indem wir ihre praktische Durchführbarkeit im wirklichen Leben erwägen – ewiges, ununterbrochenes, fliegendes Wanderleben Sommers und Winters –, zur Unterstützung der Beweiskräftigkeit lassen wir auch all die andern großen Quellenrätsel (in der *Fälschung der deutschen Geschichte*) herantreten und kommen zum Schluß: Das vorgebliche immerwährende Wander- und Nomadenleben der mittelalterlichen Könige ist eine ebenso unverschämte wie raffinierte Geschichtslüge. Ich sage: raffinierte Geschichtslüge, denn die geistlichen Urheber der Fälschungsaktion hatten ihre guten und zwingenden Gründe, den mittelalterlichen Herrschern ein Nomadendasein anzudichten. In der erdichteten und verfälschten mittelalterlichen Überlieferung hängt, dem vorgezeichneten Grundriß und der allesbeherrschenden Generaltendenz gemäß, ein Teil mit dem anderen eng zusammen. Hat der Leser aber diesen Grundriß einmal verstanden,

dann hat er die Schlüssel zu allen Überlieferungsproblemen in der Hand und kann allen Rätseln und Geheimnissen der papierenen Welt, die sich als „Geschichte“ eingeschmuggelt hat, auf die Spur kommen.

8.

Warum hat man den Königen ein ewiges Wanderleben andichten müssen?

Die Fälscher waren zu dieser Taktik gezwungen aus folgenden Erwägungen: ein fester Residenzsitz eines Herrschers wäre gleichbedeutend mit einer „festen“ Regierung, das heißt wenigstens mit einer an einen festen Platz gebundenen Kanzlei. Die Organisationsverhältnisse einer „festen“ Kanzlei können nicht als so primitiv wie die in einer „fliegenden“ Kanzlei hingestellt werden. Die Fälscher hätten nicht umhin können, die Einrichtungen einer „festen“ Königskanzlei ebenso geordnet und vorzüglich funktionieren zu lassen wie in der festen Papstkanzlei. Denn – o Wunder ! – die römischen Päpste hatten einen festen Wohnsitz und dachten nicht im geringsten daran, zeitlebens als Wanderleute auf den Landstraßen einherzureiten! Als vernünftige Leute in dem so unvernünftigen Mittelalter hielten die Päpste streng auf geordnete Verhältnisse ihrer Kanzlei; immer wieder rühmen die Forscher davon. Während nun eine fliegende Kanzlei naturgemäß mit möglichst leichtem Gepäck reist und nicht daran denken kann, beispielsweise schwere Registerbände vollzuschreiben und überall mit herumzuschleppen, ergibt sich in einer festen und einigermaßen konsolidierten Kanzlei aus den Bedürfnissen der Verwaltung ganz von selbst und ohne mühseliges Kopfzerbrechen – siehe Papstkanzler! –, daß Register angelegt werden müssen. Geordnete „feste“ Kanzlei und Registerführung gehören zusammen, wenn bei einer erdichteten Überlieferung an diesem Punkte der Eindruck von Naturwahrheit vorgetäuscht werden soll – das sagte sich auch die Fälschungs-

leitung. Es gehören aber ferner feste Kanzlei und – Archiv zusammen! Und eben diese bitterböse Register- und Archivfrage hat es verschuldet, daß die Leitung der Fälschungsaktion den Gedanken an eine „feste" Kaiser- und Königskanzlei im Mittelalter ohne Zaudern verwerfen mußte. Man sagte sich mit Recht: wir können doch keine geordnete feste Kanzlei arbeiten lassen, ohne daß wir ihr ein Archiv und Register zubilligen. Wie sollen wir bei festen Kanzleien den gänzlichen Mangel von Register und Archiv motivieren?? Das nämlich war für die Fälscher des Pudels Kern: der gänzliche Mangel weltlicher Register und Archive! Oder vom anderen Standpunkte gesehen: die Unmöglichkeit, weltliche Register überhaupt einwandfrei zu fälschen! Um diese glatte Unmöglichkeit einwandfreier gefälschter Kaiser- und Königsregister sofort einzusehen, stelle der Leser sich solche Register nur einmal als tatsächlich vorhanden vor. Wie würden diese Register aussehen oder besser gesagt: was würden diese Bände enthalten?? Sie würden alle die famosen „echten" Urkunden enthalten, die vom blühenden Blödsinn nur so strotzen und die von unseren „kritischen" Diplomatikern mit derselben Methode heute für zweifellos echt (siehe z.B. Ficker), morgen für zweifelhaft und übermorgen für zweifellos gefälscht erklärt werden. Denn der Leser weiß ja, die von der Forschung bisher schon als unecht ausgeschiedenen Diplome stellen keine praktischen Stükke aus den verschiedensten Jahrhunderten dar, sondern sind wie alle anderen „echten" die Ausflüsse der einen Aktion. Auch diese Fälschungen, wenigstens zum großen Teil, hätten also von den Fälschern in die Register eingetragen werden müssen. Unsere Diplomatiker hätten dann vor der wunderbaren Tatsache gestanden, daß etwa ein Drittel mancher Registerbände aus „gefälschten" Diplomen bestand! So etwas geht nicht, sagten sich daher die Fälscher und unterließen es in weiser Resignation, ihre Künste an weltliche Register (und Archivbestände) zu verschwenden. Von selbst bot sich auch die Lösung an: die fliegende, unstete Kanzlei mitsamt fliegender Reichsregierung. Damit war der Mangel weltlicher Archive und Register in vorzüglicher

Weise motiviert, so vorzüglich, daß bis heute den Historikern dieser Mangel als eines der natürlichsten Dinge der Welt erscheint, so natürlich, daß sie uns verwundert und vorwurfsvoll ansehen, wenn wir über diesen rätselhaften Mangel so energisch den Kopf schütteln. Das ist eine der vielen Gefahren der gefälschten Überlieferung: das Unnatürliche wird als das Natürliche angesehen und hingenommen.

Es gab für die Fälscher noch weitere Beweggründe, die Reichskanzlei auf keinen Fall zu einer seßhaften Behörde zu machen. Hatte die Kanzlei einen festen Sitz, so entfiel den Fälschern die wunderschöne und überaus notwendige Möglichkeit der uneinheitlichen und elastischen Datierung. Man konnte dann mit der Inkonsequenz von Ort und Zeit nicht mehr tapfer wirtschaften, man hätte dann im Gegenteil sich Ort und Zeit eindeutig decken lassen müssen. Aber weh, Eindeutigkeit und Dichtung verträgt sich leider leider wie Hund und Katze. Einer der Hauptgründe für die Wahl der fliegenden Kanzlei aber lag für die Leitung der Aktion auf einem Problemgebiete, das wir bisher noch niemals berührt haben, das uns jedoch im nächsten Heft gebührend beschäftigen wir, denn es zeigt uns die vorgebliche Unvernunft der weltlichen Herrscher in seltener Reinkultur. Gemeint ist das Problem der sogenannten Empfängerausfertigung.

Vorerst lenken wir noch den Blick einmal genauer auf die fliegende Reichsregierung an sich, auf die „geschichtliche Tatsache", daß die mittelalterlichen Herrscher residenzlos im Reiche umherwandern – mußten, um so den Bedürfnissen der Fälscher schönstens gerecht zu werden. Denn dies Nomadentum ist tendenziöse Lüge. Mit dieser Nomadenlüge hatte man in Rom wieder einmal listig erreicht, auf die Kaiser und Könige mit der „Feststellung" herabsehen zu können: so eine Art Barbarentum klebt diesen Germanen immer noch an. (Gerade die römischen Humanisten konnten sich nicht genug tun, die Deutschen als Barbaren zu beschimpfen.[30] Wie die Fälschungsleitung im Grundriß ihrer gefälschten Überlieferung keinen Platz hatte für eine seßhafte Kanzleibehörde, so konnte sie ihrem Plane gemäß

auch keine seßhafte Reichsregierung überhaupt gebrauchen. Sowohl die Generaltendenz der Aktion als auch fälschungstaktische Notwendigkeiten zwangen zu dem Mittel der ständig wandernden Reichsregierung. Angenommen, man hätte (wenn auch für die einzelnen Herrschergeschlechter getrennt) einen festen Residenzsitz zugelassen, wie hätte sich das in der gefälschten Überlieferung auswirken müssen? Diese Auswirkung wird dem Leser sofort klar werden, wenn er sich erinnert, daß die Regierung ihren Wirkungsschwerpunkt in der Reichskanzlei hatte! Mit der Konsolidierung der Kanzlei hätte sich auch die Regierung konsolidieren müssen. Diese Festigung in der Organisation der Reichsregierung hätte sichtbare Folgen zeitigen müssen, vorausgesetzt, daß die Fälscher eben „wahrheitsgetreu" (oder wenigstens wahrheitsscheinend) schildern wollten, wozu sie aber durch die Natur der Sache gezwungen waren. (Denn ihre Dichtung durfte auf keinen Fall offenkundig werden, mußte in jeder Partie möglichst den Anstrich naturwahren Lebens bieten.) Die Folgen einer gut organisierten Reichsregierung (Kanzlei) hätten sich auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung und Reichsverfassung (Register, Archive!) bemerkbar machen müssen. Damit aber war für die Fälscher ein Problemkomplex angeschnitten, der fast noch größere Gefahren in sich barg als die Archiv- und Registerfrage. Es waren die heikelsten Fragen für die Fälscherleitung: wie sollen wir es mit der Fälschung der Reichsgesetze und der Reichsverfassung halten?? Wie sie es dann nach gründlicher Überlegung damit gehalten haben, liegt heute in der mittelalterlichen „Geschichte" wunderschön zutage: sie haben wieder als kluge Leute resigniert und nur einiges betrübliche Wenige an Reichsverfassung und dergleichen Dinge zustande gebracht, hierbei aber von ihrem Universalmittel des absichtlichen Widerspruchs und besonders des absichtlichen Dunkelmunkels in kaum noch zu überbietendem Ausmaße Gebrauch gemacht. Immer wenn ein mittelalterlicher Chronist sich über Reichsgesetze aussprechen will, so bleibt es – beim guten Willen. Er redet viel und heftig, wir hören Worte, lange Sätze – aber, wir

wissen niemals, was es denn eigentlich mit diesem oder jenem geschilderten Vorgange auf sich hatte. Immer haben wir das ebenso lebhafte wie unbehagliche Empfinden, in jedem dieser Chronisten sei Pseudo-Tacitus, dieser Obermeister der Verschleierungs- und Widerspruchstechnik, dieser Künstler des leeren Wortgeklingels, wieder auferstanden.

Was berichten uns zum Beispiel die Chronisten über die Modalitäten der Königswahlen? Über ein Thema – die Wahlhandlung –, das jedermann lebhaft interessieren mußte? Was erfahren wir von den „Zeitgenossen"? Kurz gesagt: „… *Einen Wust unvollständiger, vieldeutiger*[!] *und widersprechender*[!] *Nachrichten.*" [31] M. Ritter belegt diesen kleinen, aber inhaltschweren Satz wie folgt: „*Zur Veranschaulichung des hier beobachteten Verfahrens wähle ich zunächst den Bericht Widukinds über die Erhebung Ottos I. zum Könige. Der Autor zerlegt den Vorgang in drei Akte, von denen der erste in die Regierung Heinrichs I. fällt: dieser, so heißt es, versammelte alles Volk und ›designierte‹ Otto zum König. Was unter dem Worte ›Volk‹ zu verstehen ist, bleibt dunkel, ebenso, was es bei der Handlung, die als Designation bezeichnet wird, zu tun hat; und wenn dann das Ergebnis des Ganzen in den Worten zusammengefaßt wird: ›Heinrich machte Otto zum Haupt des gesamten Frankenreiches‹, so wird damit auch nicht klarer, ob die Feststellung lediglich vom regierenden König oder vom König und den Versammelten ausging … Auf diesen ersten Akt … läßt Widukind zwei weitere folgen, die er beide unter dem Begriffe Wahl (electio) zusammenfaßt: den letzten als eine ›allgemeine‹ Wahl (electio universalis), den vorausgehenden also als eine partikuläre. Worin freilich dieser Unterschied von allgemein und partikulär bestand, erfahren wir wieder nicht, da er über den Gang der ersten Wahl weiter nichts sagt, als daß das ganze Franken- und Sachsenvolk sie vornahm, wobei denn die Interpretation freie Wahl hat, die Franken und Sachsen nur in der Besonderheit ihres Stammes oder als Vertreter des gesamten Reiches zufassen. Ausführlicheres vernehmen wir dann über den letzten Akt, bemerken jedoch sofort, daß es sich in Wahrheit um gar keine Wahl, sondern um die Gesamtheit der Schlußakte – Thronsetzung, Akklamation des Volkes und Weihe – … handelt. Wenn also bei*

Widukind über die eigentlichen Wahlvorgänge gar nichts Faßbares berichtet wird, so bilden dagegen diese den Hauptgegenstand der Schilderung, welche Wipo von der Erhebung Konrads II. gibt. Wird man aber aus ihr ein klares Bild der Vorgänge gewinnen ? Der Autor erzählt, daß ein Wahltag anberaumt wurde: wer ihn anberaumte, sagt er nicht. Er berichtet, wie infolge einer ersten Reihe von Verhandlungen die Zahl der zur entscheidenden Wahl zu Stellenden auf zwei reduziert wurde: in welcher Form diese Sichtung vor sich ging, bleibt wiederum dunkel. Dann folgt eine schwungvolle Erzählung der Schlußwahl: nur daß in dem Strom der Rede klare Angaben über Form und Ordnung der Stimmenabgabe vermißt werden. Die Ungenauigkeit und die Zusammenhanglosigkeit in der Folge der Teilvorgänge, welche so diese beiden Erzählungen kennzeichnet, kehrt in allen[!!] *Wahlberichten des 10. bis 12. Jahrhunderts wieder; der heutige Forscher steht vor der fast verzweifelten Aufgabe, aus einem Wust unvollständiger, vieldeutiger und widersprechender Nachrichten ein deutliches und vollständiges Bild von dem Wahlrecht und den Wahlvorgängen zu ermitteln.*" – Widukind und Wipo benehmen sich genau so wie Leute, die entweder über eine Sache, von der sie ganz und gar nichts wissen, phantasieren, oder die eine Sachlage krampfhaft mit Vieldeutigkeiten verschleiern und verdunkeln wollen.

Ich würde mich genau so ausdrücken wie diese mittelalterlichen „Zeitgenossen", wenn mich ein Wissensdurstiger nach dem Vorgange beispielsweise einer Königswahl auf dem Mars fragen wollte. Sehen Sie, das geht also auf dem Mars so vor sich: es wird da ein Wahltag anberaumt. Nicht wahr? Und dann strömt das Marsvolk da zusammen. Verstehen Sie? In einem ersten Wahlgange wird dann ein Marsmann „designiert" – nicht wahr? Und der wird dann im Hauptwahlgang vom Marsvolk zum Könige gewählt. So handhabt sich das mit einer Königswahl auf dem Mars, verstehen Sie? – Es gibt immer Leute, die so etwas „verstehen".

Aber nicht verstehen wird es der Leser, wenn Wipo, der so schwungvoll über Konrads II. Wahl nichtssagende Redensarten vom Stapel läßt, kleinlaut eingesteht, den Ort der Wahl wisse er

nicht zu nennen(!), die nähere Bestimmung des Wahlortes wolle er den *„Topographen"* überlassen, *„so daß wir, wären wir auf ihn allein angewiesen, nicht einmal den Namen desselben kennen würden."*[32] Die Historiker sprechen angesichts solcher Rätsel vom *„historischen Ungeschick"* Wipos. Der Leser jedoch weiß auch dieses Rätsels einfache Lösung, auch warum Wipo uns *„über die noch wichtigere Frage, wer von den Fürsten zur Wahl erschienen sei, absichtlich oder unabsichtlich, im unklaren"* läßt. Der weise „Zeitgenosse" Wipo zählt nämlich nur *„die Herzöge"* auf, die mit den vorgenannten Bischöfen *„gleichzeitig lebten"*! Wipo sagte sich: welche Herzöge „gleichzeitig" mit den genannten Bischöfen lebten, das werden ja später einmal die Historiker „ermitteln" können; ich armer Zeitgenosse weiß es momentan nicht genau. Wenn wir nun aber noch hören müssen, Wipo habe wahrscheinlich der Krönungsfeierlichkeit selbst beigewohnt, er sei also nicht bloß einsiedlerischer Zeitgenosse, sondern höchstwahrscheinlich wenigstens von der Krönungszeremonie Augenzeuge gewesen – und dann bedenken, wie fabelhaft dämlich und unwissend unser Chronist sich hinzustellen weiß, dann sollte man fast meinen, der gute Wipo sei entweder ein verkappter Privathumorist oder privilegierter Hofnarr gewesen. (Vorausgesetzt, daß man noch immer an die unzweifelhafte Echtheit der mittelalterlichen „Geschichte" glauben kann.)

Auch der Geist des mittelalterlichen Zeitgenossen Widukind birgt unheimliche Rätsel; mit dem ernstesten Gesichte erzählt er seinen Mitmenschen Fabeldinge als „geschichtliche Tatsachen". *„Man tut ihm kein Unrecht"*, sagt Bloch, *„wenn man ausspricht, daß er von der Begründung und der Art der karolingischen Kaisergewalt durchaus nichts gewußt hat."* [33] Um die ganze Schwere dieser „Unwissenheit" zu messen und die nachfolgenden Sätze recht würdigen zu können, muß sich der Leser klar machen, daß Widukind um 960 seine Sachsengeschichte verfaßt haben soll und daß er *„im Besitze der Werke Einharts gewesen ist"*! (N.A. XI. S. 65) *„So wußte er es nicht anders, als daß die Akklamation des siegreichen Heeres den ›Kaiser‹* [imperator] *mache, und er hat nicht anders geglaubt,*

als daß … die Franken ihre erfolggekrönten Fürsten zu Imperatoren ausgerufen hätten." (Dabei waren seit dem Aufhören des karolingischen Kaisertums erst 60 Jahre vergangen!!) „ *Widukind … ahnte nichts davon, daß im Laufe des 9. Jahrhunderts die Kaiserwürde zu einer Gabe des Papstes an den Beherrscher Italiens geworden war… Aus solcher Vorstellung heraus haben wir es zu verstehen*[!], *wie Widukind dazu gekommen ist, zu erzählen, daß König Heinrich nach dem Ungarnsieg bei Riade als Vater des Vaterlandes und imperator von den Seinen begrüßt wurde, und mit den gleichen Worten zu berichten, daß der Held der Lechschlacht von dem Heer im Triumph zum imperator ausgerufen worden sei.*" Als nun Otto über die Alpen gezogen und „wirklich" vom Papst zum Kaiser gekrönt war, da – verschweigt Widukind dieses weltbekannte Ereignis der Krönung Ottos I. durch den Papst in seinem Werke, er verschweigt es hartnäckig und *„nur weil das römische Kaisertum, das Otto vom Papst empfing, für Widukind eine unmeßbare Größe*[!] *war* [ihm, dem angeblichen Mönch von Korvei!], *konnte es geschehen, daß er an der imperatorischen Akklamation auf dem Lechfelde auch jetzt noch festhielt.*" (a.a.O., S. 136) *„Es wird nicht möglich sein, die staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschlands und Europas sich verkehrter vorzustellen*", meint Hauck dazu mit Recht. (*Kirchengeschichte,* III, S. 316) Alle Welt weiß es, daß Otto vom Papste gekrönt war – nur Widukind weiß von nichts, von gar nichts! Von allen Taten Ottos in Italien weiß er nichts! Oder vielmehr, er hat ein ganz klein bißchen von den Geschehnissen jenseits der Alpen läuten hören, aber: *„Es ist mehr als die übliche… Bescheidenheit, es ist die verständige Einsicht*[!] *in das eigene Unvermögen*[!!], *wenn er erklärt, daß es über seine Kraft*[!] *gehe, die Taten Ottos in Italien zu schildern.*" (a.a.O., S. 135) So schweigt er also am besten ganz von den italienischen Ereignissen, so erzählt er nach wie vor, Otto sei (wie Heinrich) vom Heere zum Kaiser erhoben worden. Und die Historiker finden das sehr natürlich und bestätigen uns, „ *in dem Rahmen des* [Widukindschen] *Werkes … war in der Tat für all dies kein Raum*". In der Tat, lieber Leser, im Rahmen war kein Raum!! Nur für Phantasien fand sich hier und da Raum! Aber halt, ein winziger Raum

fand sich doch, als Widukind *„nach dem Tode Ottos des Großen im Jahre 973 noch einmal seine Sachsengeschichte zur Hand nahm“*. Da zeigt es sich, *„wie sein Blick sich … geweitet hat“*. Nun endlich, endlich hat es sich auch bis zu ihm hingesprochen, *„ daß an der Erhebung zum römischen Kaiser entscheidend der Papst mitwirkt“*, und der „römische“ Kaiser Otto *„erscheint jetzt bei dem Mönche von Korvei als die eine und einzige Hoffnung der ganzen Kirche“*. (a.a.O., S. 140) Aber seine alte „Annahme“ von der Kaisererhebung durch das Heer blieb nach wie vor unbeanstandet in seiner Geschichte stehen. Damit bezeugte Widukind, daß er ein Schriftsteller von Schrot und Korn war, daß er wußte, was man von einem richtigen mittelalterlichen Chronisten als bestes Zeichen der Beherrschung seines Gewerbes verlangte: ein paar kräftige Widersprüche! Ein Chronist ohne Widersprüche?? Lieber Leser, so was war im Mittelalter undenkbar. Es war allgemein Sitte – während des ganzen Mittelalters –, es war Berufspflicht und Berufsehrgeiz, wenigstens ein halbes Dutzend anständiger Widersprüche in den Chroniken unterzubringen. Man wollte auf diese Weise den mittelalterlichen Leser zum kräftigen Denken anregen, zur historischen Kritik erziehen …

Um wieder ernsthaft zu reden: die Taktik der spätmittelalterlichen Fälscher hinsichtlich des absichtlichen Widerspruches springt wohl nirgends so sehr ins Auge wie auf dem Gebiete der öffentlichen Rechtsverhältnisse. Widukind bietet uns dazu nur ein schönes Beispiel. Königswahlen: Wer wählt? Wie wird gewählt? (Widersprüche und Unklarheiten.) Gesetzgebung: Volksrecht? Amtsrecht? (Widersprüche und Unklarheiten. Siehe: lex Salica, Sachsenspiegel.) Siehe die merkwürdige Gerichtsverfassung bei den Friesen, in welcher nebeneinander(!) zwei Richterkategorien fungiert haben sollen![34] Der Kernpunkt dieser Taktik des absichtlichen Widerspruchs liegt darin, daß in jedem einzelnen Falle gleichzeitig, nebeneinander, in demselben Atemzuge das eine und das andere (z.B. Amtsrecht und Volksrecht) als zu recht bestehend hingestellt wird. Mit bewunderungswürdiger Konsequenz haben die Fälscher auf dem Gebiete der Rechtsver-

hältnisse jede klare und eindeutige Feststellung vermieden und entweder mit direktem Widerspruch operiert oder über das Faktum den verschleiernden Mantel nichtssagenden Wortgeklappers gebreitet, so daß feste Umrisse einfach nicht zu erkennen sind oder aber sie haben klugerweise von gewissen rechtlichen Dingen überhaupt kein Wort verlauten lassen (z.B. Finanzverhältnisse des Reiches).

Es erhebt sich die Frage: warum verfuhren die Fälscher so? Warum bedienten sie sich gerade auch auf dem Gebiete rechtlicher Zustände prinzipiell der Taktik des absichtlichen Widerspruchs und der Verdunkelung? Nebenbei bemerkt: selbstverständlich treten uns auch hinsichtlich der gesetzlichen Modalitäten der Papstwahlen durch das ganze Mittelalter absichtlicher Widerspruch und absichtliche Unklarheit entgegen. Ich erinnere hier nur an das Dekret des Papstes Nikolaus II. über die Papstwahl, dessen Text in zwei widersprechenden Fassungen überliefert ist. [35] Die Antwort auf die Frage: warum verfuhren die Fälscher so?, enthüllt die Gefährlichkeit der gefälschten Geschichte für ihre Anwendung durch die späteren Geschlechter (um etwas mittels dieser „Geschichte" zu beweisen!) blitzartig. Durch die Widerspruchstaktik sollte verhütet werden, daß die so schmählich hinters Licht geführte Nachwelt aus der „Geschichte" beweisen und belegen konnte: in diesem oder jenem Punkte (Wahl, Gesetzgebung) war bei unseren Vorfahren das und das klipp und klar Rechtens. Solche Eindeutigkeit konnte den Vätern der Aktion später einmal sehr unbequem und gefährlich werden! Wenn man sich nämlich beispielsweise später darauf berufen hätte: bei den (Papst-, Königs-) Wahlen ist nach alter, heiliger Überlieferung, nach eindeutigen, klaren Gesetzen dies oder jenes Verfahren Rechtens. Oder: die Gesetzgebung war einst klar und eindeutig Angelegenheit des Volkes bzw. des Königs. Die Nachwelt hätte sich auf solch eindeutige Fakten berufen können! Nun ändert sich aber die Welt oft in kurzer Zeit gewaltig, eine Erfahrung, welche auch die Fälscher in Rechnung gestellt haben. Es ging tatsächlich nicht an, immerfort von der

Heiligkeit des alten Rechts zu sprechen und dann plötzlich, wenn gewisse Menschen auf ein klares Gesetz pochten, dieses einfach beiseite zu schieben, weil es in gegenwärtiger Situation unangenehme Folgen haben mochte. In allen Fällen war es daher die beste Lösung, wenn man das gesetzliche Faktum in Form eines widerspruchsvollen Gemenges in der Überlieferung niederlegte. Nun war für alle Eventualitäten der Zukunft gesorgt. Je nach den Bedürfnissen kommender Situationen konnte aus der „Geschichte" ermittelt werden entweder: es verhielt sich so – oder: es war so. Mit der „Geschichte" konnte und kann man noch heute beides beweisen. Mit der gefälschten Geschichte kann man eben alles beweisen!

Immerhin sind solche widerspruchsvollen oder unklaren Angaben über bestimmte mittelalterliche Rechtsinstitute überhaupt selten genug, denn als weise Leute wußten die Fälscher, daß es am zweckmäßigsten für sie war, von Rechtsdingen so wenig wie möglich zu reden und sich an solch heiklen Angelegenheiten die Finger nicht unnötig zu verbrennen. Man schwieg sich aus. *„Die wichtigsten Reichsgesetze blieben den Schriftstellern entweder gänzlich unbekannt*[!] *oder wurden von ihnen auch nicht der kürzesten Erwähnung wert geachtet*[!]*, von den Beschlüssen der Reichs-, Hof- und Landtage erhalten wir die spärlichste Kunde, die eingreifenden Umbildungen des öffentlichen Rechtes werden kaum angedeutet, noch seltener ihre umfassende Bedeutung klar hervorgehoben."* [36]

Aber meine Leser wissen, warum den mittelalterlichen Schriftstellern die wichtigsten Reichsgesetze so gänzlich unbekannt blieben: diese Gesetze waren einfach nicht vorhanden, das heißt: die Fälscher haben sich gehütet, solche Gesetze zu fabrizieren. Und diese Öde auf reichsgesetzlichem Überlieferungsboden konnte man vortrefflich mit dem Hinweis motivieren: seht die unstete, primitive Reichsregierung! Seht die fliegende Reichskanzlei! Darum mußten die mittelalterlichen Kaiser und Könige es sich gefallen lassen, daß man ihnen in der gefälschten Geschichte keine feste Residenz zugestand, darum wurden sie das ganze Mittelalter hindurch auf eine ewige Wanderung ge-

schickt. Denn diese Herrscher müssen, so berichtet die „Geschichte“, im Lande umherziehen, weil sie keinen festen Residenzsitz hatten und ihrer Regierungsgeschäfte wegen nicht haben konnten. Es handelt sich also nicht um gelegentliche Reisen und Kriegszüge, sondern um dauerndes Umherwandern aus Mangel eines festen Wohnsitzes. Sind aber die Königsitinerare gefälscht, so zersplittert durch diese Erkenntnis mit einem Schlage das ganze feste Gerippe der Reichsgeschichte.

Das nächste Heft wird behandeln: Anlaß und Verlauf der geschichtlichen Fälschungsaktion.

TEIL 2

Die historischen Welträtsel

Antworten an meine Kritiker

VORBEMERKUNG

Es war meine Absicht, nach Herausgabe der *Fälschungen der deutschen Geschichte* und der *Neuen Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte* (beide im Verlag Adolf Klein, Leipzig) meine Arbeit an der Beweisführung, daß die Geschichte des abendländischen Mittelalters infolge einer von Rom aus geleiteten Aktion von Grund auf umgefälscht wurde, geradlinig fortzusetzen. Auf Kritiken wollte ich nur dann eingehen und antworten, wenn ein Kritiker mit triftigen, sachlichen Gegenbeweisen hervortreten würde, wenn seine Ausführungen also im Wesen etwas anderes seien als der bloße Ausdruck einer Mißbilligung. Kritik ist der direkte Gegenangriff auf bestimmte, vom „Gegner" ausgebaute Stellungen; Mißbilligung ist Nörgeln über den unbequemen Gegner. Gut zu mißbilligen versteht zum Beispiel Armin Tille (in *Rasse,* 1936, S. 72, 73). Er sieht in mir, der ich um die geschichtliche Wahrheit ringe, einen falschen Propheten, vor dem er warnen muß! Wie mögen wohl seine wahren Propheten beschaffen sein? Sollte es wirklich einmal dahin kommen, daß auch der Deutsche, der wahrhaftigste Mensch auf dieser Welt, keine Wahrheit mehr annehmen wollte oder nicht mehr ertragen könnte? Wo soll denn die gehetzte Wahrheit noch Zuflucht finden, wenn nicht unter den Deutschen?

Vorher war bereits in *Volk im Werden* (1935, S. 433 ff.) eine Besprechung von Günther Franz erschienen. Sie war nur insofern bemerkenswert, als ich an ihr demonstrieren konnte (*Neue Beweise,* S. 16, 17), wie eine Kritik meiner These nicht sein sollte. Franz schießt nämlich seinen Pfeil dahin ab, wo ich noch gar

nicht stehe. Franz widerlegt mich nicht, sondern wirft mir nur allerlei vor, was ich angeblich vergessen hätte. Ich habe ihm geantwortet, daß das „Vergessene“ zu gegebener Zeit schon zur Sprache kommen würde; inzwischen könne er ja die von mir bis jetzt gelieferten Beweise widerlegen.

Prof. Heimpel hat dann in der Folge 4/36 des *Offenen Visiers* den ersten Versuch unternommen, einzelne meiner Thesen durch sachliche Gegengründe womöglich zu erschüttern. Wie nicht anders zu erwarten stand, ist der Versuch mißglückt. Erschüttert hat mich nur, daß sich Heimpel zur Verstärkung seiner Stellung genötigt gesehen hat, ausgerechnet auf die *„vernichtende Besprechung“* von Franz empfehlend hinzuweisen. Welche Anschauung muß doch Heimpel von einer „vernichtenden Kritik“ haben, wenn ihm diese unschuldige Besprechung bereits als eine solche erscheint, sagte ich mir kopfschüttelnd.

Ich hätte nun auch wohl auf den gescheiterten Widerlegungsversuch Heimpels nicht so schnell geantwortet, wäre nicht von verschiedenen Seiten der Wunsch geäußert worden, meine Meinung über das von Heimpel Vorgebrachte zu hören. Ein Fachwissenschaftler hatte sich zur Sache geäußert, eine Autorität hatte gesprochen und verurteilt! Man weiß ja, welchen Eindruck die Rede eines Fachmanns hinterlassen kann. Ich durfte nicht länger schweigen und nahm daher in der Zeitschrift *Die völkische Schule* das Wort zu einer Entgegnung auf den Artikel Heimpels. Des Raumes wegen konnte meine Antwort nur kurz ausfallen; vieles, was ich noch hätte vorbringen sollen, mußte an jener Stelle verschwiegen werden. Für die Leser meiner Schriften ist es jedoch wichtig, mehr über den Charakter und die Stichfestigkeit der gegnerischen Kritikversuche zu erfahren, und daher habe ich mich zu den folgenden, ausführlichen Darlegungen entschlossen.

1.

Fachmann, hilf!

Meine Kritiker zählen zu den sogenannten Fachleuten, von Amts und Herkommen wegen; ich bin Autodidakt. Der Charakter des Fachmanns gibt meinen Kritikern in den Augen mancher Leser von vornherein und gleichsam automatisch ein Übergewicht ihrer Äußerungen. Es gilt zu prüfen, ob dies Übergewicht ausnahmslos, also zum Beispiel auch in meinem Falle, seine Berechtigung hat.

Hat der Fachmann, denken wir einmal an Prof. Heimpel, gesprochen, so gilt damit für manche Leser die zur Diskussion stehende Angelegenheit als erledigt. Der beschlagene Fachmann muß ja wohl wissen, was an der Sache stichfest ist, denkt dieser oder jener Leser. Aber so mancher Leser weiß nicht, daß es gerade mit den historischen Autoritäten eine ganz eigene Bewandtnis hat. Einen „Fachmann" im Bezirk der geschichtlichen Wissenschaft (des Mittelalters), wie ihn der Leser sich vorstellt, gibt es nämlich gar nicht: es existieren nur historische Spezialisten. Das riesige Ackerland der mittelalterlichen Geschichtsforschung wurde im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in verschiedene Parzellen aufgeteilt. Solche Parzellen heißen zum Beispiel Diplomatik (Urkundenwissenschaft), Paläographie (Altschriftenlehre), Rechtsgeschichte, Geschichte der Karolinger. Jede Parzelle wird nun von bestimmten Spezial-Fachleuten bearbeitet, und dadurch wird zweifellos eine rationelle Bewirtschaftung der Teilgebiete gewährleistet. Jedes Spezialistentum hat aber aus naheliegender Ursache seine Schattenseiten: es engt das Blickfeld ein. Aus den abgezirkelten wissenschaftlichen Einzelarbeiten erhebt sich selten und mühsam der Blick hinauf und hinaus in die Weite der historischen Gefilde. So ein echter und rechter Spezialist wagt es kaum, über den Zaun seines wissenschaftlichen Schrebergärtchens beratend und bestimmend hinweg auf die Arbeit der Nachbarn Einfluß zu gewinnen; er würde als Eindringling zurückgewiesen werden. Auf seiner eigenen

Parzelle, ja, da gilt er mit der Zeit und unter Umständen als der anerkannte Fachmann, zumal wenn er die Befunde seiner Parzellen-Kollegen bestätigen kann. Auf den anderen Parzellen wird er allenfalls, wenn er sich bescheiden aufführt, als Gast geduldet.

Th. Mommsen hat einmal diese *„banausische Beschränkung der Arbeit auf die nächsten Handwerksgenossen"*, die es *„für sündhaft halten "*, sich um andere Gebiete zu bekümmern, mit Recht gebrandmarkt. (*Neues Archiv 5,* S. 56) Uns geht solch nachbarlicher Neid und Zwist der historischen Spezial-Fachleute hier weiter nichts an. Wir stellen nur fest: Fachleute im Sinne einer intensiven Beherrschung der mittelalterlichen Universalhistorie gibt es nicht. Es existieren Fachleute für die einzelnen Spezialgebiete, aber nicht für das Gesamtgebiet.

Was hat aber diese Feststellung beispielsweise mit der Heimpelschen Kritik meiner Thesen zu tun? Sie hat vorläufig und an dieser Stelle mit jener Kritik eigentlich nichts zu tun, wohl aber mit der Einstellung der Leser zu diesem Kritikversuch. Obige Feststellung vermag nämlich zu verhüten, daß meine Leser sich ins Bockshorn jagen lassen, einfach deshalb, weil ein Geschichtsprofessor zu reden anfängt. Die Feststellung gibt zu bedenken, daß keineswegs den kritischen Anläufen eines historischen „Fachmanns", wenn er sich über das Gesamtgebiet der mittelalterlichen Historie ausläßt, automatisch die Bedeutung eines endgültigen Richterspruches beigemessen werden darf. Es steht aber andererseits nun einmal so: meine Forschungen erstrecken sich über das ganze Gebiet der mittelalterlichen Geschichtsquellen, und wer mich als „Fachmann" kritisieren will, der muß notgedrungen auf dem Gesamtgebiete als Fachmann zu Hause sein! Dieser Universalfachmann muß erst noch geboren werden; Franz, Tille und Heimpel heißt er jedenfalls nicht. Man wird nicht falsch verstehen. Es liegt mir fern, den Historikern, die durch die gewaltige Fülle des Stoffes zum Spezialistenrum gezwungen sind, aus dieser Notlage einen Vorwurf zu machen. Ich will nur meinen Lesern – und nebenbei den Geschichtsprofesso-

ren selbst – andeuten, daß sich ein Kritisieren meiner Thesen, zumal ein „vernichtendes", in der Ausführung bedeutend schwieriger gestaltet, als man es sich gemeinhin doch noch vorzustellen scheint.

Man sollte auch bei einer Kritik nicht darauf sehen, wer sie geschrieben hat, sondern was sie an innerem kritischen Gehalt birgt. Eine Kritik ist nicht schon deshalb von durchschlagender oder gar „vernichtender" Wirkung, einfach, weil sie von einer Autorität verfaßt wurde, denn gerade die Autorität steckt manchmal in methodischen und sachlichen Vorurteilen rettungslos verstrickt und gefangen. Besonders schön tritt das des öfteren in Erscheinung, wenn ein historischer Fachmann einen andern Fachmann kritisiert. In solchen Fällen kann man die lehrreichsten Studien machen. Beispielsweise ist mein Kritiker G. Franz das Verhängnis überkommen, daß er selbst auf seinem ureigensten Gebiete (Geschichte des Bauernkrieges) von einem andern Fachmann scharf kritisiert worden ist. Er hat dabei Federn fahren lassen müssen. Sein Gegen-Fachmann und Kritiker hält ihm vor: „*Dies Werk bringt das Wesen des deutschen Bauern in einer Verengung, um nicht zu sagen Verzerrung, die weder ihm selbst noch seinem ‚Kriege' gerecht wird.*" (Rezension des Buches von Franz in *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* 1936, S. 208 f. von W. Stolze.) Ich weiß nicht, ob Franz diese Kritik tragisch genommen hat, ich seine Besprechung meines Buches jedenfalls nicht.

Nach diesen notwendigen Vorbemerkungen über die kritischen Kraftgrenzen bei geschichtswissenschaftlichen Fachleuten im allgemeinen wende ich mich nun dem Sonderproblem zu: in welcher eigenartigen Lage sich die historische Fachkritik angesichts meiner Forschungsergebnisse befindet. Das ganz aus dem gewohnten Rahmen fallende Neuartige ist ja, daß ich kein Spezialgebiet beackere, sondern das gesamte mittelalterliche Quellenmaterial auf meinen Untersuchungstisch lege. Natürlich nicht mit einemmal, sondern hübsch der Reihe nach. Laßt uns einmal sehen, wie sich meine Kritiker bisher mit dieser neuartigen Situation abgefunden haben.

In der ersten Bestürzung über die von mir entdeckte wahre Natur, richtiger Unnatur der mittelalterlichen Überlieferung, wurde sogleich der Hilferuf nach dem Fachmann laut. Man richtete an die allmächtigen Fachleute die Aufforderung, *„den über das Ziel hinausschießenden Kritiker in seine Schranken zu weisen!"* (M. O. Johannes in der Oktobernummer 1935 des *Hammer*.) Dieser Hilferuf offenbart recht eindringlich das rührende Zutrauen in die kritische Machtfülle der Fachwissenschaft. Johannes stellt sich die Fachwissenschaftler so vor, als seien diese im Besitze einer feinkonstruierten, absolut zuverlässigen kritischen Waage. Auf ihr werden seiner Ansicht nach meine Thesen abgewogen. In der Tat halten die Fachleute eine solche Waage in der Hand: es ist das die klassische Relativmethode. Sie funktionierte auch bisher immer tadellos – das heißt, die Fachleute lebten bis gestern in diesem Glauben –, und an den Wiegeergebnissen wurde kein Zweifel laut. Aber was dann, wenn gezeigt werden könnte, daß die üblichen und ererbten Gewichtsstücke nichts taugen? Daß ihre Eichung keine absolute, feste, sondern eine immerfort schwankende, relative ist? Dieser Nachweis der Relativität aller bisherigen Forschungsergebnisse ist von mir geführt worden. Und damit ist aber nun den Historikern die kritische Waage aus der Hand gefallen. Völlig hilflos stehen sie jetzt meiner Beweisführung gegenüber. Sie sind gar nicht mehr in der Lage, mit ihrer klassischen Relativmethode meine Thesen zu kritisieren, geschweige sie zu widerlegen. Wollen sie kritisieren, so müssen sie sich wohl oder übel nach einer neuen Waage umsehen, so müssen sie sich zur Handhabung meiner absoluten Methode bequemen. Ich kann den Fachhistorikern nachfühlen, daß diese Situation für sie sehr peinlich ist. Meine Leser dürfen also beruhigt sein: Angst vor den Fachleuten brauche ich nicht zu hegen, im Gegenteil, seelenruhig erwarte ich ihre Urteilssprüche. Wer mich kritisieren will, muß sich zwangsläufig der absoluten Methode bedienen, und tut er das, so wird ebenso zwangsläufig jeder Kritikversuch zu einer ungewollten Bestätigung meiner These führen. Ich wage zu hoffen, daß den Einsichtigen unter den

Fachwissenschaftlern diese merkwürdige Sachlage bereits klar zu werden beginnt. Ich schließe das aus der Feststellung Heimpels: meine kritische Methode wirke tödlich! (Tödlich auf gefälschte Geschichte allerdings !)

Nur ein Sammler von Lesefrüchten?

Einige Geschichtsprofessoren sagen denen, die es hören und nicht hören wollen, meine Thesen seien schon deshalb schlecht fundiert, weil mir – ihrer unmaßgeblichen Ansicht nach – die erforderliche „gründliche Kenntnis" der Quellen mangele. K. ist kein siebenmal geprüfter Fachmann, versichern sie, woher soll also bei ihm „gründliche" Quellenkenntnis kommen? Kenntnisse kann der Mensch nach diesem Argument also nur durch die segensreiche Einrichtung der Prüfungen erwerben. Wirklich nur? Sollte es unmöglich sein, daß auch ein Autodidakt ganz ohne Prüfungen, einfach durch intensive Beschäftigung mit der Sache, sich bis zu jener geistigen Hochebene emporarbeiten kann, wo die Hütten der examinierten Fachleute stehen? Vielleicht kommt er dann oben nicht mit soviel vorschriftsmäßigem „Wissen" an wie die amtlich geeichten Fachleute, aber das schadet gar nichts, denn es ist fast immer der große Fehler der historischen Fachwissenschaftler, daß sie – zuviel wissen! Vor lauter Wissen und Kenntnissen kommen sie oft genug nicht mehr vom Fleck, die Masse ihrer „Wissenschaft" erstarrt und verholzt. Zu den Grundproblemen haben sie sich mit lauter Wissen den Weg verrammelt. Albert Schweitzer hat diese Gefahr des „retardierenden Wissens" bei den geschichtsforschenden Theologen sehr treffend gekennzeichnet. Was er sagt, trifft genau die „weltlichen" Historiker: *„Öfter aber leistet das Wissen der Geschichte den „Dienst"', daß es neue historische Erkenntnisse, solange es geht, niederhält, alle Möglichkeiten gegen die einzige Wirklichkeit ins Feld führt … Dieses retardierende Wissen ist der Vorzug der Theologie* [der Geschichtswissenschaft], *wo, bis auf den heutigen Tag, bewundernswerte Gelehrsamkeit oft nur dazu dient, sich über elementare*

Erkenntnisse hinwegtäuschen und das Künstliche an die Stelle des Natürlichen zu setzen." (A. Schweitzer, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung,* 1926, S. 25) Ich habe in meinen Schriften an soundso viel Stellen auf das alles Natürliche überwuchernde Unnatürliche und Künstliche in der Geschichtswissenschaft ebenso hinweisen müssen wie hier Schweitzer im theologischen Raum. Auf möglichst vieles Einzelwissen, auf einen möglichst großen Rucksack voll isolierter Einzelkenntnisse und Wissensbruchstücke kommt es in erster Linie nicht an, sondern auf das helle Bewußtsein der allem Einzelwissen nötigen Untermauerung durch granitene Grundbegriffe.

Und hier muß ich nun – selbst auf die Gefahr hin, als unbescheidener Mensch verschrien zu werden – bekennen: Worauf es bei den Geschichtsquellen des Mittelalters im Hinblick auf meine Aufgabe wesentlich ankommt, das weiß ich, und zwar sehr genau.

Es gibt noch eine Variation von Quellenunkenntnis, welche man mir vorhält. A. Tille ist der Mann, der hierüber dem Publikum die nötige Aufklärung verschafft hat. (*Rasse,* 1936, S. 72/73) Er ließ sich wie folgt vernehmen: „*Zum Nachweis seiner Behauptung hat er das geschichtswissenschaftliche Schrifttum ausgebeutet, aber davon, daß er selbst eine solche Untersuchung unter Beobachtung des Schriftvergleichs je ausgeführt oder wenigstens auszuführen versucht hätte, ist nichts zu merken.*" So, so, Tille hat nichts gemerkt. Er wird mir aber trotzdem oder gerade deshalb gestatten, daß ich – und jeder aufmerksame Leser meines Buches – diese seine Feststellung ein ganz klein wenig merkwürdig, um nicht zu sagen komisch finde. Nämlich: die von Tille trotz emsiger Lektüre meines Buches so sehr vermißten „*Untersuchungen unter Beobachtung des Schriftvergleichs*" habe ich nicht nur auszuführen versucht, sondern wirklich (auf den Seiten 33 bis 43 des 1. Heftes) ausgeführt. Tille ist dieser ausgeführte Versuch der Schriftvergleichung aus irgendwelchen Gründen beim emsigen Lesen leider nicht ins Bewußtsein gekommen, er hat nichts gemerkt. Vielleicht nimmt er daher, nachdem er mich so tapfer gescholten hat,

in absehbarer Zeit doch noch eine Gelegenheit wahr, mein Buch aufmerksam durchzulesen.

Nicht ganz ausgeschlossen wäre dann vielleicht auch, daß infolge nachgeholter gründlicher Lektüre die schlechte Meinung, die Tille von meinen Leistungen und von meiner Arbeitsweise hegt, sich ein wenig bessern könnte. Worin besteht nämlich nach Tille das Charakteristische meiner Arbeitsweise? Ich hole mir also aus der Bibliothek 100 Bände geschichtswissenschaftlichen Schrifttums, mache aus jedem Buche Auszüge und stelle dann diese Lesefrüchte zu einem Buche zusammen. Wie man hat munkeln hören, sollen tatsächlich auf diese Weise schon Bücher das Licht dieser Welt erblickt haben! Angeblich mache ich es also auch so. Aber wo bleibt da meine Leistung?? Tille hat solche nicht entdecken können; nur ab und zu sind ihm in meinem Buche gewisse monströse Behauptungen unangenehm aufgefallen, die wohl von mir selbst herrühren müssen, denn in dem „ausgebeuteten Schrifttum" sind sie nicht aufzustöbern. Nun ist Bescheidenheit gewiß eine schöne Zier, zumal bei Leuten, die sonst keine Verdienste aufzuweisen haben. Wenn man mich aber als einen bescheidenen Sammler von geschichtswissenschaftlichen Lesefrüchten hinstellen möchte, der an eigenen Leistungen gar nichts aufzuweisen habe, so bin ich nicht gesonnen, zu dieser kaum noch zu überbietenden Bescheidenheit und Eintaxierung den Mund zu halten. Es ist zwar bitter, auf seine eigenen Leistungen aufmerksam machen zu müssen, aber im Hinblick auf meine Leserschaft bin ich leider hierzu gezwungen. Schweige ich still, so könnte mein Stillschweigen womöglich als Eingeständnis der Wertlosigkeit meiner Schriften ausgelegt werden.

Zu einer minimalen Anerkennung wenigstens hat sich G. Franz bereitgefunden mit den Worten: *„K. macht manche Bemerkung, der wir Fachwissenschaftler nachgehen können."* (*Volk im Werden* 1935, S. 435) Das ist eine sehr bescheidene Anerkennung, und ich frage mich erstaunt, sollten die Fachleute denn wirklich in meinen Schriften nicht mehr an eigener Leistung als ein paar beiläufige Bemerkungen finden können? oder finden wollen?? Tat-

sache aber ist folgendes: Ich habe den Fachhistorikern schon jetzt in meinen Schriften einen ganzen Berg neuer Probleme – und Lösungen dazu – geschenkt, von deren Dasein sie bisher keine Ahnung hatten, und zwar handelt es sich hierbei nicht um jene Miniaturprobleme, wie solche sich rudelweise auf der Wiese der geschichtlichen Quellenforschung herumtummeln, sondern um Probleme von fundamentaler Bedeutung. Ich habe aber noch etwas geleistet: Ich habe das Fundament der Geschichtswissenschaft selbst erneuert, indem ich bezüglich der Einheitsforschung die klassische Relativmethode als eine scheinkritische erwies, die durch die von mir begründete absolute Methode zu ersetzen ist. Das ist denn doch etwas anderes und etwas mehr als Lesefrüchte sammeln. –

Halt, so sind meine vorherigen Worte gar nicht gemeint! vernehmen wir jetzt Tilles Stimme aus dem Hintergrund. Gemeint habe ich vielmehr folgendes, ruft er: Kammeier stützt sich ausschließlich auf die Ergebnisse seiner Vorgänger, ohne selbst in den Archiven die Handschriften und Urkunden geprüft und verglichen zu haben. Ein Recht zur „Ausbeutung" des vorliegenden Schrifttums hat man nur dann, wenn man die Urkunden oder Chroniken in den Archiven selbst in der Hand gehalten hat. Ja, ja, Tille hat recht! So muß es sein, stimmen alle Fachleute erleichtert und begeistert bei.

Kammeier hat die Diplome und Codizes nicht selbst geprüft. Diese Feststellung wollte Tille anscheinend seinem Publikum mit auf den Weg geben, als er in seiner Besprechung seinen Unwillen über meine Ausbeuterei kundtat. Auf diesem Punkte habe ich nun folgende grundsätzliche Ausführungen über die Besonderheit meiner Aufgabe und meiner Arbeitsweise zu machen.

Erstens: Ich bin nicht in der „glücklichen" Lage, Bebauer eines kleinen geschichtswissenschaftlichen Schrebergartens, d.h. Spezialist auf einem abgezirkelten Teilbezirke der historischen Quellenforschung zu sein. Ich habe vielmehr den ganzen gewaltigen Umkreis der mittelalterlichen Quellen kritisch zu überprüfen,

mag es sich dabei um Diplome oder Chroniken, um die Rechts-, Münz- oder Kunstgeschichte oder sonstwas handeln.

Zweitens: Meine Aufgabe besteht nicht darin, durch relative Vergleichung die mutmaßlichen Beziehungen der Quellen untereinander festzustellen (wie die historischen Relativisten tun), sondern meine Aufgabe fordert, die Quellen im einzelnen und insgesamt mittels der absoluten Methode auf ihre Reaktion in dem Medium der lebendigen Gegenwartserfahrung zu prüfen. Da, wo die Relativisten aufhören, beginnt erst für mich die Arbeit. Ich habe zum Beispiel nicht zu untersuchen, welches Datum von den überlieferten zehn verschiedenen Daten eines mittelalterlichen „geschichtlichen" Ereignisses denn nun das „richtige" ist, sondern ich habe den Grund ausfindig zu machen, warum dies Ergebnis rätselhafterweise von angeblichen Zeitgenossen und Augenzeugen unter zehn verschiedenen Daten überliefert werden konnte. Im Beispiel gesprochen: Meine Rolle ist die des Richters einer Hauptverhandlung, der auf Grund des von den Untersuchungsrichtern ermittelten Tatsachenmaterials das Endurteil (über Echtheit bzw. Unechtheit) zu fällen hat. Die Herbeischaffung der tatsächlichen Unterlagen ist meine Sache nicht! Ich brauche mich auch gar nicht um die Herbeischaffung zu kümmern, denn das Material wurde bereits geliefert: in ausreichender Fülle liegt es in den zahlreichen Fachzeitschriften der historischen Wissenschaft für meine Untersuchung bereit. Seit hundert Jahren haben die Quellenforscher mit einem Eifer, dem ich hiermit nicht zum ersten Male das höchste Lob spende, immer wieder von neuem die Chroniken und Urkunden durchforscht und ihre Befunde in wünschenwertester Ausführlichkeit dargelegt. Diese so emsig geleistete vorbereitende Aufklärungsarbeit ist, wie schon betont, ihrem Wesen nach eine relative. Wertlos ist diese Relativarbeit und damit die klassische Relativmethode auf keinen Fall. Die klassische Relativmethode hatte und behält sogar immer ihre Sonderberechtigung, nämlich im Hinblick auf die vorbereitende (relativistische) Erforschung der Quellen. Nur leistet diese Methode gerade das nicht, was alle

Forscher bisher von ihr erwarteten: die Feststellung der Echtheit. In dem Augenblick, wo die Relativmethode über ihre (relative) Aufgabe hinaus für die Entscheidung der Echtheitsfrage gehandhabt werden soll, versagt sie und muß durch die absolute Methode ersetzt werden.

Wenn man mir also vorhält: Sie betreiben in den Archiven nicht selbst die (relativistische) Untersuchung der Quellen, so erwidere ich: ich denke gar nicht daran, meine Zeit mit Arbeiten zu vertrödeln, die bereits von andern Männern mit viel Fleiß und bestem Erfolg geleistet worden sind. Und wenn man mir entgegnet: aber die bisher gewonnenen Vergleichsergebnisse widersprechen sich doch fast alle, so habe ich darauf zu erwidern: gerade das ist ja die rätselhafte Erscheinung, die ich untersuchen und auf ihre Ursachen zurückführen will. Hat man es denn wirklich noch nicht begriffen, daß meine Aufgabe von der der Fachhistoriker alten Stils grundverschieden ist? Aber einmal angenommen, ich käme dem gestellten Verlangen nach und gäbe mich daran, in den Archiven die Chroniken und Urkunden noch einmal – zum hundertsten Male vielleicht – auf ihre Beschaffenheit und ihre gegenseitigen Beziehungsverhältnisse hin (mittels der relativen Methode) zu überprüfen – wann, meine Herren, sollte ich mit dieser Riesenarbeit überhaupt fertig werden?? Ich steckte noch mit 100, ja mit 200 Jahren mitten in der Arbeit! Warum? Weil ich nicht wie andere „Glückliche“ einen kleinen geschichtswissenschaftlichen Schrebergarten zu beackern habe, sondern weil ich den Gesamtbestand der mittelalterlichen Quellen forschend ins Auge fassen muß. Daß aber eine Überprüfung aller vorhandenen Diplome und Chroniken ein Ding der Unmöglichkeit ist, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Da mir also für meinen Zweck das Material in Hülle und Fülle zur Verfügung steht, so gehe ich frisch an meine so notwendige Arbeit und denke nicht entfernt daran, meine Zeit und meine Kräfte mit Untersuchungen zu vergeuden, die bereits von so vielen anderen bestens erledigt worden sind.

2.

Fälschung der deutschen Geschichte!

Eine Entgegnung auf den Artikel des Herrn Prof. Dr. Heimpel, Leipzig, in der Folge 4/36 des *Offenen Visiers*

Herr Prof. Heimpel hat, einem Wunsche der Herausgeber des *Offenen Visiers* entsprechend, zu den Ergebnissen meiner Schrift *Die Fälschung der deutschen Geschichte* und des kürzlich erschienenen Ergänzungsheftes *Neue Beweise* kritische Stellung genommen. Aus Rücksicht auf den beschränkten Raum hat er es sich versagen müssen, einen „Gegenbeweis" anzutreten, glaubt aber in der Lage zu sein, mit Leichtigkeit, sozusagen auf Grund einiger Stichproben, für jedermann einleuchtend zu zeigen, daß meine Arbeit eine durchaus verfehlte und meine Sache eine schon jetzt verlorene sei. Den guten Willen freilich will mir Prof. Heimpel nicht absprechen, und dafür danke ich ihm. Dem Charakter eines wissenschaftlichen Kritikers müssen zwei unerläßliche Eigenschaften angeboren und selbstverständlich sein: Wahrhaftigkeit und Konsequenz. Durch nichts darf er sich beirren und davon abhalten lassen, eine gefundene Grundwahrheit so rund und plastisch herauszustellen, wie es ihm mit seinen kritischen Mitteln möglich ist. Jede Grundwahrheit ist lebensnotwendig und volksfördernd, und wo man eine solche unterdrükken wollte, erwüchse der gesunden Entwicklung eines Volkes und letztlich der Menschheit der schwerste Schaden. Diese Erkenntnis ist heute dank des Sieges der nationalsozialistischen Weltanschauung, die die systematisch solange verschüttet gehaltenen Grundwerte des Blutes und der Rasse wieder in das Zentrum des völkischen Selbstbewußtseins gestellt hat, gedankliches Gemeingut geworden. *„Die Wahrheit"*, sagt Albert Schweizer, *„ist unter allen Umständen wertvoller als die Nichtwahrheit. Dies muß auch von der geschichtlichen Wahrheit gelten."* Ist nun sogar die Geschichte eines ganzen Weltzeitalters systematisch verfälscht, so gebietet mir, der ich diese Fälschungsaktion aufge-

deckt habe, die Pflicht der Wahrhaftigkeit, in unerbittlicher Konsequenz dies Verbrechen an der Menschheit bis in seine letzten Beweggründe und Auswirkungen klarzustellen und zu brandmarken. Ich darf daher die Hände nicht in den Schoß legen, wenn eine fachwissenschaftliche Autorität, von deren lauterer Gesinnung ich überzeugt bin, meine Ergebnisse als *„unsinnige Thesen“* in Verruf bringen will. Ich werde also im folgenden auf die von Prof. Heimpel vorgebrachten Einwendungen kurz und bündig die notwendigen Antworten erteilen, wobei sich zeigen wird, wie hilflos die hergebrachte Fachwissenschaft meiner These gegenübersteht und wie die vorgeblichen „Widerlegungen“ sich mühelos allesamt als zum Erbarmen schwach und hinfällig erweisen lassen. Das leichtfertige Gerede von einer „vernichtenden“ Kritik meiner Ergebnisse dürfte dann schon durch diese wenigen Zeilen bei allen ehrlich die Wahrheit suchenden Lesern meiner Schriften künftig jeden Kredit endgültig verloren haben.

1. Das axiomatische Fundament meiner Kritik; Relative und absolute Methode

Prof. Heimpel spricht eingangs seines Artikels von den *„falschen Voraussetzungen“*, aus denen ich meine Folgerungen herleite; aber diesen Punkt streift er nur eben, so ganz flüchtig im Vorbeihuschen, und das ist sehr schade. Voraussetzungen sind doch die Fundamente eines Gedankengebäudes. Gerade über meine angeblich *„falschen Voraussetzungen“* hätte er einige prägnante Sätze sagen sollen und müssen. Ich weiß jedoch sehr gut, was Prof. Heimpel veranlaßt hat, diesen wunden Punkt nicht herzhaft zu berühren, denn um eine wunde Stelle handelt es sich – allerdings nicht im Unterbau meines kritischen Gebäudes, sondern in dem leider ach! so brüchigen Fundament der historischen Fachwissenschaft. Kurz gesagt, es handelt sich um die kritische Methode im Bezirke der Echtheitsforschung. Ich will das leidige Versäumnis nachholen, denn mit der Frage der Methode steht das axiomatische Fundament meiner Kritik zur Diskussion, und hat der Leser hierin einmal eine klare Einsicht gewonnen, so

wird es ihm hinsichtlich vorgeblich „vernichtender“ Kritiken meiner Generalthese an einem Mittel sachgemäßer Grundbeurteilung ferner nicht fehlen.

Wenn der Leser vermutet, daß meine kritische Methode von der gängigen klassischen Methode verschieden sei, so hat er recht: die hergebrachte Methode ist nämlich ihrem Wesen nach eine relative und meine Methode eine absolute. Mit einigem Gruseln hat der Leser von Prof. Heimpel gehört, meine Methode wirke tödlich. Das ist sehr richtig. Allerdings liegt die tödliche Wirkung nicht in der Wesensart meiner an sich unschuldigen Methode beschlossen, sondern sie ist bedingt von der Beschaffenheit des Objektes der Methode, nämlich von der pseudohistorischen Substanz. Auf eine gefälschte Überlieferung angewendet wirkt meine Methode absolut vernichtend, und das ist ihr großer Vorteil und Segen. Um nun zu zeigen, worin der Unterschied zwischen meiner und der klassischen Methode besteht, will ich mich hier nicht in philosophisch verbrämte Erörterungen einlassen, sondern an einem konkreten Beispiel ihr beiderseitiges Wesen aufhellen.

Nehmen wir also an, ich fabrizierte mit geeigneten Hilfsmitteln künstliche Perlen – das heißt also, ich stellte gefälschte her – und zwar 100 Stück. Das Ergebnis meiner Fälscherbemühung sei folgendes: 75 Perlen erweisen sich als tadellos geglückt, sie gleichen sich in der Substanz wie ein Ei dem andern. 15 der fabrizierten Perlen weisen gewisse kleine Mängel und Abweichungen auf, 10 Stück sind total verunglückt. Diese 100 Perlen fülle ich gut gemischt in eine Schale, gehe damit zu Prof. Heimpel und bitte ihn, mir doch behilflich zu sein, die „echten“ Perlen auszusortieren, dem Anschein nach seien nämlich einige unechte darunter. Das werden wir gleich haben, sagt Prof. Heimpel, und begibt sich mit Eifer daran, durch sorgfältige Vergleichung (relative Methode!) die „echten“ Stücke ausfindig zu machen. Bald ist er mit seiner Sortierung fertig und zeigt auf drei Haufen, die er aufgestapelt hat. Sehen Sie, sagt er, diese 75 Stück sind zweifellos echt – vergleichen Sie nur sorgfältig! Diese 10 Stück da sind eben-

so zweifellos gefälscht – vergleichen Sie bitte mit den echten! Und für diesen Haufen von 15 Stück, sagt er weiter, muß ich mein Urteil in der Schwebe lassen; diese können zwar unecht, so können aber auch nur eigenartige Varianten der zweifellos echten Stücke sein. Durch Aufklärung über den wahren Sachverhalt meines Schaleninhaltes muß ich dann leider Prof. Heimpel eine arge und unerwartete Enttäuschung bereiten. Er sieht nun auch bald ein, daß er, um die Echtheitsfrage zu lösen, einen ganz andern Weg einschlagen muß: Er muß seine kritische Aufmerksamkeit überhaupt von der Schale weglenken und einen ganz andern Vergleichsfaktor aufsuchen! Er muß die lebendige Natur befragen! Er muß wirklich echte, d.h. naturgewachsene Perlen zum Maßstab seiner kritischen Begutachtung des Schaleninhaltes nehmen! Mit einem Worte: von der Schale weg zur lebendigen Natur! (Absolute Methode!)

Genauso wie bei unserem Schaleninhalt liegen die Verhältnisse bezüglich der uns gegebenen „historischen" Gesamtüberlieferung des Mittelalters. Was ist uns denn hier eigentlich gegeben? Papiermassen in Form von Urkunden und Codizes, d.h. Literatur. Gegeben ist Literatur und nichts als Literatur! Daß wir diese Literatur für Niederschlag ehemaliger Geschichte halten, beruht auf „gutem Glauben", auf uns einsuggerierter Annahme, die unserer Glaubensfähigkeit zwar ein rührendes Zeugnis ausstellt, aber mit wissenschaftlicher Gewißheit durchaus nichts zu schaffen hat. Daß diese Literatur wirklich Niederschlag ehemaligen historischen Geschehens sei, das muß nämlich noch bewiesen werden! Es ist aber noch gar nicht bewiesen, weil mit relativen Methoden der Kritik ein solcher Beweis einfach nicht geführt werden kann. Und wer in der Schale der „historischen" Perlen-Masse gebannt bleibt, der treibt unabweislich relative Scheinkritik. Seitdem ich in meinen Schriften gezeigt habe, daß die uns gegebene Literatur-Überlieferung des Mittelalters bis ins Mark durchsetzt ist von offenkundigen Fälschungsherden, ist es eine Sünde wider Wahrhaftigkeit und Wissenschaftlichkeit, weiterhin auf bloßen ererbten guten Glauben hin die uns gegebene

Literaturmasse für Geschichtsniederschlag anzusehen. Von nun an steht diese angebliche Geschichtsüberlieferung in ihrer Gesamtheit unter dem Verdacht der künstlichen Entstehung, also der Verfälschung. Es geht nun nicht mehr an, vermittels der hergebrachten Methode die Frage der Echtheit durch relative Vergleichung der historischen „Perlen"-Fakten untereinander entscheiden zu wollen, sondern wie in dem Perlenbeispiel müssen wir uns auch hier von der Schale, d.h. von Papier und Überlieferung hinweg an die lebendige Natur wenden. Unsere kritischen Maßstäbe dürfen wir nicht mehr innerhalb der Papierschale suchen, sondern in einer außergeschichtlichen Gegebenheit. Diese Gegebenheit aber ist die lebendige Gegenwartserfahrung! Nur vermittels dieser von mir formulierten absoluten Methode sind wir in der Lage, die Frage von der wahren Natur der mittelalterlichen Überlieferung (ob echt oder unecht) objektiv gewiß zur Entscheidung zu bringen. Die klassische relative Vergleichskritik hat sich als blinde Scheinkritik entpuppt; wer sie heute noch handhabt, kann füglich auf wissenschaftlichen Charakter seiner Ergebnisse keinen Anspruch mehr erheben.

2. Substantielle oder akzidentielle Verfälschung?

Prof. Heimpel wirft mir vor, ich *„starre nur auf meine Schwierigkeiten"*, d.h. ich stoße mich an den Urkunden mit Datierungs- und anderen Fehlern, stelle aber die *„einwandfreien"* Stücke nicht in die Rechnung ein. Ich frage ihn: Wie? Sollten es denn die humanistischen Fälscher gar nicht fertiggebracht haben, auch Stükke zu fabrizieren, die so vorzüglich ausgefallen sind, daß die klassische Relativkritik einfach außerstande ist, in diesen Fällen mit ihren blinden Methoden die Verfälschung zu konstatieren? Die ganze Hilflosigkeit der relativen Vergleichskritik wird auf diesem Punkte grell offenbar. Ich richte hiermit an Prof. Heimpel und alle Diplomatiker die Aufforderung, mir zu bestätigen, daß sie in der Tat mit ihren Relativmethoden grundsätzlich nicht imstande sind, sorgfältig fabrizierte Fälschungen als solche zu erkennen! Meine Methode bietet auch hierfür Handhaben, bei-

spielsweise von der Seite des „Itinerar"-Komplexes her. Warum ich nun so energisch auf die Fälschungsbrandmale der mittelalterlichen „historischen" Substanz starre, will ich wieder an einem konkreten Beispiele verständlich machen. Wir verlangen vom Wirt einen Schoppen Wein, schmecken aber schon beim ersten Schluck, daß dieser „Wein" mit Wasser gründlich verpanscht ist. Nun wird auch Prof. Heimpel bei sich heftige Zwerchfellerschütterungen nicht verhindern können, wenn ihm der Wirt händeringend beteuert: Aber lieber Herr Professor, in dem Becher ist wahrhaftig nicht bloß Wasser drin, es ist wirklich auch etwas Wein dazwischen! Dieser „Wein" ist eben durch die Verpanschung kein Wein mehr, und genau so verhält es sich mit der mittelalterlichen Geschichtssubstanz. Auch diese ist durch eine gründliche Verpanschung substantiell verändert worden. Es ist nämlich nicht so, daß etwa nur ein kleines Fälschungsaktiönchen stattgefunden hätte, dessen oberflächlich verunreinigende Bestandteile vermittels relativer Aussortierung leicht wieder entfernt werden könnten, sondern eine systematische Generalaktion hat die historische Substanz im Wesen verwandelt. Wie man beim verpanschten „Wein" energisch auf die wässerigen Bestandteile starrt, so starrt man auch bei der verfälschten mittelalterlichen „Geschichte" ebenso unwillkürlich wie selbstverständlich auf die alles durchseuchenden Fälschungsherde. Wirkliche Geschichte darf nämlich die von mir aufgedeckten wesensverändernden Fälschungsbestandteile nicht haben und birgt solche in ihrer Substanz auch nicht.

3. Prof. Heimpel bezieht eine rückwärtige Verteidigungsstellung

Um darzutun, wie oft ich auf Schwierigkeiten „starre", die eigentlich gar keine seien oder die doch spielend leicht zu erklären wären, weist Prof. Heimpel zum Beispiel bei den gerügten Datierungsfehlern auf die „Lösung" hin, die sich darin darbiete, daß man im Mittelalter verschiedene Jahresanfänge kannte und anwandte. Dieser Hinweis auf „verschiedene Jahresepochen" ist

sehr interessant, denn Prof. Heimpel zieht sich hiermit auf eine Verteidigungsstellung zurück, die einst vor zweihundert Jahren von den Benediktinern (Maurinern) höchst notdürftig gezimmert wurde, die aber von der Fachwissenschaft selbst längst wieder geräumt worden ist. Die Benediktiner haben sich einst auch die größte Mühe nicht verdrießen lassen, möglichst alle Urkunden als echt zu retten. So erklärten sie die ungeheuerliche Verworrenheit in den Datierungsangaben der Regierungsjahre eines Herrschers mit dem Mute der Verzweiflung aus der Annahme, die Urkundenschreiber hätten eben die uns freilich sehr rätselhaft anmutende Gepflogenheit gehabt, für die Regierungszeit ihrer Könige zwei und sogar mehrere verschiedene Anfangsepochen gelten zu lassen. Beispielsweise habe König Robert von Frankreich mindestens 5(!) verschiedene Anfangstermine für seine Regierungszeit aufzuweisen! (*Neues Lehrgebäude, 9.* Teil, S. 31). Nach Meinung der Benediktiner sollen demzufolge die Urkundenschreiber nach Gutdünken und persönlichem Geschmack(!) bunt durcheinander(!) heute diese, morgen jene Anfangsepoche ihrer Datierung zugrunde gelegt haben!! Und zwar – ohne daß ihre Urkunden uns verraten, welche Epoche denn nun im einzelnen Falle maßgeblich war!! Was dabei an Datierungsunsinn herausgekommen ist, kann sich jeder vorstellen. Prof. Heimpel weiß nun so gut wie ich, daß schon vor 100 Jahren J. Fr. Böhmer diese „genialische Lösung" der Mauriner mit Hinweis auf den gesunden Menschenverstand scharf abgelehnt hat. *„In dieser Beziehung"*, sagt Böhmer (*Regesta Imperii, I,* Vorrede), *„erkläre ich mich gegen die Ansicht aller meiner Vorgänger, und namentlich gegen die französischen Benediktiner. Es hätte doch einleuchten sollen, daß, wenn derselbe Regent zu derselben Zeit seine Regierungsjahre (ohne dies äußerlich merken zu lassen) nach zwei, drei oder gar vier verschiedenen Epochen gerechnet hätte, hierdurch alle Jahresrechnungen nach Regierungsjahren aufgehoben worden wäre."* Mit Böhmer haben dann auch die anderen Diplomatiker noch bis gestern auf die maurinische „Lösung" gern verzichtet – heute greift

plötzlich die ertrinkende diplomatische Wissenschaft sogar wieder nach diesem Strohhalm!

4. Das Rätsel Einhard ist psychologischer Natur

Daß es Prof. Heimpel gar nicht so leicht geworden ist, meine Thesen „vernichtend" zu widerlegen, bezeugen seine matt atmenden Ausführungen an der Stelle, wo er einen Spezialfall, nämlich Einhard, zur Sprache bringt. Töne der Resignation klingen durch den Raum, und der etwas enttäuschte Leser muß sich von Prof. Heimpel aufmuntern lassen: Nicht verzagen! Wenn wir, ermuntert Prof. Heimpel, nur *„eine vernünftige Behandlung des Textes im Zusammenhalt mit der Unzahl anderer Nachrichten"* walten lassen, so kann man beispielsweise das Todesjahr Karls zweifellos bestimmen. Aber hier ist Prof. Heimpel unbewußt eine Vertauschung des vorliegenden Problems unterlaufen! Es handelt sich bei der *Vita Karoli* ganz und gar nicht darum, daß man etwa unter Heranziehung aller möglichen anderweitigen(!) Nachrichten Karls Todesjahr oder Dauer seiner Regierungszeit bestimmen könne, sondern das Problem liegt fest im Rahmen der Vita selbst beschlossen. Um die Angaben der Vita selbst, bzw. um das rätselhafte Fehlen von gewissen Angaben in der Vita handelt es sich! Das Problem heißt mit andern Worten klipp und klar: Einhard als Schriftsteller, genauer: seine Psyche ist ein Rätsel. Und dieses Rätsel besteht in Einhards grandioser Unwissenheit. Unwissenheit in bezug auf Daten und Dinge, von denen die Spatzen auf den Dächern der Kaiserpfalz sachverständige Weisen pfiffen. Daß Einhard nicht bis hundert zählen konnte, sei ihm verziehen, er befindet sich diesbezüglich in lauter guter Gesellschaft, denn bekanntlich gab es im Mittelalter eine merkwürdige Krankheit, die noch dazu epidemisch grassierte: partielle arithmetische Gehirnlähmung! Aber Einhard hätte sich doch wirklich nicht so entzückend dumm stellen sollen, daß er jammert: trotz aller erdenklichen Nachforschungen habe er, Gott sei's geklagt, über Jahr und Ort von Karls Geburt nichts – rein gar nichts in Erfahrung bringen können. Das schlägt dem Faß den Boden aus.

Als Karl geboren wurde, brauchten wirklich keine Astronomen und Kalendermacher mit Sextanten, keine Geographieprofessoren mit Atlanten und keine Uhrmacher mit Chronometern an seiner Wiege versammelt zu sein, um im Schweiße ihres Angesichts festzustellen, in welchem Jahre und an welchem Orte unseres Planeten das bemerkenswerte Ereignis der Geburt des erlauchten Königssohnes erfolgte. Prof. Heimpel meint zwar, so hätte es sein müssen, damit Einhard bei seinen krampfhaften Nachforschungen etwas erfahren hätte; ich bedaure, mit unzähligen meiner Mitmenschen anderer Ansicht zu sein.

5. Die Frage der „materiellen" Möglichkeit einer universalen Fälschungsaktion

Prof. Heimpel will anscheinend vor allen Dingen deshalb an die Möglichkeit einer systematischen Geschichtsfälschung nicht glauben, weil es ihn physisch unmöglich dünkt, daß abertausende von Urkunden und Codizes fabriziert sein könnten. Diese Möglichkeit will nicht in seinen Verstand hinein; so etwas geht ihm denn doch über das Menschenmögliche hinaus, denn man bedenke, wirft er ein, alle diese Fabrikate mußten doch auch mit den Spuren des Alters versehen werden. Prof. Heimpel darf versichert sein, Papier und Pergament kunstvoll mit *„Spuren des Alters und der Zerstörung"* zu schmücken, ist eine kinderleichte Arbeit, für einen diesbezüglichen „Fachmann" natürlich. Hat sich andererseits Prof. Heimpel noch niemals über die erstaunliche Jugendfrische gewundert, die so viele „tausendjährige" Urkunden sich bis in unsere Tage hinein bewahrt haben?? Was nun die Zeitdauer der Verfälschungskampagne anbetrifft, so ist es wirklich unsinnig, sich vorzustellen, eine solche Aktion könne in zehn bis zwanzig Jahren gleichsam als Nebenbeschäftigung erledigt werden. Die Kurie arbeitete damals auf lange Sicht, wie sie es übrigens immer tut. Ich habe daher schon immer betont, daß die humanistische Aktion sich über einen Zeitraum von mindestens einem Jahrhundert erstreckte. Im einzelnen kann ich mich an dieser Stelle über den Anlaß und den Verlauf der Aktion leider

nicht auslassen, ich muß dafür auf ein künftiges Ergänzungsheft verweisen. Am Strande des Tiberflusses haben also nicht gelegentliche Zusammenkünfte von etwa zehn bis zwanzig Fälschergenossen stattgefunden, sondern eine dauernd neu aufgefüllte gelehrte Armee von rund tausend Mann, die sich auf die einzelnen Klöster und sonstige Fälschungsfilialen des gesamten Abendlandes verteilt, hat die von Rom geleitete Riesenaufgabe der Umfälschung der mittelalterlichen Geschichte bis ins Kleinste und Nebensächlichste zu bewältigen gehabt.

Ist nun meine Sache eine schon jetzt verlorene? Prof. Heimpel behauptet es frischweg. Nur schade, daß der wissenschaftliche Weltlauf in einer unbegreiflichen Eigensinnigkeit auf solche diktatorische Behauptungen gar nichts gibt. Als Historiker sollte Prof. Heimpel diese Eigensinnigkeit bekannt sein. Von Behauptungen läßt sich der wissenschaftliche Weltlauf also nicht beeinflussen, er steht vielmehr unter der vorwärtstreibenden Dynamik gewisser fundamentaler Energien. Daß solche Energien (Grundwahrheiten) in meinem System tatsächlich vorhanden sind, dürfte manchem, der meine Schriften oder vielleicht nur die kurze Entgegnung gelesen hat, eingeleuchtet haben. Noch kämpfe ich, unter schwierigen Verhältnissen, diesen Kampf ganz allein. Ich warte auf den ersten Fachmann, der sich entschlossen zu meiner Sache stellt. Vielleicht lebt er jetzt noch als Student in einer deutschen Universitätsstadt; ihm reiche ich im Geiste die Hand.

3.

Die historischen Welträtsel

Wer mich kritisieren will, muß notgedrungen die von mir aufgestellten Hauptbeweise widerlegen, und zwar nicht nur einen, sondern alle. Das habe ich schon in dem Heft *Neue Beweise* (S. 17) nachdrücklichst betont. Meine Kritiker gehen aber am liebsten um den heißen Brei herum. Ich erkenne an, daß Heimpel einigermaßen bemüht gewesen ist, an der Stange zu bleiben und ver-

sucht hat, mich dort anzugreifen, wo ich wirklich stehe. Man darf versichert sein, daß ich nichts übersehen werde, was irgendwie mit der römischen Fälschungsaktion wesentlich in Verbindung steht. Auch das Rätsel der mittelalterlichen Schrift und Sprache, das mir sowohl von Franz als auch von Heimpel als „Gegenbeweis" vorgehalten ist, wird noch seiner Lösung zugeführt werden. Was die genannten Kritiker gar nicht glauben und fassen können, wird dann als Tatsache erwiesen: daß nämlich die mittelalterliche Schrift- und Sprachentwicklung, so wie sie heute in der papierenen Überlieferung vorliegt, eine nachträgliche Konstruktion erfahren hat. Dann wird auch das Runenproblem seine Klärung finden: ob die Runen- oder die Lateinschrift älter ist. Dann wird der an den Germanen verübte große Kulturdiebstahl endlich an den Tag kommen. Ich muß es hier bei Andeutungen bewenden lassen, da ich sonst wieder „monströser Behauptungen" beschuldigt werden könnte, die ich leider nicht in ein paar Sätzen beweisen kann. Daß ich für meine Behauptungen regelmäßig auch den Beweis antrete, diese Gepflogenheit wird man mir, so hoffe ich, bereits angemerkt haben.

Nur kleine Schwierigkeiten oder historische Welträtsel?

Bereitwillig geben die Historiker zu, daß die „geschichtliche" Überlieferung des Mittelalters hier und da gewisse „Schwierigkeiten" biete. Ihrem ererbten unerschütterlichen Vertrauen in die kernhafte Echtheit der Überlieferung vermögen jedoch derartige kleine Schwierigkeiten und Schönheitsfehler keinen Abbruch zu tun. Spielend leicht sogar werden sie – meistens – mit ihnen fertig, denn gottlob! an Erklärungsmöglichkeiten leidet der Fachwissenschaftler keinen Mangel. Wenn da einmal neun Erklärungen versagen, hat man immer noch eine zehnte und wenn es sein muß, noch zwanzig weitere. Tut's keine vernünftige, so schafft man's eben mit einer unsinnigen Erklärung, beispielsweise mit der nicht von mir, sondern von Fachleuten bei den mittelalterlichen Notaren entdeckten partiellen arithmetischen Gehirnlähmung. *„Viele Schwierigkeiten"*, tröstet Heimpel,

„lösen sich einfacher, als Kammeier meint" – selbstverständlich, man braucht nur die Urkundenschreiber für Halbidioten einzutaxieren. *„ Viele"*, gesteht aber dann Heimpel kleinlaut weiter ein, *„werden Rätsel bleiben."* Also doch: die mittelalterliche „Geschichte" birgt Rätsel!

Kein Fachmann hat sich bisher die Frage vorgelegt, ob die nicht wegzuleugnenden „Schwierigkeiten" und Überlieferungsrätsel vielleicht untereinander in Beziehung stehen könnten, ob sie vielleicht Merkmale einer verwandtschaftlichen Herkunft an sich tragen? Diese Erkenntnis, daß dies in der Tat der Fall ist, daß sich die Schwierigkeiten in Verwandtschaftsgruppen zusammenfassen lassen, verdankt die Fachwissenschaft mir. Ich nenne diese einzelnen „Schwierigkeitsgruppen" die historischen Welträtsel, denn sie stellen im Überlieferungszeitraum des Mittelalters die letzten Grundprobleme dar. So ballt sich aus tausend Schwierigkeiten der mittelalterlichen Urkundenfälschungen ein großes Welträtsel.

Welches sind nun die historischen Welträtsel? Es sind die folgenden: 1. das psychologische Rätsel der mittelalterlichen Fälscher; 2. das psychologische Rätsel der „echten" Urkundenschreiber; 3. das Rätsel der Verluststatistik mittelalterlicher Handschriften; 4. das Rätsel des Mangels weltlicher Register und Archive; 5. das psychologische Rätsel der mittelalterlichen Chronisten; 6. das Rätsel der mittelalterlichen Rechtsgeschichte; 7. das Itinerar-Rätsel.

Diese Rätsel kann man noch einmal zusammenballen: in das Rätsel des absichtlichen Widerspruchs, dieses Generalcharakteristikum aller mittelalterlichen Überlieferung. Von ihm soll zuerst kurz die Rede sein.

Der absichtliche Widerspruch als Generalcharakteristikum

Was es mit dem Rätsel auf sich hat, wie der absichtliche Widerspruch sich gleichsam wie ein Keil in jedes „Faktum" hineinschiebt, darüber muß man sich in den *Neuen Beweisen* Aufklärung holen. Diese Taktik ist von den Fälschern mit einer Konse-

quenz und Unverfrorenheit angewendet, die Bewunderung erregt. Mitten in das Widerspruchsverfahren hineingestellt sieht man sich in dem schönen Musterbeispiel der auf Seite 55 f. angeführten Feiertagstabelle. Während eines fünfzigjährigen Zeitraums berichten uns „echte" Quellen, wo die Könige damals vom Jahre 1025 bis 1073 die hohen kirchlichen Feiertage verlebt haben sollen. Natürlich können sie das betreffende Fest nur an einem Orte gefeiert haben. Unsere „echten" Quellenschreiber wissen es aber *„aus eigener Anschauung"* als „Zeitgenossen" besser: Das Ungeheuerliche ist nämlich, daß zu jedem der verzeichneten Jahre die eine Quelle berichtet, der König sei zu Weihnachten (oder Ostern) in X gewesen, während die andere Quelle meldet, er habe vielmehr an jenem Tage in Y geweilt! Wie solche Märchendinge von Zeitgenossen erzählt werden konnten, darüber sollten sich meine Kritiker doch einmal ihre Köpfe zerbrechen. Ich habe gezeigt, daß und warum bei diesen kontrastierenden Angaben kein Versehen oder Irrtum der Schreiber vorliegen kann, sondern daß ein solcher Widerspruch in den Quellen bewußt angelegt wurde. Aber meine tapferen Kritiker werden hier den Kopf hängen lassen und ergebungsvoll bekennen: diese Schwierigkeiten werden ewig ein Rätsel bleiben.

Nicht nur verschiedene Quellen berichten bewußt Widersprüchliches, auch die nämliche Quelle zeigt in ihren einzelnen Handschriften die Erscheinung des absichtlichen Widerspruchs. Ja, man hat, wie ich schon früher zeigte, deshalb von einem Werke verschiedene Rezensionen fabriziert, um solche Widersprüche in gehöriger Menge anbringen zu können. Solche Operation ist zum Beispiel in zwei eng verwandten Handschriftgruppen (A I und A II) der *Sächsischen Weltchronik* unternommen. A I hat: *„Friderich, des keiser Friderichs sun"* – A II: *„Vrederich, des keiser Henriches sun"*. Nun ja, rufen die Fachleute, hier liegt ein entschuldbares Versehen von A I vor. Meine Herren, das stimmt nicht, denn dieser „kleine Irrtum" kommt in 8 Handschriften von A I vor, und von 8 Schreibern sollte keiner den gewaltigen Bock gemerkt haben?? Es kommt nämlich hinzu, daß A I auch sonst

noch schwer „geirrt“ hat, in Zahlen diesmal. A II setzt das Ereignis zu 1218, A I aber zu 1210. Und alle Handschriften der Gruppe A I haben 1210! In demselben Satze steht aber noch ein Widerspruch zwischen A I und A II. A II hat: „ *inde was da an XXX jar*“; während A I meldet: „*und waz dar an XXXVII jahr*“. Daß es sich aber hier wirklich um bewußte Lavierungstaktik handelt, beweist die Tatsache, daß in den Rezensionen B und C für die letzte Jahreszahl eine Lücke gelassen wurde! Kurz und gut, unsere Fälscher waren sich wieder einmal nicht ganz im klaren mit ihren vermaledeiten Jahreszahlen und lavierten auch hier eben, so gut sie konnten. Eckhart meint bei seiner Untersuchung dieser Probleme (*Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen,* Bd. 23, 1931), die „Versehen“ in den Handschriften von A I erklären sich wohl daher, daß sie von einem verlorenen(!) Stammexemplar X abgeschrieben seien, welches „*durch Fehler und große Auslassungen*“ sehr verderbt(!) gewesen sein müßte. Merkwürdig: Eine Schwierigkeit ist für die Fachleute dann schon „erklärt“, wenn man sie von Punkt a auf Punkt b schiebt! Das Rätsel lautet ja in unserem Falle: Wie kommen die Fehler in das „Stammexemplar X“?? Schweigen der Fachwissenschaft. Über den hilfreichen *deus ex machina* der „*verlorengegangenen gemeinsamen Vorlage X*“, dieser unentbehrlichen Allerwelts-Fiktion unserer Quellenforscher, muß man in *Fälschung der deutschen Geschichte* das Weitere nachlesen.

Ich wende mich nunmehr zu einer kurzen Darstellung der historischen Welträtsel, indem ich, wenn sich Gelegenheit bietet, bei jedem Rätsel die angeblich „vernichtenden“ Gegenargumente meiner Kritiker auf ihre Durchschlagskraft prüfe.

1. Das psychologische Rätsel der mittelalterlichen „praktischen“ Fälscher

Nach herrschender Annahme sollen die bisher schon so zahlreich von der Forschung aufgedeckten Urkundenfälschungen aus aktuell-materiellen Beweggründen der Fälscher in den verschiedensten Jahrhunderten und unabhängig voneinander getä-

tigt worden sein. Ich habe an zahlreichen Beispielen den Beweis geliefert – und kann diese Beispiele beliebig vermehren –, daß diese bisher nicht angezweifelte Ansicht falsch ist. Die Fälschungen sind vielmehr „gelehrte" Fabrikate aus der spätmittelalterlichen Fälschungszentrale. Meine Beweisführung fußt auf dem Fundament der lebendigen Erfahrung. Diese lehrt folgendes: Ein Urkundenfälscher, der mit seinen Falsifikaten praktisch-aktuelle Zwecke verfolgt, wird sich, gezwungen durch die Natur der Sache, bei Ausführung seiner Fälschungen eng an seine echten Vorlagen halten. Wenn es für diesen Erfahrungssatz überhaupt einer autoritativen „Bestätigung" bedarf, so habe ich für diesen Fall das Zeugnis Fickers zur Hand (Siehe „Neue Beweise"). Es bedarf aber leider vorläufig noch der „Autorität" zur Bestätigung der Erfahrung für die Mehrzahl der Diplomatiker, die eben diese Binsenwahrheit noch nicht eingesehen haben und nicht zugeben wollen.

Meine Untersuchungen, die sich mit der Vergleichung der Fälschungen mit ihren „echten" Vorlagen befaßten, haben in allen Fällen ein unerwartetes Resultat gebracht. Es ergab sich nämlich, daß die Fälscher durchgehend Bestandteile ihrer „echten" Vorlagen mit voller Absicht ignoriert haben. Bewußt und konsequent haben diese angeblich praktischen Fälscher nach Belieben bestimmte Teile der Vorlagen verleugnet und statt dessen mit gleicher Konsequenz hinsichtlich des Schriftcharakters andere, fremde graphische Elemente hingesetzt. Ein derartiges Verfahren kann, wie ich unwiderleglich zeigte, nicht auf Nachlässigkeit und Zerstreutheit der Fälscher beruhen, sondern setzt ein waches Bewußtsein, eine dauernde Anspannung der Aufmerksamkeit voraus, offenbart also Absicht! Bewußtes Mißachten der Vorlage seitens der Fälscher, die praktische Zwecke mit ihren Falsifikaten erstreben, widerspricht jedoch aller Erfahrung. Der Fälscher würde mit dieser Taktik jeden Erfolg im wirklichen Leben bewußt und gewollt in Frage stellen! So handelt kein normaler Mensch. Nach Ansicht der Urkundenforscher sollen nun aber die mittelalterlichen Fälscher fast durchgehend diese Verräter-Taktik

des bewußten Abgehens von der Vorlage geübt haben. Damit wird diesen Menschen ein Geisteszustand unterschoben, der – vollends als Allgemeinerscheinung – nach aller Erfahrung, die wir in diesen Dingen täglich machen, eine Fiktion ist. Woraus folgt: die in Frage stehenden Fälschungen können nur „gelehrte" Fabrikate sein. Des Langen und Breiten habe ich (*„Neue Beweise"*) dargetan, daß und warum schon das bloße Dasein solcher Machwerke ihren gelehrten Ursprung verrät.

Meine Kritiker, die bei mir angeblich immer nur unsinnige Behauptungen entdecken, dürfen mir nicht verübeln, wenn ich ihnen mit gleicher Münze heimzahle: Die Vorstellung, die sie, wie ihre Fachkollegen überhaupt, sich hier von der Psyche normal veranlagter Menschen gebildet haben, ist wirklich eine unsinnige. Um das einsehen zu können, braucht man gar nicht im Besitze eines großen Fachwissens zu sein; im Gegenteil, das sonst so nützliche Wissen verhindert hier die richtige Einsicht. Jeder Laie, der offen ins Leben geschaut hat, vermag in diesem Punkte richtiger zu urteilen als der in Vorurteilen gefangene Fachmann. Hier entscheidet allein die lebendige Erfahrung, nicht papierenes Wissen.

Es könnte aber auch sein, daß die richtige Einsicht bei den Fachwissenschaftlern zwar vorhanden wäre, aber noch im Kampfe mit einer anderen Einsicht läge. Mit der peinlichen Einsicht nämlich, daß bereits die leiseste Zustimmung zu diesem Teilergebnis meiner Untersuchungen auf das Eingeständnis hinauslaufen würde, daß tatsächlich eine universale Geschichtsfälschungsaktion stattgefunden hat. Gegen dieses Eingeständnis wehrt man sich aber – vorläufig noch – mit Händen und Füßen.

2. Das zweite historische Welträtsel

Wäre die papierene Überlieferung des Mittelalters geschichtliche Wirklichkeit, dann besteht das zweite historische Welträtsel in der merkwürdigen Psyche der mittelalterlichen „echten" Urkundenschreiber.

Die Forschung hat in unzähligen Diplomen, die auf Grund der üblichen Relativmethode für „unzweifelhaft echt“ gelten müssen, auffällige Fehler beispielsweise in den Datumsangaben festgestellt. Solche geradezu ungeheuerlichen Mißgriffe in der Datierung beruhen, wie uns Forscher berichten, nicht etwa auf Versehen der Kanzleibeamten, sind also keine aus Flüchtigkeit begangenen Schreibfehler. Man hat vielmehr die ganz erstaunliche Entdeckung gemacht, daß die Ursache solcher unglaublichen Datierungsfehler in einer ganz eigentümlichen geistigen Minderwertigkeit der Notare jener Zeit zu suchen sei. Man hat bei diesen Kanzlisten eine neue Krankheit entdeckt, die man am treffendsten mit der Diagnose: partielle arithmetische Gehirnlähmung kennzeichnen kann. Wohlgemerkt: Nicht ich habe dieses Leiden entdeckt, sondern die Urkundenforscher; ich habe dieser Krankheit nur den Namen gegeben. Nach Angabe der Fachleute trat nun diese Krankheit im Mittelalter nicht vereinzelt auf, sie grassierte vielmehr epidemisch. Fast ausnahmslos befallen wurden davon die Notare und Kanzlisten. Ein Heilmittel dagegen gab es leider nicht. Wie äußerte sich das Leiden bei den davon Befallenen?

Um es kurz zu erklären: die Urkundenschreiber, sonst völlig normal veranlagte Menschen, nach dem Maßstabe damaligen Wissens in Schulen hochgebildet, vermochten in dem Augenblicke, wenn sie unter ein Diplom die Datumsangaben setzen wollten, plötzlich nicht richtig von 1 bis 100 zu zählen! Also nicht, daß sie komplizierte Rechenaufgaben zu bewältigen hatten! Nein, ganz und gar nicht. Sie mußten nur so viel arithmetische Verstandestätigkeit entwickeln, daß sie bemüht waren, ausfindig zu machen, welche Zahl beispielsweise auf 12 folgt. Und das konnten sie nicht!! In der Kanzlei nämlich konnten sie es nicht! Obwohl es, wie gesagt, Leute waren, die in den Schulen auch Rechenunterricht genossen hatten. Differentialrechnung natürlich nicht, aber das, was man so elementare Rechenkunst nennt. Das, was Kinder im ersten Schuljahr lernen. Also nochmals: Das Aller-Allerelementarste im Rechnen beherrschten die-

se bedauernswerten Kanzlisten nicht – wenn sie Datumsangaben machen sollten. Das Wunderbarste aber ist noch, daß diese Leute außerhalb der Kanzlei, beispielsweise beim Einkauf auf dem Markt oder beim Abholen ihres Gehalts doch wieder richtig von 1 bis 100, ja darüber hinaus rechnen konnten. Denn wie gesagt, die Krankheit hing irgendwie mit den verflixten Diplomen zusammen.

Der Leser darf nun nicht ärgerlich werden und glauben, ich triebe meinen Spaß mit ihm. Das sei ferne von mir. Ich habe diese wunderbare Entdeckung ja nicht gemacht, sondern die Fachdiplomatiker. Alle bezeugen es, daß „tatsächlich" diese Notare an dieser sonderbaren arithmetischen Krankheit gelitten hätten. Hören wir beispielsweise P. Kehr: *„Ich glaube, daß* [dieser Kanzlist in der Kanzlei Ludwigs des Deutschen] *Hebarhard … nicht bis 40 zu zählen imstande gewesen ist."* Oder vernehmen wir Breßlau: *„Und so auffallend die Tatsache ist, daß ein Mann …* [der Notar G B] *sich mit so einfachen arithmetischen Operationen nicht abzufinden wußte, wie sie die korrekte Rechnung nach Regierungsjahren erforderte – für die Zählung reichten die Finger beider Hände aus –, wir müssen diese Tatsache als feststehend hinnehmen."* (Heft 1, S. 55 ff.) Da sagen es uns also Autoritäten: die Kanzlisten konnten nicht richtig von 1 bis 20 oder bis 40 zählen! Wer brächte hier den Mut auf, an solcher Dummheit zu zweifeln? Abgesehen davon, daß die Historiker jeden Zweifel überhaupt schlecht ausstehen können, dokumentieren sie: wir müssen diese Tatsache als feststehend hinnehmen!

Ich habe als erster gewagt, an dieser Halbidiotie mittelalterlicher Urkundenschreiber zu zweifeln. Die Strafe ist nicht ausgeblieben. Man stellt mich als Mann hin, der nur *„unsinnige Behauptungen"* in die Welt setzt! Mancher würde sich ob solch schlechten Zeugnisses beschämt in die Ecke stellen. Ich nicht. Ich weiß nämlich, daß es gar nicht darauf ankommt, was die Fachleute aus diesem oder jenem naheliegenden Grunde heute über meine Ergebnisse für eine Meinung haben, sondern was die Fachwissenschaft in zehn oder dreißig Jahren für ein Urteil fällt. Wie das

Urteil dann lauten wird, das ist mir nicht zweifelhaft, vorausgesetzt, daß auch dann noch die Wahrheit wertvoller ist als die Lüge, und das wird der Fall sein, solange noch Deutsche auf der Welt leben. Auch dieses Welträtsel löst man nicht mit papierenem Fachwissen, sondern mit Einsicht in die Lebenserfahrung.

3. Das Rätsel der Verluststatistik mittelalterlicher Handschriften

Um dieses Rätsel sind meine Kritiker bisher merkwürdig scheu im weiten Bogen herumgegangen. Sie werden selbst wissen warum?

Nehmen wir einmal an, die papierne Literatur sei wenigstens im großen und ganzen Niederschlag geschichtlichen Geschehens, so müßte eine Statistik der verlorenen mittelalterlichen Handschriften natürlich das Charakteristikum des Zufalls – ein blindes Walten – hinsichtlich Erhaltung bzw. des Verlustes dartun. Niemand wird das bezweifeln, ausgenommen, er sei ein historischer Fachwissenschaftler von gestern und heutzutage. In gleichem Maße, unterschiedslos, mußten Handschriftenoriginale wie Abschriften im Laufe von vielen Jahrhunderten der Verschollenheit anheimgefallen sein.

Aber die Fachwissenschaftler haben eine sonderbare Entdekkung gemacht. Die Durchmusterung der erhaltenen Bestände an literarischen Geschichtsquellen ergab nämlich das Resultat, daß die Originale (Urschriften, Archetypen) fast aller bedeutenden Chroniken fehlen und daß ferner von den unzähligen Abschriften ebenso regelmäßig solche Exemplare „verlorengegangen" sind, die von den Historikern mit dem Ausdrucke „gemeinsame Vorlage" bezeichnet werden. Also mit anderen Worten: es stellte sich heraus, daß der sonst so blinde Zufall mit verblüffender Treffsicherheit und Konsequenz eine Auslese getroffen hat!! Fast noch merkwürdiger als bei den Originalen mutet diese einzigartige „Zufalls"-Erscheinung bei den sogenannten gemeinsamen Vorlagen an. (In *Fälschung der deutschen Geschichte* erfährt der Leser hierüber mehreres.)

An solch planmäßige Auslesearbeit des „Zufalls“ glaubt kein Mensch. Nur die heutigen Historiker glauben mit geradezu kindlicher Unbefangenheit oder besser Befangenheit an dies Märchen – weil sie daran zu glauben gezwungen sind. Würden sie nur etwas zu zweifeln anfangen, so wäre das Verhängnis da: die Erkenntnis, daß eine gewaltige Aktion die Quellen planmäßig gesiebt hat. Dann aber wäre leider die Tatsache einer systematischen Geschichtsfälschungsaktion nicht mehr abzuleugnen.

Ich habe die Historiker hier in einer Schlinge gefangen, aus der es für sie kein Entrinnen mehr gibt. Eine Zeitlang werden sie noch zappeln. Schließlich werden auch sie einsehen, daß es recht töricht ist, sich gegen die Vernunft und Erfahrung mit untauglichen Mitteln wehren zu wollen. Ich lade die Quellenforscher herzlich ein, alle ihre kritischen Künste spielen zu lassen, um mir zu beweisen, daß ich mit meinen Ausführungen über die sogenannten gemeinsamen Vorlagen „auf dem Holzwege“ bin. Dann werde ich nicht verfehlen, ihnen bezüglich ihrer famosen Handschriftenstammbäume eine Antwort erteilen, die ihre Lust am weiteren Kritisieren in dieser Sache merklich dämpfen dürfte.

4. Das Rätsel des gänzlichen Mangels weltlicher Register und Archive

Während dem Überlieferungsbefund nach die römische Kurie seit den frühesten Zeiten sowohl Register führte als auch Archive anlegte, während sogar alle geistlichen Anstalten überhaupt seit altersher wenigstens Archive besaßen, konnten sich angeblich die weltlichen, insbesondere die deutschen Herrscher erst ganz spät von der Wichtigkeit, ja Unerläßlichkeit dieser Verwaltungseinrichtungen überzeugen. Von Anläufen seit dem 13. Jahrhundert abgesehen, wurden erst in der Kanzlei Heinrichs VII. Register geführt. Auch die Historiker müssen zugeben, daß solcher Umstand höchst befremdet, aber sie wissen sich zu trösten, denn die „Geschichte“ beweist halt, daß es so war. Der Überlieferung muß man vertrauen, versichern uns die Fachleute,

wohin sollten wir kommen, wenn wir zu zweifeln anfingen? Leider gibt es nun Menschen, auch ich gehöre zu ihnen, die in der papierenen Überlieferung durchaus keine Glaubenssätze erblicken, die nicht bezweifelt werden dürfen. Schließlich ist ja auch die Vernunft deshalb auf der Welt, damit sie angewandt werde. Wenden wir sie demnach getrost einmal auf den hier zur Diskussion stehenden Befund an.

Da ist eins sicher: wenn die weltlichen Fürsten fast alle mittelalterlichen Jahrhunderte hindurch die für eine geordnete Verwaltung ganz unentbehrliche Registerführung und Einrichtung von Archiven gleichsam grundsätzlich außer acht ließen, so würde das bedeuten: diese Könige sind allesamt geistesbeschränkt gewesen. Der große Gegner, die Kurie, pflegte ja diese nützlichen Einrichtungen seit altersher, und nicht aus Zeitvertreib, sondern um den Königen mit solchen Waffen dauernd schwere Wunden zu schlagen! Wenn die Könige und Kaiser solche Hiebe niemals parierten, so können wir nicht anders, wir müssen sie für kindische Toren und Flachköpfe erklären. Nach allem, was uns die „Geschichte" aber sonst von diesen Herrschern meldet, waren es durchaus keine Dummköpfe! Die „Tatsachen" der Überlieferung widersprechen sich hier!

In seiner Kritik hat mir Heimpel auch vorgehalten: *„daß weltliche Register und Archive nicht vorhanden gewesen seien, ist nicht richtig; wir kennen Fragmente*[!] *der Register Friedrichs II., Heinrichs VII., Ludwigs des Baiern, Karls IV. usw."* Mancher Leser hat baß gestaunt, als er diesen Satz in seiner „vernichtenden" Durchschlagskraft las. Dieser Heimpelsche Kunstsatz kann nämlich so aufgefaßt werden, ich hätte mal wieder mit meiner Behauptung des gänzlichen Mangels weltlicher Register und Archive den sattsam bekannten Unsinn in die Welt gesetzt. Nun habe ich, was auch Heimpel zugibt, gar nicht geleugnet, daß tatsächlich im Ausgange des Mittelalters auch weltliche Register geführt sind. Worauf ich aber mit Nachdruck hinwies und worauf es ankommt, unser viertes Welträtsel nämlich, lautet: Wie konnte es geschehen, daß die Kurie schon so frühzeitig, die weltlichen

Herrscher aber erst so spät die ungeheuere Wichtigkeit der Registerführung begriffen haben? Das Problem lautet: Wie kommt es, daß wir vor dem Jahre 1240 (in der Reichskanzlei erst im 14. Jahrh.!) nichts von weltlicher Registerführung hören, während die Kurie bereits jahrhundertelang diesen unentbehrlichen Verwaltungsbrauch pflegte?

Über dies Welträtsel hätte Heimpel das erlösende Wort verlauten lassen sollen. Er nimmt tatsächlich einen Anlauf zur Lösung, aber siehe da, wieder einmal mißglückt das Vorhaben. Mit federnden Schritten setzt er zum Sprung über die Latte der Kritik wie folgt an: Die Laien (also hier die Könige) waren „*trotz aller ritterlichen Kultur größtenteils Analphabeten.*" Nun, meinetwegen sollen sie, was aber gar nicht stimmt, bei ihrer ritterlichen Kultur Analphabeten gewesen sein. Aber nun Achtung! Wie? Sollten denn die Könige etwa die Register selber schreiben?? Hatten sie nicht für diesen Zweck ihre hochgebildeten geistlichen Kanzler und Notare? Mein Kritiker sogar kann dies nicht bezweifeln, und damit springt er nicht über, sondern gegen die Latte. Ein Wort nur von so einem analphabetischen König: Legt mir Register an, wie es die Kurie tut! Und schon wurden auch in Deutschland genau wie in Rom frühzeitig genug Registerbücher geführt. Wodurch also offenkundig wird: auch in dieser kritischen Kategorie hat mein Kritiker nur einen Schlag ins Wasser geführt.

5. Das psychologische Rätsel der mittelalterlichen Chronisten, Nekrologien- und Registerschreiber

Wenn, woran bereits gar kein Zweifel mehr bestehen kann, eine universale Geschichtsfälschung stattgefunden hat, so muß selbstverständlich außer der urkundlichen auch die literarische Reihe der mittelalterlichen Quellen von Grund auf gefälscht sein. Dann muß also auch der Bestand dieser literarischen Quellengattung (Chroniken) gewisse charakteristische Merkmale aufweisen, die die künstliche Geburt verraten. Das ist im hervorragendem Maße der Fall. Solche in Frage kommenden verräterischen Merkzeichen bestehen zum Beispiel in Widersprüchen der

Quellen untereinander, und zwar in bewußt angelegten absichtlichen Widersprüchen. Beispiele dieser Taktik habe ich in der *Fälschung deutscher Geschichte* zur Genüge angeführt. Die herkömmliche Kritik freilich erblickt in solchen Verstößen und Widersprüchen, ohne Argwohn, lediglich leicht entschuldbare Irrtümer und Versehen, die der Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit der Chronisten zur Last zu legen wären. Solche Erklärung klingt in ihrer unbestimmten Allgemeinheit durchaus annehmbar, und es fällt mir nicht ein, von mittelalterlichen Chronisten zu verlangen, daß sie sich niemals irren oder niemals nachlässig arbeiten sollen. Irren war auch im Mittelalter recht menschlich. Nehmen wir nun aber die einzelnen „Irrtums"-Fälle unter die kritische Lupe, so machen wir fast ausnahmslos die überraschende Entdeckung, daß gar kein Irrtum und Versehen vorliegt, sondern der Chronist mit voller Absicht Widersprechendes und anscheinend sogar Unsinniges berichtet.

Vergessen Sie nicht, rufen mir die Historiker zu, daß viele derartige Fehler und Widersprüche sich aus dem Parteistandpunkte der Chronistenschreiber erklären lassen. Nichts scheint einleuchtender als diese Erklärung. Ein Parteischriftsteller kann allerdings aus Liebe zu seinem Helden oder zu einer bestimmten Sache die Ereignisse modifizieren, aber die Historiker vergessen, daß solche Modifikationen im wirklichen Leben ihre Grenzen haben! So ein Parteischriftsteller versteht allerdings die Kunst, eine Niederlage in einen halben Sieg, ja in einen vollständigen Sieg zu verwandeln und die Charaktereigenschaften des Gegners in allerschwärzesten Farben zu malen. Aber ein Parteischriftsteller, der Ereignisse seiner Zeit behandelt, die also allen Zeitgenossen bekannt sind, wird sich hüten, aus Parteinahme beispielsweise den Ort einer allbekannten Schlacht willkürlich zu verlegen oder gar ein angeblich zeitgenössisches bedeutendes Ereignis sich einfach aus den Fingern zu saugen. Er würde mit solchen Manipulationen seiner Sache nicht nützen, sondern schaden und sich überdies selbst lächerlich machen. Die Modifikation der Ereignisse bei einem Parteischriftsteller hat also im

wirklichen Leben Grenzen! In der gefälschten Überlieferung freilich braucht der angebliche Parteimann solche Grenzen nicht zu respektieren; hier kann er der Mitwelt die faustdicksten Lügen und Märchen auftischen. Im Schattenreich der Dichtung nimmt kein „Mensch" Anstoß daran!

Man merke also wohl: Es kommt bei den Chronikenschreibern immer auf den berichteten konkreten Einzelfall an. Dieser muß daraufhin untersucht werden, ob ihm wirklich ein „Versehen" oder Absichtlichkeit zugrunde liegt. Mit allgemeinen Redensarten wie: „Dieser Schriftsteller arbeitet nun einmal gerne ‚nachlässig'" wird nichts ausgerichtet.

Wunderliche, ja magische Dinge ereigneten sich bei den mittelalterlichen Menschen, wenn sie Chroniken schrieben. Irren ist, wie gesagt, so menschlich wie Essen und Trinken. Zwei Menschen und gleichzeitige Chronikenschreiber, nämlich Nithard und der sogenannte Astronomus sollen angeblich zu Zeiten Ludwigs des Frommen auf unserem Planeten gelebt haben. Beide „Zeitgenossen" berichten in ihren Werken auch über die Lebensdauer Ludwigs. Der Zeitgenosse Nithard hat das Pech, daß er sich über Ludwigs Lebensjahre „irrt". Warum sollte ihm ein Irrtum nicht mal unterlaufen sein, beruhigen uns die Historiker. Schön. Nithard irrte sich also, als er statt der richtigen 62 Lebensjahre Ludwig 64 Jahre beilegte. Aber nun ereignet sich das magische Wunder: aus Sympathie nämlich „irrt" auch der Zeitgenosse Astronomus haarscharf mit dem nämlichen Resultat! Auch er meldet falsch: 64 Jahre Ludwigs! Zwei Zeitgenossen irren sich übereinstimmend. Fast sollte man annehmen, solche Zeitgenossen hätten Witterung von den Irrtümern anderer Leute besessen. Der Astronomus irrte sich noch ein ander Mal. Eine Versammlung der Bischöfe zu Aachen setzt er zum Jahre 837; es gehört aber „richtig" zum Jahr 836. Ein anderer, *„der sonst so genaue Prudentius"* diesmal, hat magische Witterung und macht denselben Fehler, *„diese Synode um ein Jahr später anzusetzen"*. (Siehe Meyer v. Kronau, *Nithards vier Bücher Geschichten,* 1866, Anmerkung 73.)

So also sehen die kleinen, unschuldigen Versehen mittelalterlicher Chronisten aus, wenn man sie bei Licht betrachtet.

Über die bedenklich nahe an Verrücktheit rührende Geistesbeschaffenheit der Nekrologienschreiber wollen wir uns hier kurz fassen. Diese Leute hatten die Gepflogenheit, in ihren Totenbüchern die Sterbetage eines Abtes usw. anzumerken, um am Wiederkehrtage der Toten im Gebete zu gedenken. Wie machten sie nun ihre Eintragungen? *„Besonders häufig ist es, daß die Namen einen Tag vor oder nach dem Todestage eingetragen sind, nicht selten sind sie auch um eine Woche, einen Monat verrückt."* Ich kann mir nicht helfen und muß erklären: solche Namensverrückung ist wirklich eine Verrücktheit. Ich darf das ruhigen Gewissens erklären, denn die Fachleute haben sogar die Entdeckung gemacht, daß sich auch irrige Einträge in den Totenbüchern finden, *„die ganz willkürlich gemacht erscheinen."* Unsere Fachleute haben den grenzenlosen Mut, hier von *„Nachlässigkeit der Schreiber"* zu reden. Wenden wir uns von solcher Weltfremdheit ab!

Ein ebenfalls mißglückter Erklärungsversuch Heimpels zwingt mich, die mittelalterlichen Registerschreiber etwas vorzunehmen. Heimpel meint nämlich, viele Fehler und Lücken in den Registern (der Päpste) fänden darin eine zureichende Erklärung, daß die Einträge nach Konzepten gemacht wurden. Wenn ich gestehe, daß ich ob dieser „Erklärung" geschmunzelt habe, so wird das der Leser nicht so ohne weiteres verständlich finden, vielleicht mein Kritiker selbst nicht. Die Registerspezialisten verstehen mich hier aber sehr gut. Sie führen nämlich einen immer heftiger entbrennenden Kampf unter der Parole: hie Konzept – hie Original! Das heißt, sie sind sich über die Frage, ob bei diesem oder jenem Registerband bzw. Teilregister denn nun nach Konzept oder nach dem Original eingetragen wurde, so uneinig wie Hund und Katze. Wenn der eine Spezialist „beweist": hier ist nach Konzepten eingetragen worden, so rückt der andere mit dem „Beweise" an: im Gegenteil, nach den Originalen sind die Einträge erfolgt! Das Sonderbare an dieser Sache ist, daß beide Teile recht haben, aber immer nur zu 50 Prozent.

Wie gesagt, ich habe geschmunzelt, als ich Heimpels Erklärung vermittels Konzeptvorlage erblickte. Er hat also aus eigener Machtvollkommenheit den gewaltig tobenden Kampf kurzerhand zugunsten der einen Partei „entschieden". Mit anderen Worten: mein Kritiker erklärt ein Problem durch – Problematik!

6. Das Rätsel der mittelalterlichen Rechtsgeschichte

Dieses historische Welträtsel ist eines der interessantesten, aber auch eins der unheimlichsten. Um das recht einzusehen, muß der Leser das betreffende Kapitel der *Fälschung der deutschen Geschichte* nachdenklich durchlesen und sich besonders in die „rechtsstummen" Jahrhunderte versenken. Die mittelalterliche Rechtsgeschichte hat sich vor etwa zwanzig Jahren den Forschern plötzlich als ein gefährliches Pulvermagazin entpuppt. Im fränkischen Altenteil des Rechtsgebäudes erfolgte damals eine gewaltige Explosion, so daß die Rechtswissenschaftler entsetzt auseinanderstoben und seitdem recht betrübt von ferne auf den Trümmerhaufen starren. Den Stand der Dinge auf der Trümmerstätte vermittelt uns eindringlich Krusch in seinen *Neuen Forschungen über die drei oberdeutschen Leges: Baiwariorum, Alamannorum, Ribuariorum* (*Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge,* Bd. 20,1927). „Babylonische Methodenverwirrung" soll Schuld an der Explosion tragen. Oberflächlich gesehen stimmt das, aber die Forscher haben vergessen, sich die Frage vorzulegen, welches die inneren und innersten Gründe sind. Die Explosion erfolgte durch Selbstzündung einfach deshalb, weil diese Gesetze, wie sie heute in Handschriften vorliegen, übelgeratene Kunstprodukte aus der großen Fälscherwerkstatt darstellen. In der Tat: Die mittelalterliche Rechtsgeschichte ist erledigt! Kein historischer Doktor Eisenbart vermag diesem Patienten wieder auf die Beine zu verhelfen. Man will das unter den Fachgelehrten noch nicht wahrhaben, aber nur Geduld: Die Einsicht wird sich nicht allzu lange mehr aufhalten lassen.

Wie urteilt doch Krusch über einige rechtshistorische Fachleute? *„Überhaupt kann man seine Freude daran haben, wie Beyerle aus seinem Kopfe heraus ohne jede reelle Unterlage den Faden unentwegt weiterspinnt, immer einen Irrtum auf den andern häufend“* (a.a.O. S. 70). Oder: *„ Über Solms Ausgabe der Lex Ribuariorum habe ich das vernichtende Urteil aussprechen müssen, daß alles, was er über die Entstehung der Lex geschrieben hat, in ein Nichts zerfällt“* (a.a.O. S. 142). Es steht verzweifelt um die Rechtsgeschichte, denn das Fundament, das Krusch aufgemauert hat, wird ebenfalls in sich zusammenstürzen, sobald man mit dem kritischen Hammer der absoluten Methode daran klopft. Das ist gar nicht anders zu erwarten, denn diese Gesetze sind gefälscht, und zwar in recht plumper Art und Weise.

Für eine lange Untersuchung steht hier der nötige Raum nicht zur Verfügung, ich begnüge mich daher, nur einen „genialen“ Fälscherkniff aufzudecken.

Von der Lex Alamannorum existieren in den Handschriften zwei Gesetzesformen: die Hlothariana und die Lantfridana, die im Inhalt ungefähr(!) übereinstimmen. *„Die eine trägt den Namen des Frankenkönigs Chlothar an der Spitze und ist das Erzeugnis einer fränkischen Reichsversammlung, die andere die des Alamannenherzogs Lantfrid … und ist laut Eingang in einer alamannischen Stammesversammlung zum Beschluß erhoben worden.“* (Krusch, a.a.O. S. 107) Uns fällt hieran auf, daß diese „beiden“ Gesetze *„ungefähr im Inhalt übereinstimmen“*, aber zwei verschiedene Gesetzgeber haben sollen. Die zünftige Rechtsforschung nahm auch im Gegensatz zur obigen Meinung von Krusch an, daß beide Gesetze, eben weil sie übereinstimmen, eins wären und daß dies eine Gesetz daher *„auch nur einen einzigen Gesetzgeber haben könnte“*. Entweder Chlothar oder Lantfrid!

In der Tat liegt hier der Hase im Pfeffer. Es handelt sich um ein und dasselbe Fabrikat aus der Fälscheraktion, nur waren sich die Fälscher bei dieser Fabrikation aus verschiedenen Gründen nicht klar, von welchem der beiden Herrscher (Chlothar oder Lantfrid) sie das Gesetz als dem Gesetzgeber ausgehen lassen

sollten. Sie mußten wieder einmal lavieren, und wieder griffen sie zur bewährten Taktik des absichtlichen Widerspruchs und Dunkelmunkels. Doch diesmal trieben sie es an einer Stelle so offenkundig, daß ein Blinder die Sachlage mit dem Stocke herausfühlt: sie schmissen Chlothar und Lantfrid zusammen in einen Topf! Sie schufen einen Menschen mit zwei Gesichtern! Sie fabrizierten ein mythisches Doppelwesen! Und zwar folgendermaßen:

Die Handschrift A9 zeigt vier Bildnisse von Personen. (Siehe Faksimile auf Tafel 8 am Schluß des oben zitierten Aufsatzes von Krusch.) Darunter links oben eine jämmerlich gezeichnete Gestalt, versehen mit daneben stehender Inschrift: *Lodh: anrirex dux Alamannorum.* Diese Inschrift ist ein zusammengewürfelter Mischmasch aus *Chlotharius rex* und *Lantfrid dux Alamannorum.* Die fragliche Figur stellt also demnach den Doppelmenschen Lodhanri = Chlothar und Lantfrid dar. Der absichtliche Widerspruch diesmal zur Abwechslung bildlich gedacht! Mag der Leser dieser Handschrift später selbst herausfinden, wen ich mit diesem Lodhanri meine, dachte der pfiffige Zeichner. Krusch meint *„schon das lang herabwallende Haar verrät, daß der Maler den König und nicht etwa den Alamannenherzog Lantfrid hat darstellen wollen. Der Zusatz „dux Alamannorum" auf der Inschrift ist also eine schlechte Interpolation eines Schreibers …"* Eine sehr schlechte „Interpolation" allerdings! Aber der „Interpolator" hat durchaus nicht nur den Zusatz *dux Alamannorum* angehängt, wie es Krusch hinstellt, er hat bewußt im Anfang schon durcheinandergewürfelt, nämlich *Chlothar* und *Lantfrid* in den Unsinn *Lodhanri*! Daß hier nicht etwa „Versehen" vorliegt, sondern Absicht waltet, bezeugt zum Überfluß noch eine Stelle im Text dieser Handschrift. Hier im Text steht nämlich auch: *temporibus Lodhanri rege.* Also nochmals der Doppelmensch Lodhanri.

7. Das Itinerar-Rätsel

Daß die vielen Unstimmigkeiten der sogenannten Königsitinerare nicht etwa nur leicht zu verbessernde Schönheitsfehler

sind, sondern daß sie sich zu einem großen historischen Welträtsel verknoten, diese Erkenntnis hat den Historikern große Überraschung und Verlegenheit bereitet. Gegen die von mir erbrachte Lösung dieses Rätsels sträuben sie sich mit aller Macht, wissen sie doch nur zu genau, was die Anerkennung meiner Lösung in Hinsicht auf die wahre Natur der mittelalterlichen „Geschichte" bedeuten würde. Was es mit den Itineraren für rätselhafte Bewandtnisse hat, darüber kann der Leser in den *Neuen Beweisen* Aufklärung finden. An dieser Stelle sollen nur einige nicht gerade von tiefer Einsicht zeugende Bemerkungen meiner Kritiker über das Itinerarproblem abgefertigt werden.

Wir haben alle in der Schule gelernt, daß die mittelalterlichen Kaiser und Könige auf ihren Rossen beständig die Lande durchreisten, daß sie auf ewiger Wanderschaft von Stadt zu Stadt, von Pfalz zu Pfalz unterwegs waren. Warum diese ewige Wanderung der Könige im Mittelalter? Auch darüber erhielten wir in der Schule Aufklärung: die Herrscher hatten keinen festen Wohnsitz, wurde uns bedeutet. Das leuchtet ein. Wer keinen festen Wohnsitz hat, muß ja wohl oder übel herumziehen, sagten wir uns. Wir gaben uns also zufrieden, beachteten aber in unserer Zufriedenheit nicht, daß die Kernfrage des ganzen Problems erst noch zu stellen und zu beantworten war. Die Frage nämlich: Warum hatten denn diese Herrscher während des ganzen Mittelalters keinen festen Wohnsitz?? Kein Geschichtsprofessor hatte sich diese Frage jemals vorgelegt. Warum grübeln? Die „Geschichte" lehrte ja, daß es „tatsächlich" im Mittelalter sich so verhielt.

Ich habe in den *Neuen Beweisen* gezeigt, daß diese angebliche Tatsache des Mangels eines festen Wohnsitzes und damit einer festen Residenz ein Märchen ist. Dies Märchen stammt selbstverständlich aus der spätmittelalterlichen Fälscherzentrale, wurden aber nicht zur Ergötzung der nachkommenden Geschlechter erdacht, sondern aus dem Zwang der Notwendigkeit geboren. Aus mehr als einem fälschungstaktischen Grunde *mußten* die mittelalterlichen Kaiser und Könige auf die ewige Wanderschaft

derschaft geschickt werden. Gott sei Dank haben diesmal die Fälscher, durch die heikle Natur der Sache genötigt, eine Arbeitsweise anwenden müssen, die so plump und ungeschickt ist, daß sie sich auf den ersten kritischen Blick ganz von selbst verrät. Sie arbeiten diesmal mit dem absichtlichen Widerspruch so offenkundig, daß zum Beispiel die in diesem Heft erwähnte Feiertagstabelle den ganzen Schwindel ihrer Itinerare allein schon aufs schönste enthüllt. Mit Recht lautete demnach das Ergebnis meiner Untersuchung: Die „historische Tatsache" der ewigen Wanderschaft der Könige, ihrer Residenzlosigkeit sowie überhaupt einer fliegenden Reichsregierung während aller mittelalterlichen Jahrhunderte ist eine Lüge. In Wahrheit haben auch die Herrscher des Mittelalters einen festen Wohnsitz und damit festen Residenzsitz gehabt. (Reisen unternahmen sie natürlich auch!)

Als mein Kritiker Heimpel das gelesen hatte, entrangen sich zuerst die Worte: *„Hier wird denn doch der Unsinn zur Methode"* seinem Munde, aber dann wurde er heiter gestimmt: *„In einem uns unbekannt gebliebenen Schlosse sitzt Kammeiers König inmitten einer garantiert echten Registratur."* Dieser Gedanke belustigte ihn so, daß er sich vor Lachen ausschütten wollte. Der König in einer festen Residenz?! Solcher „Unsinn" war noch von keinem Menschen erdacht worden. Direkte Unnatur, solcher Gedanke! Ein mittelalterlicher Herrscher mit einer festen Residenz?! Eher fließt noch der Rhein die Alpen aufwärts!

Das fröhliche Lachen eines heiter gestimmten Menschen sollte man eigentlich nicht stören, ich will deshalb meinen Kritiker auch nur eben kurz unterbrechen, damit er weiterlachen kann. Mir ist da eingefallen, daß damals im residenzlosen Mittelalter eine Kategorie von Herrschern lebte, die römischen Päpste nämlich, die ja auch wohl *„ganz selbstverständlich und natürlich"* dauernd auf der Wanderschaft begriffen waren!! Oder sollte ich mich da vielleicht gar irren?? Lauthals erschallt wirklich das Gelächter meines Kritikers von neuem. Die Päpste ohne feste Residenz? Die Kurie auf immerwährender Wanderschaft!! Solchen Unsinn

hat noch kein Menschenhirn ausgedacht. Hier wird denn doch der Unsinn zur Methode, ruft Heimpel. Die Päpste auf Wanderschaft – ha! ha! Nun wollen wir aber die Heiterkeit des Kritikers fürderhin ihren Lauf lassen und uns inzwischen die Sachlage einmal ernst überlegen.

Also: Was Heimpel bei den Päpsten so natürlich findet, das findet er bei den Kaisern und Königen unnatürlich! Meinen ergebensten Respekt vor diesem logischen Dualismus (um keine treffendere Bezeichnung zu gebrauchen). Dabei hätten gerade die Päpste tausendfältige Ursache gehabt, beständig von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Kloster zu reiten, denn wie männiglich bekannt, gab es nicht nur täglich Zwistigkeiten unter der Geistlichkeit zu schlichten, sondern galt es auch etwa alle zehn Jahre eine Anzahl Klöster zu „reformieren". Arbeit also für den wandernden Papst in Hülle und Fülle. Aber siehe da: die Päpste hatten ihre feste Residenz – in Rom bzw. in Avignon. Und sie wußten, warum eine feste Residenz (Regierung) zweckmäßig und wozu sie nützlich war. Die Kaiser und Könige sahen so etwas mal wieder nicht ein; sie waren eben – Analphabeten und Dummköpfe! Das ist das Wunderbare: Während des ganzen Mittelalters hatte die Vernunft ihren Wohnsitz jenseits der Alpen in Rom aufgeschlagen. Ansonsten behauptete in Europa die Unvernunft das Feld. Beugen wir mitsamt den Historikern unser Haupt unter diese „Tatsache".

Verhehlen kann ich jedoch nicht, daß ich und viele meiner Leser nunmehr ungemein heiter gestimmt sind. Verdanken wir doch meinen Kritikern die wertvolle Erkenntnis, daß meine Ergebnisse unangreifbar und unwiderlegbar sind. Heimpel redete zwar noch von Unsinn; ein neuerer Kritiker (im *Literarischen Zentralblatt* 1936, S. 656) hat bereits herausgestellt, daß ich „Halbwahrheiten" bringe. Ich darf also Mut schöpfen. Nur Geduld; über kurz oder lang werden sich die Halbwahrheiten als volle runde Wahrheiten entpuppen.

TEIL 3

Rätsel Rom im Mittelalter

EINLEITUNG

Der Humanismus als Kulisse der Fälschungsaktion

Das vorliegende Heft bietet eine Fortsetzung meiner früheren Arbeiten über die spätmittelalterliche universale Fälschungsaktion. (1. *Die Fälschung der deutschen Geschichte; 2. Neue Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte;* 3. *Die historischen Welträtsel.* Alle drei Werke erschienen im Verlag Adolf Klein, Leipzig.)

Meine Beweisführung, die auf unbedingt sicherem Fundament, nämlich auf der absoluten Methode fußt, hat nicht verfehlt, viele Leser meiner Schriften von der Tatsache, daß eine gewaltige Geschichtsfälschungsaktion am Ende des Mittelalters stattgefunden hat, zu überzeugen. Die vielen historischen Welträtsel im mittelalterlichen Überlieferungszeitraum finden nur eine Lösung: eben die Tatsache der Fälschungsaktion. Die Geschichte aller mittelalterlichen Jahrhunderte wurde systematisch und von Grund auf durch Rom umgefälscht; an diesem Endergebnis meiner Untersuchungen zweifeln viele Leser nun nicht mehr. Aber eine sehr wichtige und brennende Frage steht bis jetzt noch unbeantwortet vor meinen Lesern. Es ist die Frage nach dem Anlaß jener römischen Aktion. Ein so ungeheures Fälschungsunternehmen muß doch eine zwingende Ursache gehabt haben. Gründe schwerwiegender Art müssen vorgelegen haben, als sich Rom zur Durchführung jenes überaus kostspieligen und schwierigen Unternehmens entschloß. Für jene gewaltige Aktion muß eine gewaltige Ursache als auslösendes Moment wirkend gewesen sein. Aber was war die Ursache? Besteht überhaupt die Möglichkeit, die Beweggründe für jene Aktion zu ermitteln? Darf man vielleicht vermuten, die gesuchten Beweggründe an

den Spuren zu entdecken, welche die Tätigkeit der Fälscher in der neu fabrizierten Überlieferung trotz aller Vorsicht hinterlassen hat? Zur Beantwortung aller dieser Fragen wurden vom Verfasser Untersuchungen angestellt, deren Ergebnisse in diesem Hefte vorgelegt werden.

Nicht nur die Ursache der Aktion liegt unter einem dichten Schleier verborgen, auch die Aktion selbst spielte sich im Schatten einer sehr geschickt aufgebauten Kulisse ab. *„Die universale Geschichtsfälschungsaktion geht in der Gestalt der Geistesbewegung einher, die wir mit dem Namen Humanismus (Renaissance) belegen. Beide Bewegungen (Fälschungsaktion und Humanismus) sind eins."* Mit dieser Formulierung habe ich in meinem Buch *Die Fälschung der deutschen Geschichte* aus den dort angeführten Gründen den Zeitpunkt der Aktion an die Schwelle der Neuzeit gelegt und gleichzeitig die sogenannte humanistische Bewegung als die nach außen hin in Erscheinung tretende harmlose Kulisse des Fälschungsdramas gekennzeichnet. In dem langen Zuge der Humanistengenerationen des 15. Jahrhunderts ziehen die verkappten Akteure des Dramas: die Leiter, Organisatoren und Handlanger, die Wissenden und die ahnungslosen Helfershelfer an unserem Auge vorbei. Der Humanismus ist nicht, wie es den Anschein hat, eine beschauliche Angelegenheit innerhalb der spätmittelalterlichen Studierstuben, nicht bloß eine gelehrte Sache weitabgewandter Bücher- und Wissenschaftsliebhaber, der Humanismus ist vielmehr seiner Entstehung und seiner Aufgabe nach eine eminent kirchen- und profanpolitische Bewegung. Der Humanismus stellt den Versuch dar, ein weltpolitisches System, nämlich die römische Hierarchie, auf dem Untergrunde von Papier und Tinte zu errichten. Er stellt den Versuch dar, einen geistigen Organismus, nämlich die Kirche, statt mit lebendigem Herzblut mit Tinte zu speisen und am Leben zu erhalten. Und dieser wahnwitzige Versuch ist geglückt! Aber wie kann es möglich sein, daß Papier und Tinte den haltbaren Untergrund und das ideelle Kraftwerk einer geistigen Weltmacht abgeben? Das Ungeheuerliche wird dann und dadurch möglich, daß Perga-

ment und Tinte in der Form von „Geschichte“ dargeboten werden. „Geschichte“ und „Überlieferung“ als geheiligte „Tradition“ sind der Wunderquell, aus dem die Romkirche ihren Lebenssaft schöpft. Aber die Geschichte muß auch die Eigenschaft der „Tradition“ haben, und diese Tradition muß ganz bestimmte Tendenzen verkünden, sonst kann man Geschichte und Tradition nicht gebrauchen. Man kann und konnte einstmals nur eine Geschichte brauchen, die etwas „bewies“, die ganz bestimmte Tatsachen, Lehren und Anschauungen bewies. Eine Geschichte, eine Vergangenheit, die das Geforderte nicht bewies, die vielleicht Gegenteiliges und Unerwünschtes bewies, konnten die Fälschergenossen nicht brauchen. Zeigte sich nun die Vergangenheit leider Gottes neutral oder sogar widerspenstig, so mußte sie in Korrektur genommen werden; sie mußte so bearbeitet und zurechtgestutzt werden, daß sie wirklich „bewies“, was nun einmal durch ihre Hilfe bewiesen werden sollte. Rom brauchte die Geschichte für seine Theologie; und da sich die wirkliche Geschichte des Mittelalters als für die angestrebten Zwecke durchaus untauglich erwies, so wurde sie kurzerhand ausgelöscht und durch eine „Überlieferung“ ersetzt, die den gestellten Forderungen gehorsamst nachkam. Die „Geschichte“ wurde die Magd der Theologie, ja sie verwandelte sich direkt in Theologie. Man kann den Tatbestand auch mit umgekehrter Formel kennzeichnen: Theologie ist Geschichte!

Mit dieser Formel haben wir nun bereits auf die versteckte Ursache der geschichtlichen Fälschungsaktion hingedeutet. Wir gewahren in weiter Ferne Anzeichen dafür, daß die Ursache gleichsam im Wesen und Kern der römischen Kirche weiterschlummert. Wie das zu verstehen ist, werden die Ausführungen dieses Heftes klarlegen.

1.

Das religionspsychologische Rätsel des babylonischen Exils der Kirche

Warum ist die Geschichte des Mittelalters gefälscht worden? Wäre ich als Geschichtsforscher Relativist, so würde ich mich nun, um die versteckte Ursache der Aktion ausfindig zu machen, auf die Suche nach Akten begeben. Was nicht in den Akten steht, existiert bekanntlich nicht als historisches Faktum in der Welt – sagen die Historiker. Das stimmt auch, betreffs wirklicher (unverfälschter) Geschichte nämlich. Aber im Überlieferungszeitraum der gefälschten mittelalterlichen Geschichte verliert dieser Satz seine Gültigkeit; in den Bezirken gefälschter Historie herrschen andere Gesetze, sind andere Maßnahmen erforderlich, um die Wahrheit zu finden. Denn das Wesen gefälschter Historie äußert sich gerade darin, daß die „Akten" gefälscht sind. Gar annehmen zu wollen, über die heimlichste aller heimlichen Tatsachen der Geschichtsfälschungsaktion, das heißt über die Ursache des Unternehmens, schön angelegte Aktenstücke in den Archiven aufstöbern zu können, das wäre reichlich naiv gedacht. Der Akten-Beweis scheidet also für unser Thema völlig aus. Die relativistischen Historiker werden angesichts solcher fatalen Sachlage die Achsel zucken, die Hände resigniert in den Schoß legen und uns versichern: in diesem Falle kann man nichts unternehmen, ohne Aktenbasis ist jede Suche nach der Ursache der Aktion aussichtslos.

Nun ist es allerdings klar: eine Basis für die Untersuchung muß vorhanden sein. Ganz ohne Unterlage, in freier Luft, kann nur die Phantasie Spazierengehen; der kritische Geist dagegen muß einen festen Boden unter den Füßen haben. Auch meine Untersuchungen über den Anlaß der Aktion müssen sich irgendwo und irgendwie auf der Ebene einer objektiv gegebenen Realität bewegen. Mögen mir die Historiker auch immer bereitwilligst meine angeblich *„monströsen Behauptungen"* vorhalten, ich kann ihnen – wenn sie es selbst noch nicht gemerkt haben

sollten – versichern, daß ich mindestens ebenso kritisch und unerbittlich objektiv denke wie sie. In ihrer absoluten Neuartigkeit mögen meine Behauptungen manchem Ohre monströs klingen, doch man darf versichert sein, daß ich kein Ergebnis aufstelle, das nicht durch das Feuer härtester Kritik hindurchging. Die Relativisten gebärden sich zwar so, als herrsche in dem Ofen ihrer herkömmlichen Vergleichskritik eine ungeheuer große „kritische" Hitze, die am historischen Untersuchungsmaterial alle unechten Bestandteile dahinschmelzen lasse; aber dies kritische Hitzegefühl beruht, wie ich gezeigt habe, auf purer Einbildung. Wer Echtes von Unechtem scheiden will, muß notgedrungen die blinde Vergleichskritik verabschieden und sich der absoluten Methode bedienen. Diese Methode, deren Wesen bekanntlich in der Konfrontierung des historischen Materials mit der lebendigen Erfahrung besteht, wird auch in den folgenden Untersuchungen angewandt werden.

Oben wurde gesagt: Akten, die uns über die Ursache der Fälschungsaktion Klarheit verschaffen könnten, werden wir vergeblich aufzustöbern hoffen. Nichtsdestoweniger gibt es Möglichkeiten genug, der tief verborgenen Ursache auf die Spur zu kommen: Diese Möglichkeiten stecken in der Quellenmasse der gefälschten Überlieferung. Da die Fälschungsaktion zeitlich in der Epoche von etwa 1400 bis 1500 stattfand, so müssen die Ursachen der Aktion zeitlich unmittelbar vor der Aktion wirksam gewesen sein. Das heißt, die Ursachen müssen in der (gefälschten) Geschichte der Zeit von etwa 1300 an gesucht werden. Meine Aufgabe besteht also darin, den Scheinwerfer der absoluten Kritik auf die Geschichte um das Jahr 1300 einzustellen.

Ins erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts fällt nach Aussage der Quellen ein kirchenpolitisches Ereignis von einzigartiger Bedeutung. Etwas Merkwürdiges und Ungeheuerliches geschah in der Christenheit: eines Tages nämlich stand der päpstliche Stuhl in der christlichen Welthauptstadt leer! Er stand nach einem Jahre noch leer und blieb sogar viele Jahre, ja Jahrzehnte hindurch leer stehen. Was war vorgefallen? Gab es denn keinen Statthalter

Christi, keinen Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, keinen Papst mehr? Sonderbar, es gab wirklich noch immer einen Papst. Aber die Christenheit sah jetzt den Papst weit ab vom ewigen Rom in einer südfranzösischen Stadt, in Avignon residieren. Was war vorgefallen? Was hatte diesen Wechsel der päpstlichen Residenz verursacht? Man stelle sich vor: der römische Bischof in der französischen Stadt Avignon! War denn so etwas überhaupt vorstellbar? Um Gottes willen, ihr Christenleute, was war eigentlich vorgefallen? Aber fragen wir doch einmal die Historiker nach der Ursache des aufsehenerregenden päpstlichen Wohnungswechsels.

Die Historiker belehren uns: Der am 5. Juni 1305 gewählte Papst Klemens V. hat die Verlegung der päpstlichen Residenz von Rom nach Avignon verschuldet. Klemens war von Geburt Franzose. *„Der Gewählte, der sich* [als Bischof von Bordeaux] *auf einer Visitationsreise befand, nahm die Wahl an; anstatt aber der Bitte der Wähler gemäß nach Italien zu kommen, beschied er dieselben* [nämlich die Kardinale] *zu seiner Krönung nach Lyon … der Papst entschloß sich nach der Krönung, nicht nach Italien zu reisen, sondern in Frankreich zu bleiben. Damit begann die Zeit der Residenz der Päpste in Frankreich, das siebzigjährige Exil, die babylonische Gefangenschaft der Nachfolger Petri …* “ [37] Klemens wollte also nicht nach Rom reisen. Warum nicht? *„Aus Furcht vor den politischen Parteiungen Italiens und aus Vorliebe für Frankreich.*“ Furcht und Vorliebe – für einen so folgenschweren Entschluß, wie die Aufhebung der Romresidenz der Päpste, eine etwas matte Motivation. Der Ansicht sind auch die Historiker. Man forschte daher nach „tieferliegenden“ Motiven und entdeckte solche in der Machtsphäre des damaligen französischen Königtums. König Philipp IV. von Frankreich, genannt der Schöne, soll bei der ganzen Umwälzung als treibende und bestimmende Kraft hinter Klemens V. gestanden haben. Dieser schlaue König wußte Klemens zu bestimmen, im Jahre 1309 seine Residenz in Avignon aufzuschlagen. Letzten Endes hat also schnöde Anwendung von List und Gewalt das babylonische Exil der Kirche herbeigeführt.

Daß die Sache mit dem Residenzwechsel sich so zugetragen habe, wissen die Historiker aus dem Studium der zeitgenössischen Quellen. Ein Zeitgenosse der Ereignisse ist beispielsweise Giovanni Villani; er hat uns über die Vorgänge vor und bei der Wahl Klemens V. höchst anschauliche und detaillierte Schilderungen gegeben, worüber man in A. von Reumonts *Geschichte der Stadt Rom* nachlesen kann.[38] Für die Leser meiner früheren Schriften bedeutet es nun gar keine Überraschung mehr, wenn er betreffs dieser Darstellung des Zeitgenossen Villani folgendes hört: *„Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Giovanni Villani schrieb, wie das Volk damals glaubte, und wie die Regierung Klemens V. und seine unselige Philipp dem Schönen gegenüber bewiesene Schwäche zu bestätigen schienen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Geschichte wenigstens in ihren wesentlichen*[!] *Teilen erfunden ist.“* (R., S. 719) Also, unser Villani hat sich vieles, und gerade alles Wesentliche, aus den Fingern gesogen bzw. es sich von alten Leuten aus dem Volke vorschwätzen lassen; nur in nebensächlichsten Dingen hat er zufällig die Wahrheit erkunden können! Der Leser kennt solche hilflosen „Zeitgenossen“ aus meinen früheren Schriften zur Genüge. Natürlich gibt es nun auch in diesem Falle noch andere Quellen, die anders berichten, Aktenstücke nämlich. Meine Leser kennen auch den Grund dieser Erscheinung der doppelten Buchführung in den gefälschten mittelalterlichen Quellen: die Anwendung des absichtlichen Widerspruchs.

Rom war ohne Papst. Von 1309 bis 1377 genoß das kleine südfranzösische Städtchen Avignon die Ehre, Residenz der Päpste zu sein. Diese „geschichtliche Tatsache“ des sogenannten Exils der Kirche soll nunmehr nach einer bestimmten Seite hin einer kritischen Betrachtung unterzogen werden. Nicht irgendeine der tausend nebensächlichen Fragen und Umstände des avignonesischen Komplexes soll in das Blickfeld der kritischen Aufmerksamkeit gestellt, sondern das Ereignis des babylonischen Exils an und für sich begutachtet werden. Wenn die relativistischen Geschichtsforscher mit ihrer Sanierungsarbeit an den

Bruchstücken der gefälschten Überlieferung zu Ende sind, wenn sie das vernunftbrechende Kunststück glauben fertiggebracht zu haben, aus tausend sich widersprechenden Quellenangaben den jeweiligen historischen „Wahrheitsgehalt" herauszudestillieren, wenn sie befriedigt ihr pseudokritisches Handwerkszeug beiseite legen – dann fangen meine kritischen Operationen überhaupt erst an. Die Historiker erklären also: Das babylonische Exil der Kirche ist ein unzweifelhaft historisches Faktum; bei einem Faktum aber muß man sich und seinen kritischen Argwohn beruhigen. Das Exil der Kirche ist ein quellenmäßig festgestelltes Faktum, welches als solches für eine weitere Kritik sakrosankt ist. Nun fällt aber dieses Faktum in den Umkreis der gefälschten Überlieferung, die sich bekanntlich bis an die Schwelle der Neuzeit erstreckt. Im Gehege gefälschter Überlieferung muß sich aber die kritische Sonde hinabsenken bis an das innerste Mark eines „Faktums". Für mich bedeutet das Faktum des babylonischen Exils – weil im Bezirke gefälschter Geschichte beheimatet – vorerst lediglich eine papierene Angelegenheit, etwas Geschriebenes. Mag man mir auch einen Berg von „Akten" zusammentragen und darauf hindeuten: dieser Aktenberg ist der Zeuge des Faktums des babylonischen Exils, – da weiß ich, daß ich mich im Gehege gefälschter Überlieferung befinde, kann mir auch ein Gaurisankar von beschriebenem Papier vorerst nicht imponieren. Gewiß: Papier und Tinte stellen die objektive Hülle, das Gefäß eines historischen Faktums dar; aber viel mehr als diese Hülle interessiert mich der Inhalt, der ideelle Kern, nämlich das Faktum selbst! Mich interessiert an einem „historischen Faktum" vor allen Dingen seine Eigenschaft als Teilstück ehemaliger lebendiger Erfahrung. Das Faktum gibt sich als Teil ehemaliger lebendiger Erfahrung – ob zu Recht oder zu Unrecht, das ist hier die Frage! Das ist *meine* Frage!

Ich möchte sagen: Es ist die *Seele* eines Faktums, die mich interessiert. Es ist nicht das Außenweltliche, sondern die geistige Hälfte des Faktums, was mich beschäftigt. Auch das Faktum des babylonischen Exils der Kirche untersuche ich nicht – in erster

Linie – als Ereignis der Außenwelt sondern im Hinblick auf seinen geistigen Untergrund. Genauer gesagt: im Hinblick auf die Psychologie der das Faktum verwirklichenden Menschen. Es wird also diesmal nicht Individualpsychologie getrieben, sondern, grob ausgedrückt, Massenpsychologie; es wird Religionspsychologie eines Zeitalters getrieben.

Meine Fragestellung aber lautet: War das babylonische Exil des Papsttums religionspsychologisch möglich?

Betrachte ich mir das „geschichtliche Ereignis" des babylonischen Exils lange und gründlich, so muß ich gestehen: dies Ereignis gibt mir ein einziges religionspsychologisches Rätsel auf. Die Residenz des Oberhirten der Christenheit war also von Rom anderswohin verlegt. Zugegeben, daß politische Macht- und Intrigenmittel eine Verlegung der päpstlichen Residenz von ihrem „angestammten Sitze" erzwingen konnten – wie ist es aber erklärlich, daß der eingetretene „unnatürliche" Zustand sich nicht spontan selbst aufhob, als seine Ursache, die Zwangslage, wegfiel? War überhaupt schon der erste Exilpapst, Klemens V., in einer derartigen Zwangslage, daß er französischen Boden auf keinen Fall hätte verlassen können, wenn er ernsthaft gewollt hätte? Auch die Historiker sind gar nicht dieser Ansicht. Daß Klemens und seine avignonesischen Nachfolger mit Gewalt in Frankreich „gefangen gehalten" seien, behauptet in der Tat kein neuerer Geschichtsforscher. Doch sehen wir von Klemens V. ganz ab. Wie ist es zu erklären, daß auch die nachfolgenden Päpste nicht sofort nach dem ewigen Rom zurückkehrten, als wirklich keine Rede mehr davon sein konnte, daß brutale Gewalt sie in Avignon gebannt halte? Die Päpste hätten jederzeit Avignon verlassen können – wenn sie nur gewollt hätten. Warum kehrten sie denn nicht nach Rom zurück? Bedenken Sie, wirft man mir vor, auch die auf Klemens folgenden Päpste waren von Geburt Franzosen. Es ist doch wohl verständlich, beteuert man mir, daß französische Päpste, auch ohne zwangsweise zurückgehalten zu sein, keine echte Veranlassung fühlten, ihrem schönen Vaterlande den Rücken zu kehren. O nein, das ist ganz und gar nicht so verständlich!

Diese Männer waren zwar Franzosen, aber keine beliebigen französischen Privatpersonen; diese Franzosen waren – Päpste!! Sie waren nach ihrer Wahl keine französischen Privatpersonen mehr, sondern die Oberhäupter der christlichen Kirche! Und das gerade ist das Sonderbare und Rätselhafte: daß diese französischen Häupter der Kirche in ihrem christlichen Gewissen den Stachel der Unnatur ihres Exils so wenig gefühlt haben, daß sie in voller Unbekümmertheit zu Avignon dahinlebten, als gäbe es keine ewige Weltstadt Rom mit den Altären der Apostelfürsten!

Damit stehen wir unmittelbar vor dem avignonesischen Zentralproblem. Es ist, wie wir bereits erkennen, religionspsychologischer Natur. Wer in aller Welt vermag es, das große Rätsel zu lösen, daß diese Päpste nichts darin fanden, einen der wichtigsten und heiligsten Traditionssätze ihrer Kirche zum alten Eisen zu werfen? Verkündete nicht eine mehr als tausendjährige heilige Tradition die Lehre: Der Stuhl des Oberhirten der Christenheit steht zu Rom?! War nicht diese Tradition die „granitene Basis", auf der der ganze Bau des römischen Papsttums lastete? Wie? frage ich: War es nicht Tradition und heilige Überzeugung der alten frommen Kirchenväter und aller früheren Päpste, daß die Würde des Primats durch göttlichen Beschluß unlösbar mit der *Sedes Romana,* das heißt mit der Romresidenz verbunden sei? Allerdings, in der „Geschichte" des Mittelalters ist kein Glaubenslehrsatz mit so viel Eifer und Überzeugung verkündet und den Gläubigen ins Gewissen gebrannt worden als der Satz vom Primat des römischen Bischofs und – der Satz von der *Sedes Romana*! *„Unlösbar war die Idee des Papsttums an Rom geknüpft: auf der Nachfolge des Apostelfürsten, des ersten römischen Bischofs, beruhte alles, was Recht und Anspruch der Päpste war. Sich dauernd von Rom zu trennen, hieß die heilige Wurzel ihrer Gewalt abschneiden"*, sagt Hauck.[39] und doch ließen es sich die Päpste siebzig Jahre lang fern von Rom in Avignon recht wohl sein. Wer erklärt dies Rätsel? Ruhig schliefen die Exilpäpste in ihrer Burg zu Avignon, als gäbe es kein Rom, als gäbe es keine verpflichtende Tradition, wo-

nach auf göttlichen Befehl hin der Stuhl des christlichen Oberhirten auf dem Grabe des Apostelfürsten in Rom errichtet war. Gregorovius glaubt zwar annehmen zu können: „*Der Schatten der verlassenen und trauernden Roma erschreckte die Ruhe jedes Papstes im Palast zu Avignon, denn die Überzeugung, daß Rom das heilige und rechtmäßige Haupt der christlichen Welt sei, war in der Menschheit unzerstörbar fest verwurzelt.*“ [40] Aber mit den Schreckensträumen und mit der angeblichen Beunruhigung ihres christlichen Gewissen muß es bei den avignonesischen Päpsten kaum weit hergewesen sein, blieben sie doch trotz der Angstträume seelenruhig im Exil. So soll beispielsweise einer von ihnen, Johann XXII., nach seiner Wahl geschworen(l) haben, „*nie ein Pferd zu besteigen, ehe er nicht nach Rom ginge; er ging zu Schiff nach Avignon*[!]*, und er stieg nie zu Pferd.*“ (Gr. IV, S. 186, Anmerkg. 2) Wer erklärt es, frage ich noch einmal, daß diese Päpste mit einer Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit ohnegleichen in einem der wichtigsten Punkte der heiligen Tradition so ungemein geringschätzend denken konnten? Wie ist es nur zu begreifen, daß diese Päpste mit größter Gleichgültigkeit selbst die Axt an die geistige Wurzel ihrer Gewalt legten?

Je länger man das avignonesische Problem betrachtet, desto rätselhafter erscheint es. Denn nicht nur die gleichgültige Einstellung der kirchlichen Oberhirten gegen die Tradition von der *Sedes Romana* ist ein unlösbares Rätsel, auch das Verhalten der breiten Masse der Christenwelt hinsichtlich des Exils der Kirche bietet religionspsychologisch ein gerüttelt Maß von Fragwürdigkeiten. Was sagten die Christen zu der Tatsache, daß nun plötzlich der Papst nicht mehr in der ewigen Stadt Rom, sondern irgendwo in Frankreich residierte und von dort aus die christliche Kirche leitete? Rief es aus der Christenheit von Italien, England, Deutschland her bis gen Avignon: Weh, ihr Päpste!? Trat die Christenwelt in mächtiger Phalanx den wider die heiligste Tradition sündigenden Kirchenherrschern in Avignon entgegen, um ihnen ihren Unwillen kundzutun und mit aller Energie zu begehren, sie sollten sich unverzüglich wieder nach Rom bege-

ben, wo nach Gottes Ratschluß ein für allemal der Stuhl Petri aufgestellt sei? Wir lauschen gespannt auf den gewaltigen Chor dieser mahnenden Christenstimmen und – sind aufs höchste erstaunt, von dem erwarteten Chorus überhaupt nichts zu hören! Die Christenheit schwieg und dachte nicht daran, sich über die Verlegung der Residenz ihrer Oberhirten nach irgendwohin aufzuregen! Nur ganz vereinzelt ertönte ein dünnes Stimmchen und erhob sich zumeist auf den Flügeln des Gebetes zu Gott, er möge das verhängte Exil seiner Kirche in Gnaden beenden. Von einem allgemeinen heiligen Unwillen der Christenheit verlautet nichts. Wenn wir den (gefälschten) Quellen Glauben schenken wollen, so ist es merkwürdigerweise eine Frau gewesen, die den pflichtvergessenen avignonesischen Päpsten gegenüber den Mut fand, ihnen *„gehörig die Meinung zu sagen"*. Diese Frau war die Dominikanerin Katharina von Siena; und das Merkwürdigste an dieser Frau ist, daß sie zu den verschwindend wenigen in der Christenheit gehörte, die überhaupt an dem Exil des Papsttums Anstoß nahmen. Denn, wie gesagt, die Masse der Christen war weit entfernt davon, sich über den Wohnungswechsel der Päpste irgendwie aufzuregen.

Der Überlieferung nach hat Katharina unermüdlich Briefe nach Avignon geschrieben des Inhalts, der Papst möge doch um Gottes willen in „seine Stadt" Rom zurückkehren. Auch ein Dichter, Petrarca, sandte vergeblich Briefe über Briefe nach Avignon, in welchen er die Oberhirten auf die Pflicht aufmerksam machte, nicht länger von der heiligen Stätte mit den Gebeinen der Apostelfürsten fernzubleiben. *„Kein Ausdruck ist stark genug, wenn er von Avignon redet … In einer ganzen Reihe von Briefen, die er freilich sorgsam geheim*[!!] *hielt, leerte er die Schale seines Zornes gegen die Stadt, welche dem heiligen Rom die Residenz der Päpste entzogen hatte … Seine stets wiederholten dringenden Mahnungen, Avignon zu verlassen, nahmen die avignonesischen Päpste auf wie fromme Empfindungen eines Dichters, und das mit Recht*[!!]*, denn mehr waren sie in der Tat nicht."* [41] Nun also: Warum die künstliche Aufregung? Es regte sich ja auch sonst kaum eine christliche Seele

über die Verletzung der Tradition von der *Sedes Romana* auf! Einzelne Stimmchen also ließen sich vernehmen, aber kein gewaltiger christlicher Schrei erscholl; kein zu einem tausendfältigen Rufen vereinigter Befehl ertönte, um die Rückkehr der Päpste nach Rom zu erzwingen. Wer erklärt dieses rätselhafte Schweigen? Dachte gar alle Christenwelt: Es ist völlig gleichgültig, wo unser Papst residiert?? Aber wie hätte in der katholischen Christenheit solche unerhörte, frostige Gleichgültigkeit möglich sein können?? Rätsel über Rätsel. Gewinnt es nicht fast den Anschein, als wäre in der Christenheit ein Bewußtsein dafür gar nicht mehr vorhanden, der heilige Petrus habe einst am Tiberstrande den Herrscherstuhl für seine Nachfolger aufgerichtet! Rom? Was ist das eigentlich für eine Ortschaft? muß allem Anschein nach die Mehrzahl der Christen sich neugierig und kopfschüttelnd gefragt haben. Berichten es doch die Quellen selbst: Rom war damals *„kaum noch den Barbaren bekannt"*. (Pa., S. 351)

Ich frage nochmals: Wer in aller Welt vermag es begreiflich zu machen, daß die gesamte Christenwelt das Fernbleiben der Päpste von den Gräbern der Apostelfürsten und damit die Verletzung eines geheiligten Traditionssatzes mit so eisiger Gleichgültigkeit hinnahm? Denn diese Tradition von der göttlich eingesetzten *Sedes Romana,* von der Unlösbarkeit der Primatwürde und der Romresidenz des christlichen Oberhirten bestand doch!! Oder nicht?? Ausdrücklich hören wir von dem Bestehen dieser Tradition in den zeitgenössischen Quellen. Nach dem Tode Klemens' V. wandte sich der Kardinal Napoleon Orsini an König Philipp den Schönen mit einem Schreiben, in dem er aussprach, was die gesamte Christenheit als Glaubenssatz annahm: *„Im Fundament des Glaubens ist der Sitz der allgemeinen Kirche in Rom begründet."* (R., S. 773) Wenn also die Tradition bestand – wer mag es begreiflich zu machen, daß die Christenwelt nicht in heiliger Empörung gegen die pflichtvergessenen Päpste ausbrach? Denn die Christen – und zwar auch die wahrhaft frommen Seelen! – lebten gleichgültig dahin und kümmerten sich

herzlich wenig darum, wo ihre Päpste residierten. Auf die Masse der Christenheit kommt es an; die paar Ausnahmen zählen nicht!

Oder wie? Bestand damals diese Tradition vielleicht noch gar nicht? Mit Beginn des 14. Jahrhunderts urplötzlich aus dem Bewußtsein der Christen verschwinden konnte die Tradition doch nicht! Ich werfe also die Frage auf: Bestand überhaupt diese Tradition damals schon? Ich modifiziere sogar noch meine Frage derart: *„Ist die Tradition von der Union der Primatwürde mit der Sedes Romana etwa erst später, vielleicht zur Zeit der Fälschungsaktion entstanden "* Ist eine solche Annahme statthaft? Warum sollte sie nicht? Aber die Quellen „beweisen" doch, daß die Tradition *„in der Tat"* vorhanden war. Ich entgegne darauf: aber die Tradition war, wie wir gesehen haben, in der Christenheit *„in der Tat"* gar nicht wirksam!

Was scheren uns – im Gehege gefälschter Überlieferung – Tinte und Papier! Auf die „Seele" des avignonesischen Rätselfaktums kommt es an. Auf die Psyche der geschilderten Menschen kommt alles an. Und die Psyche der Christen bleibt ein unlösbares Rätsel – wenn zur avignonesischen Zeit die Tradition von der *Sedes Romana „in der Tat"* schon bestanden haben sollte. Bestand tatsächlich die tausendjährige Tradition als verpflichtender Glaubenssatz, dann wären angesichts der offenkundigen Verletzung in allen Ländern der Christenheit heilige Männer aufgestanden, die eine Sturmwelle der Empörung gegen Avignon verursacht hätten. Genau so, wie einige Jahrzehnte später die Christenwelt wie ein Mann gegen die Verletzung der heiligen Tradition durch das Schisma der Kirche flammenden Protest erhob. Aber nichts dergleichen ereignete sich jetzt; nur in Italien ertönten ein paar Stimmchen gegen Avignon. Die Masse der Christen kümmerte sich um das Fernsein der Päpste von der heiligen Stadt nicht im geringsten. Wie konnte solche eisige Gleichgültigkeit möglich sein, frage ich, wenn die Tradition von der *Sedes Romana* damals (schon) wirklich bestanden hätte? Hier liegt ein religionspsychologisches Rätsel vor, nach dessen Lösung zu fragen

und zu forschen nicht nur „statthaft“ ist, sondern eine kategorische Forderung der Wissenschaft bedeutet. Der Satz nun: wenn ganz ersichtlich die Tradition von der Romresidenz in der Christenheit nicht wirksam war, so war eine solche Tradition nicht vorhanden, – dieser Satz bringt einen Tatbestand zum Ausdruck, aus welchem heraus sich meine obige Frage ganz von selbst ergibt: sollte die Tradition etwa erst später, vielleicht zur Zeit der Fälschungsaktion entstanden sein?

Der Leser tut gut, sich in das hiermit angeschnittene Problem lange und gründlich zu versenken. Er gewahrt hier *die erste Spur der Lösung unserer Frage nach der Ursache der Fälscheraktion*. Auf unserem Forschungswege nach der versteckten Ursache der Aktion werden wir durch das religionspsychologische Rätsel des babylonischen Exils der Kirche in eine ganz bestimmte Richtung verwiesen, der wir nun weiter nachgehen wollen.

Bei der notorischen Gleichgültigkeit der avignonesischen Päpste gegenüber Rom, dem durch Gottes Ratsschluß verordneten Sitze des Papsttums, empfinden wir es als eine Überraschung, daß das Exil der Kirche doch einmal sein Ende fand. Im Jahre 1377 nämlich. Wie gesagt, die Päpste hätten jederzeit nach Rom zurückkehren können, wenn bei ihnen nur der ernstliche Wille zur Rückkehr vorhanden gewesen wäre. Keine brutale Gewalt zwang sie, immer noch in Avignon zu verweilen. *„Die Entscheidung über Bleiben und Gehen lag bei den Päpsten allein.“* (H., S. 672) Aber sie konnten sich eben nicht zur Rückübersiedlung entscheiden. Warum sollten sie auch nach Rom gehen, nicht wahr? Tradition hin, Tradition her! In Avignon lebte es sich auch nicht schlecht. Und alle Christenwelt fand das ganz in Ordnung! Wenn wir den Quellenberichten glauben wollen, dann soll von Benedikt XII. (1334 –1342) „ernstlich geplant“ gewesen sein, den Stuhl Petri wieder nach Rom zu versetzen. *„Allein die ewige Stadt war in jenen Tagen der Schauplatz wildester Leidenschaften und unausgesetzten Blutvergießens: ein Papst hätte dort nicht weilen können.“* (P., S. 71) Wer verstünde es nicht, daß Benedikt da lieber in Avignon blieb – nicht etwa, um vorläufig das Ende des Blutvergießens in

Rom abzuwarten, sondern um sich in Avignon für immer festzusetzen. Er ließ sich nämlich die stolze avignonesische Papstburg, halb Palast, halb Festung bauen. Vermutlich, weil er sich sagte: Das unausgesetzte Blutvergießen im schrecklichen Rom hält ja doch noch einige Jahrzehnte an. Auch Innocenz VI. (1352 –1362) soll dann wieder „*in der Tat*" daran gedacht haben, Rom – wenigstens zu besuchen; „*allein Alter und Kränklichkeit vereitelten den Plan.*" (P., S. 79)

Endlich aber raffte sich doch wirklich ein avignonesischer Papst dazu auf, die geplante Rückkehr nach der ewigen Stadt in die Wirklichkeit umzusetzen. Es war das der heiligmäßige Urban V. (1362 –1370). Auch ihm hatte Petrarca dringende Mahnbriefe geschrieben. Wie beispielsweise: „*Es heißt, Roms Name sei beständig in Eurem Munde. Man sagt, Ihr habt geäußert, Ihr werdet nicht ruhig sein, bevor Ihr Eure Herde dahingeführt habt. Laßt Eure Handlungen Euer Wort bekräftigen. Gedenket des Ruhmes, der Euer harrt, wenn Ihr die lange umherirrende Kirche an den Ort zurückführt, den Gott ihr angewiesen hat.*" (R., S. 943) Und wirklich, Urban reiste ab nach Rom. Als er dann, in Rom angekommen, am Apostelgrabe niederkniete, habe er Tränen vergossen, so wird berichtet, indem er die Worte des Propheten sprach: An den Wassern Babylons saßen wir und weinten, daweil wir Sions dachten. (R., S. 951) Nun also, denkt der Leser: in diesem heiligmäßigen Papste wenigstens ist die heilige Tradition lebendig und verpflichtend gewesen. Und doch muß er gerade an diesem frommen Oberhirten eine gewaltige Enttäuschung erleben.

Diesen heiligmäßigen Mann überkam nämlich nach kurzwährendem Aufenthalte in Rom die Sehnsucht nach seiner fernen Heimat. Und eines Tages erklärte er den bestürzten Gläubigen seinen festen Entschluß, wieder nach Avignon zurückzukehren! „*Weder die flehenden Bitten der Römer und die Mahnung Petrarcas, noch die Drohung der hl. Brigida, daß er sterben müsse, sobald er Italien verlasse, waren vermögend, Urban V. von seinem Entschlusse abzubringen; zum größten Schmerz aller wahren Freunde des Papsttums und der Kirche kehrte er nach Avignon zurück, um dort bald nach sei-*

ner Ankunft zu sterben." (P., S. 80) Es ist ein ebenso merkwürdiges wie interessantes Schreiben, das Urban V. als Abschiedsgruß an die Römer richtete: „*Wir wissen, daß neben anderen Gründen eures Leidwesens ihr die Besorgnis heget, die römischen Päpste, unsere Nachfolger, möchten darauf verzichten, nach Rom zu kommen, wenn sie sehen, daß wir statt eines von euch erhofften bleibenden Aufenthaltes nur kurze Zeit bei euch verweilt haben. Während wir diesen Umstand tief beklagen, erklären wir …, daß weder wir noch … die Kardinäle … während der drei in eurer Mitte und in der Nachbarschaft verbrachten Jahre irgendwie belästigt worden sind … Von dieser Seite würde kein Grund für uns vorliegen, Rom zu verlassen. Aber wir beabsichtigen, unter Gottes Beistand wieder über das Meer zu ziehen, mit der Absicht, der allgemeinen Kirche und dem Lande, wohin wir gehen, Nutzen zu bringen.*" (R., S. 963) Wohl selten hat ein „römischer Bischof" einen Brief geschrieben, der ein so großes Rätsel in religionspsychologischer Hinsicht bietet, wie es dieser Brief tut. An frostiger Gleichgültigkeit betreffs der heiligen Stadt Rom mit den Apostelgräbern kann man sich eine Steigerung überhaupt nicht mehr denken. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß von einer lebendigen Wirksamkeit der Tradition von der *Sedes Romana* bei den avignonesischen Päpsten keine Rede sein kann, Urbans Brief liefert ihn schlagend. Rom?? Romresidenz? Tradition hin, Tradition her! klingt es aus diesen Zeilen. Wohlgemerkt: aus diesen Zeilen eines „*der edelsten und besten Päpste!*" (P., S. 80) Romresidenz des Papstes?? Was hat die mit der christlichen Kirche überhaupt zu schaffen? Gar nichts! – so klingt's aus Urbans Brief. Und weil Rom für die christliche Kirche herzlich wenig zu bedeuten hat, so wollen wir unter Gottes Beistand wieder übers Meer ziehen – schrieb der wahrhaft fromme Papst Urban V. und schüttelte Roms Staub von seinen Schuhen. Ich frage nochmals: konnten die avignonesischen Päpste, konnte ein Urban V., konnte die gesamte Christenwelt so denken, wenn die Tradition damals – schon damals vorhanden gewesen wäre? Petrarca soll beim Empfang der Todesnachricht geschrieben haben: „*Urban wäre unter die ruhmvollsten Menschen gezählt worden, wenn er ster-*

bend sein Bett vor dem Altar St. Peters hätte tragen lassen." (P., S. 80) Aber der heiligmäßige Urban empfand Sehnsucht nach seiner Papstburg in Avignon; Sehnsucht, am angeblichen Altar des Apostelfürsten die Seele auszuhauchen, verspürte er nicht. Dieser fromme Mann dachte wie alle Christenwelt: Rom? Apostelgrab? Tradition? Was kümmert mich das alles? Gar nichts! Im Gegenteil: UBI EST PAPA, IBI ROMA! Wo sich der Papst aufhält, da ist Rom!

Es wird nicht unnötig sein, in diesem Zusammenhang auf folgenden Umstand hinzuweisen. Bei der Betrachtung des avignonesischen Rätselkomplexes handelt es sich nicht etwa darum, daß man vom heutigen Standpunkt aus einen *„direkten Beweis für die Untrennbarkeit des Papsttums von dem römischen Bischofsstuhl aus den Glaubensquellen: Schrift und Tradition*" nicht erbringen kann. Um den Beweis der Richtigkeit dieser Untrennbarkeit hat es sich ebensowenig auch zur Zeit des Exils gehandelt. Auch daß die Kirche diese „Tradition" nicht offiziell als Glaubenssatz „definiert" hat, ändert gar nichts an der Sachlage. Auf das damalige Allgemeinbewußtsein der Christenheit von der „wahrhaftig" gottgesetzten und daher unzerstörbaren Vereinigung der Primatialwürde mit der *Sedes Romana* kommt es an. Auf den mittelalterlichen Allgemein-Glauben kommt es an. Nach den Quellen des Mittelalters soll nun *„in der Tat"* das übereinstimmende Bewußtsein der Gläubigen – im Gegensatz zu den „Ketzern" – die unbedingte Überzeugung von der Untrennbarkeit des Papsttums von Rom vertreten haben. Und eben mit dieser übereinstimmenden Überzeugung steht die Geschichte der Exilpäpste im schärfsten Widerspruch! Denn das Verhalten der Gläubigen hinsichtlich der Verletzung des „allgemeinen Glaubenssatzes", eben die eisige Gleichgültigkeit aller Christenwelt im Hinblick auf die Verletzung der Tradition, beweist, daß jene Tradition nicht lebendig, nicht wirksam war. In diesem krassen Widerspruch offenbart sich das religionspsychologische Rätsel des babylonischen Exils der Kirche. Als fast unmittelbar nach Beendigung des Exils das sogenannte große Schisma, die Spaltung des

Papsttums und der Kirche ausbrach, geriet ob solch „unnatürlichen Zustandes“ die gesamte Christenheit sehr bald in leidenschaftliche Empörung. Diesmal war auch eine heilige Tradition, ein göttliches Gebot verletzt worden, der Glaubenssatz nämlich, daß die Kirche nur einen Hirten, nur einen Papst haben dürfe. Und mit allen Mitteln der Gewalt versuchte diesmal die Christenwelt der verletzten Tradition Genugtuung zu verschaffen. Jedoch das Exil des Papstrums ließ, von den verschwindenden Ausnahmen abgesehen, alle Christenheit völlig kalt. In dieser unbegreiflichen Gleichgültigkeit aber besteht das avignonesische Rätsel.

Einmal fand das babylonische Exil nun doch wirklich sein Ende. Es war im Jahre 1377, als Papst Gregor XI., obwohl auch Franzose von Geburt, endgültig den päpstlichen Sitz nach Rom zurückverlegte. Angesichts der Tatsache, daß die Nachfolger Petri es sich ohne nennenswerte religiöse Gewissensbisse rund siebzig Jahre in Avignon hatten wohl sein lassen, bedeutet diese Wendung der Dinge immerhin eine Überraschung. Zumal, wenn man hört, daß man Gregor gerne in Frankreich zurückgehalten hätte, und auch mehrere Kardinale sich weigerten, dem Papste nach Italien zu folgen. *„Daß der kränkliche und furchtsame Papst dieses Mal dem Andringen seiner Umgebung und des französischen Königs … siegreich widerstand, ist in der Tat aufs höchste zu bewundern.“* (P., S. 89) Doch auch bei Gregor soll es kaum die Beunruhigung des Gewissens über die Verletzung des Glaubenssatzes von der *Sedes Romana* gewesen sein, was ihn nach dem von Gott bestimmten Sitze des Papsttums zurücktrieb. Ganz materielle Dinge sollen es vielmehr bewirkt haben, daß Gregor nach Italien zog: bedrohliche Zustände im Kirchenstaate nämlich. (Gr., VI, S. 449) Der Jubel der Römer beim Einzug des Papstes in ihre Stadt war begreiflicherweise ungeheuer. Mit Ölzweigen in den Händen zog ihm die Volksmenge entgegen. *„Ein Schwarm weißgekleideter Springer tanzte … vor dem Papste einher, als er … nach Rom aufbrach … Die Römer hatten die Straßen ihrer trümmernden und bettelhaften Stadt mit bunten Teppichen umschleiert.“* (Gr., S. 472 f.)

Gregor XI. blieb wirklich in Rom, und so stand von nun an der päpstliche Stuhl an der Stele, wo er einzig und allein laut *„allgemeiner Überzeugung aller Gläubigen“*(!) stehen mußte. Aber schon bald starb Gregor, und nun hieß es, in Rom ein neues Kirchenoberhaupt zu wählen. Über die tragikomischen Vorgänge anläßlich dieser Neuwahl und über den neugewählten Papst – Urban VI. – werden wir an späterer Stelle ausführlich verhandeln. Vorläufig haben wir uns mit etwas anderem und Wichtigerem zu beschäftigen. Denn hier taucht ein neues Problem auf, ein neues großes Rätsel wird sichtbar. Und vom Zentrum dieses neuen Rätselkomplexes spannen sich merkwürdige Verbindungsfäden hinüber zum Rätselfaktum des babylonischen Exils.

Welche Frage hatte sich uns doch aus der kritischen Betrachtung des avignonesischen Rätselfaktums ergeben? Es ergab sich folgende: Ist die Tradition von der Union der Primatialwürde mit der *Sedes Romana* vielleicht erst nach der avignonesischen Epoche, etwa zur Zeit der Fälschungsaktion entstanden? Wie wir sahen, beruht diese Frage nicht auf phantastischen Erwägungen und auf Tüftelei, sondern sie folgt mit Notwendigkeit aus dem religionspsychologischen Rätselfaktum des babylonischen Exils. Die Gleichgültigkeit der Gläubigen betreffs der Tatsache des siebzigjährigen Fernseins des Papsttums von Rom beweist uns klar, daß jene Tradition damals noch nicht im christlichen Allgemeinbewußtsein vorhanden war. Also muß sie später entstanden sein! Die ungeheure Tragweite dieses Ergebnisses wird sofort offenbar. Die ermittelte Tatsache, daß die Tradition von der *Sedes Romana* um die Mitte des 14. Jahrhunderts noch nicht bestanden hat, besagt nämlich letzten Endes, daß die Geschichte des Papsttums und damit innigst verschlungen die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so, wie sie uns die (gefälschte) Überlieferung berichtet, gar nicht stattgefunden haben kann! Ich sage hiermit den Lesern meiner früheren Schriften nichts Neues; denn daß die mittelalterliche „Geschichte“ – und damit natürlich auch die Geschichte des Papsttums und der

Stadt Rom – von Grund auf planmäßig gefälscht worden ist, war ja das Generalergebnis meiner früheren Untersuchungen. Die eben geführten Untersuchungen haben das Generalergebnis nur in einem bestimmten Gesichtspunkte erneut bestätigt; aber nicht nur das, sie haben uns auch die erste Spur von der versteckten Ursache der Fälschungsaktion entdecken lassen. Dieser Spur gehen wir im folgenden Kapitel weiter nach, indem wir nunmehr alle Aufmerksamkeit auf das Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter konzentrieren.

2.

Das Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter

Im Bezirke der mittelalterlichen Geschichte haben sich die Historiker mit keiner Stadt der Welt so viel beschäftigt wie mit der christlichen Welthauptstadt Rom. Es ist das erklärlich; denn immer wieder wird ja der Blick des Forschers durch eine Wendung im mittelalterlichen Weltgeschehen auf diese Stadt hingelenkt. Hier in Rom, am Sitz der Kurie, wurden – laut der Überlieferung – die Wellen der Welt- und Kirchenpolitik aufgerührt, und hier schlugen immer wieder die Wellen zurück. Auch wir wollen diesen Weltmittelpunkt des Mittelalters jetzt ins Auge fassen; und zwar wollen wir Rom als reales Ding der Außenwelt, eben als Ortschaft, als Stadt, als Komplex von Gebäuden betrachten. Die Stadt Rom ist es, die uns interessieren wird. Mit dem baulichen Zustande dieser Stadt, sowie ihrer Einwohnerschaft wollen wir uns befassen. Wir wollen sehen, wie zur Zeit des babylonischen Exils der Kirche sich der Zustand der Stadt Rom und ihrer Einwohnerschaft nach der zeitgenössischen Quellenschilderung dargestellt hat. Was berichten uns die Zeitgenossen darüber?

Der Leser wird sich erinnern, daß gegen Ende des vorigen Kapitels anläßlich des Einzuges Papst Gregors XI. in Rom gesagt worden ist: die Römer hatten die Straßen ihrer trümmernden und bettelhaften Stadt mit bunten Teppichen umschleiert. Rom

eine trümmernde und bettelhafte Stadt? Nun ja, erklären uns die Historiker, konnte es denn anders sein? Die Verlegung des päpstlichen Hofes nach Avignon hatte einen Rückgang des Wohlstandes im verlassenen Rom zur Folge, was sich naturgemäß auch im äußeren Bilde der Stadt auswirken mußte. Es fällt mir nun gar nicht ein, das zu bestreiten. Aber ich habe mich gewundert und immer mehr gewundert, wenn ich in den Berichten las, wie entsetzlich die Folgen des Fernseins der Kurie in der Stadt Rom gewesen sein müssen. Und der Leser wird meine Verwunderung begreifen, wenn auch er nun diese Schilderung liest.

In dem bereits einmal erwähnten Schreiben des Kardinals Orsini an König Philipp den Schönen aus dem Jahre 1314 lesen wir bezüglich Roms: *„Unter diesem Papst* [KlemensV.] *und durch ihn ist die Stadt gänzlichem Ruin anheimgefallen; der Sitz Petri, ja unseres Herrn und Erlösers hat Vernichtung betroffen; die kirchlichen Besitzungen … verkommen und vergehen … in Verödung.*" (R., S. 772) Für die Zeit um 1320 hören wir: *„Die Straßen, die Kirchen, die Paläste verödeten … die Verwilderung war grenzenlos.*" (Gr., S. 108) Um 1350 berichtet Petrarca aus eigener Anschauung: *„Die Häuser liegen nieder, die Mauern fallen, die Tempel stürzen … Der Lateran liegt am Boden, und die Mutter aller Kirchen steht ohne Dach dem Wind und Regen offen. Die heiligen Wohnungen von Peter und Paul wanken, und was eben der Tempel der Apostel war, ist nun ein gestaltloser Trümmerhaufen.*" (Gr., S. 319) Weiter vernehmen wir: *„Rom konnte zur Zeit Urbans V. (1362 –1370) mit dem verglichen werden, was die Stadt zur Zeit Gregors des Großen gewesen war, oder sie bot einen noch wüsteren Anblick dar. Denn zu den Ruinen des Altertums gesellten sich auch die des Christentums, zu den zerstörten Tempeln die zerstörten Kirchen. S. Peter war verfallen, S. Paul lag schon jahrelang am Boden, den Lateran hatte im Jahre 1360 ein neuer Brand verschlungen. Fast alle Basiliken und Klöster waren verrottet und kaum von wenigen Geistlichen bewohnt. Sümpfe und Schutt entstellten Plätze und Straßen, in denen zersplitterte Türme, niedergebrannte Häuser und Verwüstungen jeder Art die abschreckende Chronik aller Kriege darboten, welche die Stadt im 14. Jahrhundert erlitten hatte … Wenn sich der*

Papst… durch die engen und feuchten Gassen bewegte, so ängstigte ihn die Todesstille der Stadt, und noch mehr der Anblick eines Volkes, dessen Aussehen und Art von moralischer Verwilderung und bettelhafter Armut Zeugnis gab." (Gr., 427 f.) Eine Schilderung der Stadt für die Zeit um 1375: „*Die Kirchen waren so verfallen und vernachlässigt, daß in St. Peter und im Lateran die Herden bis zum Altare im Grase weideten. Viele Gotteshäuser waren ohne Dach, andere dem Einsturz nahe.*" (P., S. 61) Von der altehrwürdigen Basilika St. Peter erfahren wir bereits für eine frühere Zeit: „*Der Verfall des morschen Dachstuhls von St. Peter, für den Johann XXII. schon 1320 Schutzmaßnahmen ergriff und den 1334 ein Sturm zum Teil hinwegfegte, schien ein äußeres Symbol zu sein für die Morschheit und Hohlheit der Zustände im Kreise der geistlichen Herren, welche das Dach beherbergte.*" (*Historisches Jahrbuch, 27.* Bd., S. 273) Wir treten ins 15. Jahrhundert und erfahren über den Zustand Roms um 1420, zur Zeit Martins V.: „*Die Welthauptstadt war völlig zur Ruine geworden; sie gewährte einen unsäglich traurigen Anblick: Trümmer, Verfall und Armut, wohin man sah … Die allgemeine Armut war so groß, daß im Jahre 1414 selbst an dem Feste Peter und Paul keine Lampen an der Confession der Apostelfürsten hatten angezündet werden können. Mancher Geistliche hatte … weder Essen noch Kleidung … die Stadt, in welcher diese Armen wohnten, war ein großes Trümmerfeld, in das die elenden Wohnungen hineingebaut waren.*" (P., S. *167 t.)* Und zum Schluß noch eine Schilderung Roms aus der Zeit Eugens IV. (1431 –1447): „*Die Stadt war … wie ein Dorf von Viehhirten geworden; Schafe und Kühe trieben sich darin umher, sogar dort, wo jetzt die Banken der Kaufleute stehen*" – berichtet ein Biograph Eugens. (Gr. VII., S. 8) Dazu Pastor, *Geschichte der Päpste I*, S. 250: „*Im vatikanischen Gebiet wagten sich die Wölfe des Nachts auf den bei der Peterskirche liegenden Friedhof und scharrten die Leichen der dort Bestatteten aus.*"

Nun wird der Leser meine Verwunderung begreifen und selbst verwundert genug geworden sein. Welch ein entsetzlicher Verfall der stolzen Welthauptstadt! Im Verlaufe eines Jahrhunderts war das stolze Haupt der Christenheit von einer Weltstadt

zum elenden Viehdorf herabgesunken! Und um gleich auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen: Der grenzenlose Verfall Roms vollzog sich nicht nur in den Jahrzehnten, als die Kurie abwesend war, sondern der Verfall schritt in derselben Stärke weiter, auch als der päpstliche Hof wieder in Italien und – zeitweise wenigstens – in Rom selbst weilte!

Wir müssen bekennen: In der „Welthauptstadt Rom" sah es im 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gar nicht schön aus. Schmutzige und mit Schutt angefüllte Gassen! Die Häuser meist alle verfallen! Viele Kirchen ohne Dach, und die Hauptkirche der Christenheit sogar bis zum Altar am Boden mit Gras bewachsen! Ein Dorf von bettelhaften Viehhirten! Nein, wirklich, das ewige Rom dieser Epoche konnte nicht mit Pracht, Glanz und Schönheit prahlen. Im Grunde genommen war das stolze Roma schließlich gar keine Stadt mehr, sondern ein recht elendes Hirtendorf! So versichern uns die mittelalterlichen Quellen ja selbst. Ist es ein Wunder, frage ich, wenn es dem nachdenklichen Leser nun ergeht, wie es mir auch ergangen ist: daß er angesichts dieser Verfallsschilderung den Kopf schüttelt und daß allerlei sonderbare Gedanken auf ihn einstürmen? Ist es denn möglich? ruft er aus. So also hat die „Welthauptstadt" am Ende des Mittelalters ausgesehen? In dieser viehdörflichen Weltstadt soll nun aber auch noch – wie wir uns später erzählen lassen werden, eine „zahlreiche" Einwohnerschaft gelebt haben, die von „Stadtbehörden" betreut gewesen sein soll. Man versucht krampfhaft, sich eine Vorstellung vom Leben und Treiben dieser Einwohner der verödeten Weltstadt zu entwerfen; es gelingt nicht, denn man stolpert über einen Berg von Rätseln und Unmöglichkeiten. Mit dem besten Willen vermag man sich beispielsweise kein Bild zu malen von der amtlichen Tätigkeit der weltlichen und geistlichen Behörden jener Tage; dieser Behörden, die nicht einmal das Gras in den Hauptkirchen ihrer „Stadt" ausjäten lassen! Aber vielleicht dachten diese behördlichen Stellen nur praktisch und ökonomisch, wenn sie die Weidemöglichkeiten ihrer Herden nicht verringern mochten – wer kann es sagen!?

Während wir so in allerlei Gedanken versunken kopfschüttelnd vor dem Bilde einer grasbewachsenen und steinübersäten Einöde verweilen, von der man uns versichert, das sei die „Welthauptstadt" Rom am Ende des Mittelalters – drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Kann dieser Verfall von der Welthauptstadt zum Hirtendorf überhaupt möglich gewesen sein? Unter den geschilderten Umständen nämlich und während eines Zeitraumes von fünf Jahrzehnten etwa? Denn schon um 1350 soll Rom die grauenhafte Trümmerstätte gewesen sein, wie die „Stadt" es um 1400 und später noch war. Wieder einmal müssen die relativistischen Geschichtsforscher obige Frage als unstatthaft ablehnen. Der Historiker, erklären sie, hat lediglich aus sorgfältiger Durchforschung und Vergleichung der Quellen das geschichtliche Faktum als solches zu ermitteln. Über die Möglichkeit eines geschichtlichen Faktums Erwägungen anzustellen, halten sie – von ihrem relativistischen Standpunkte aus mit Recht – für absurd. Was geschehen ist, ist geschehen, rufen die Relativisten; und weil es geschehen ist, so wird dadurch ja bewiesen, daß das Faktum möglich, ja notwendig war! Ich werde mich nun auch hüten, gegen die logische Konsequenz dieses Satzes Einspruch zu erheben. Ich muß darin vielmehr den Historikern recht geben – soweit sich ihr Satz auf wirkliche Geschichte bezieht! Mit Nachdruck muß ich aber darauf hinweisen, daß wir uns mit obiger Frage nach der Möglichkeit des Verfalls der Stadt Rom im Bezirke gefälschter Geschichte befinden! Was immer im Bezirke der gefälschten mittelalterlichen Überlieferung die (gefälschten) Quellen als historisches Faktum hinstellen, das bedeutet eine Fragwürdigkeit! Wir dürfen im Gehege gefälschter Überlieferung grundsätzlich keinem berichteten Faktum trauen. Mögen hier noch so viele Quellen ein „Faktum" aktenmäßig belegen und bestätigen, wir dürfen das Faktum nicht vertrauensselig und unbesehen als historisch wirklich hinnehmen. Die sogenannten Fakten der gefälschten Überlieferung sind vielmehr erst noch einer kritischen Prozedur, einem Experiment zu unterwerfen. Dies Experiment erstreckt sich auf den geistigen Kern

des berichteten Faktums, das heißt, es befaßt sich mit der Psyche der das Faktum berichtenden Autoren, bzw. mit der Psyche der das Faktum verwirklichenden Menschen. Im vorliegenden Falle unterziehen wir die Psyche der das Faktum (des Verfalls Roms) verwirklichenden Menschen der notwendigen kritischen Untersuchung. Unsere Frage lautet demgemäß nunmehr: Kann der Verfall Roms von einer Welthauptstadt zum Hirtendorf im Hinblick auf die Psyche der beteiligten Menschen möglich gewesen sein? Auch diesmal ist die Frage religionspsychologischer Natur. Methodologisch gesprochen treten wir also, wie immer, wenn es sich um die letzte Prüfung von mittelalterlichen Quellenangaben handelt, aus der papierenen Überlieferung heraus und nehmen unseren Standpunkt außerhalb, nämlich in der lebendigen Erfahrungswelt ein. Wir betreiben absolute Kritik.

Vorerst sind wir aber gezwungen, noch folgende Erwägungen anzustellen.

Als Ergebnis meiner früheren Untersuchungen steht auf Grund von reichlich einem Dutzend durchschlagender Argumente – der Leser findet sie zusammengedrängt in den *Historischen Welträtseln* – die Tatsache fest, daß am Ende des Mittelalters die gesamte mittelalterliche Überlieferung infolge einer planmäßigen Aktion gefälscht worden ist. Das besagt nun, daß auch alle diejenigen Quellenberichte im Verdacht tendenziöser Fälschung stehen, welche sich auf die lokalen Zustände der mittelalterlichen Stadt Rom beziehen.

Betreffs der gefälschten Überlieferung ergibt sich aus der Natur der Sache heraus eine überaus wichtigen *Zweiteilung* des vorliegenden pseudogeschichtlichen Materials. Ihrem Wahrheitsgehalte nach zerfällt die gefälschte Überlieferung in zwei Schichtlagen, die jedoch eine sehr verschiedene Mächtigkeit aufweisen. Wie ist das zu verstehen? Die Sachlage ist so: Der Echtheitsgehalt in den gefälschten Quellen erhöht sich allmählich und stetig, je mehr wir uns der Schwelle der Neuzeit nähern. Insbesondere besteht ein fundamentaler Unterschied im historischen Echtheitsgehalt der Quellen, soweit diese sich auf die Zeit

vor dem Jahre 1300 etwa und soweit sie sich auf die Zeit nach 1300 beziehen. Wie das zu verstehen ist, möge ein Bild veranschaulichen: Während weitab vom Ufer der feste Boden tief unter dem Meeresspiegel liegt, tritt mit der Annäherung an das Festland der Meeresboden mehr und mehr zutage, um schließlich völlig in Land überzugehen. So steigt nun auch aus dem mittelalterlichen Quellenmeer der Erdichtung und Verfälschung mit der Annäherung an die Neuzeit die historische Wahrheit allmählich ans Licht empor. In diesem Prozeß des allmählichen Andas-Licht-Tretens der historischen Wahrheit kann man nun die erwähnten zwei Stufen deutlich unterscheiden. Erste Etappe: die Überlieferung bis etwa zum Jahre 1300. Diese gewaltige Überlieferungsschichtmasse ist durchaus charakterisiert, daß sie durch die große Aktion derart verfälscht und mit Tendenzlügen bis ins innerste Mark durchsetzt wurde, daß man das fabrizierte pseudohistorische Chaos nur noch als Geschichtsdichtung hinnehmen und werten darf. Die wirkliche Geschichte der Epoche bis etwa 1300 ist derart durcheinander gewürfelt, gesiebt und ausgelöscht, daß die historische Wahrheit dieser mittelalterlichen Jahrhunderte unter dem überflutenden Meer der Dichtung total verschwunden ist (substantielle Verfälschung). Zweite Etappe: die Überlieferung nach 1300. Vom Jahre 1300 etwa an steigt nun der Echtheitsgehalt der zwar immer noch gefälschten Quellen beträchtlich. Reine wirkliche Geschichte bieten zwar auch diese Quellen noch nicht, sondern mehr oder weniger verunreinigte wirkliche Geschichte (akzidentielle Verfälschung). In dieser Quellenschicht halten sich Wahrheit und Dichtung etwa die Waage. Und etwa vom Jahre 1500 an hebt sich erst aus dem Meere der gefälschten Überlieferung das kernechte Massiv wahrer Geschichte. Gelegentliche Fälschungen sind zwar auch nach 1500 noch vorgekommen; aber sie sind Nachwirkungen der an sich nun beendeten großen Aktion, die uns vorläufig allein interessiert.

Daß dem so ist, daß diese Zweiteilung der gefälschten Überlieferung bestehen muß, ergibt sich zwangsläufig aus der Natur,

insbesondere aus dem Zeitpunkt der Fälschungsaktion. Aus Gründen, die ich im 3. Heft der *Fälschung der deutschen Geschichte* dargelegt habe, ist der Beginn der großen Aktion etwa auf das Jahr 1400 festzulegen. Um 1400 also setzte die Fälschungskampagne ein. Ganz unbekümmert durfte sich das Fälschungskonsortium der Fabrikation seiner für notwendig erachteten pseudohistorischen Tendenzdichtung hingeben – soweit dabei die Erschaffung der „Geschichte" des frühesten und früheren Mittelalters in Frage kam. Wer sollte die wissenden Väter daran hindern, diese frühe „Geschichte" des Mittelalters so darstellen, wie es das Schema der Tendenz erforderte? Die fertiggestellten Urkunden und Codizes für diese frühmittelalterliche Periode wurden ja nicht den uneingeweihten Zeitgenossen als Lektüre in die Hand gedrückt, sondern sie wanderten als „gelehrte" Ware in die bestimmten Archive Europas, um dort vorerst für lange Zeit nur den Augen der Wissenden zugänglich zu sein. Behutsamer mußte man nun aber mit der Quellenfabrikation zu Werke gehen, als man sich daran gab, die „Geschichte" der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in Korrektur zu nehmen. Warum man jetzt vorsichtiger verfahren mußte, leuchtet leicht ein. Denn bei der Fälschung der Quellen für die Epoche der letzten mittelalterlichen Jahrhunderte galt es notgedrungen, Rücksicht zu nehmen auf die tatsächlichen Zustände der (damaligen) Gegenwart! Die Väter der Aktion sahen sich vor die Aufgabe gestellt, den Strom der gefälschten Überlieferung allmählich in das Becken wirklicher Geschichte der damaligen Gegenwart einmünden zu lassen. Es ging nicht an, eine von Grund auf gefälschte Vergangenheit ganz unvermittelt der wirklichen Gegenwartsgeschichte gegenüberzustellen. Ein allmählicher Übergang von Dichtung in Wahrheit war unbedingtes Erfordernis. Die Fälscher mußten also vorsichtiger verfahren, je mehr sie sich in den Quellen der Gegenwart näherten. Besonders bei der Urkundenfabrikation sah man sich dem Zwange unterworfen, die Fälschungsfäden geschickt an die bestehenden Verhältnisse anzuknüpfen. Fälschen und sogar erdichten konnten die Väter der Aktion um 1450 hin-

sichtlich der „Geschichte“ um 1300 noch herzhaft, und sie sind dabei auch nicht spröde gewesen, aber es war nun nötig, Wahrheit und Dichtung gleichsam auszubalancieren. Die Grundzüge der wirklichen Geschichte von etwa 1300 an konnten nicht mehr allenthalben total ausgelöscht werden, aber man konnte sie geschickt umschleiern und tendenziös herausputzen. Also auch die Quellen der „Geschichte“ des 14. und 15. Jahrhunderts lügen noch – und zwar sowohl in unzähligen Einzelfakten wie in der Darstellung der weltpolitischen Begebenheiten –, aber trotz der gefälschten Hülle gelingt es dem kritischen Auge, durch die Verschleierung hindurch die geschichtliche Wirklichkeit wenigstens in großen Konturen zu erkennen. Zusammengefaßt bedeutet das Ergebnis unserer Erwägungen: Die Quellen für die Zeit nach 1300 sind glaubwürdiger als die Quellen vor dieser Epoche!

Wir kehren nun zu den Schilderungen der Stadt Rom bezüglich ihres Zustandes im 14. und 15. Jahrhundert zurück. Die Quellen berichten, wie wir uns erinnern, von einem ungeheuren Verfall der Welthauptstadt. Die ehedem blühende Stadt, so wird berichtet, sei am Ende der Verfallszeit nur noch ein Dorf von Viehhirten gewesen. Ist solch gewaltiger Verfall und Absturz Roms überhaupt möglich? so fragen wir noch einmal. Die Quellen bestätigen dies Faktum allerdings; aber wir wissen ja, daß diese Quellen ein Ausfluß der Fälschungsaktion sind und daß ihre „Fakten“ daher allesamt von vornherein fragwürdig aussehen. Auch das „Faktum“ des Verfalls der Stadt Rom muß daher auf seine Echtheit und Wahrheit hin erst noch einer kritischen Prozedur unterworfen werden. Zu diesem Zwecke werden wir die Psyche der dieses Faktum verwirklichenden Menschen genau zu untersuchen haben. Aber schon bevor wir mit diesem Experiment beginnen, können wir eine sehr wichtige Feststellung bezüglich des Verfall-Faktums machen, indem wir uns des Satzes erinnern: Die Quellen für die Zeit nach 1300 sind glaubwürdiger als die Quellen vor dieser Epoche. *„Rom ist im Mittelalter eine Weltstadt gewesen “* berichten die Quellen vor 1300. *„Rom ist ein*

elendes Dorf" – berichten die Quellen nach 1300. Das zuletzt berichtete Faktum ist glaubwürdiger als das erste! Es ist sogar dies zweite Faktum an und für sich glaubhaft; aus dem Grunde nämlich, weil es nicht nur der damaligen Gegenwart – der Zeit der Fälschungsaktion – zeitlich sehr nahe liegt, sondern weil es direkt in jene Gegenwart hineinragt. Alle Quellen an der Schwelle der Neuzeit erzählen, daß die christliche „moderne Stadt" Rom erst etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut – oder wie sie sich ausdrücken, wieder-erbaut – worden ist. Vorher sei Rom eine Trümmerstätte, eine Einöde, ein Dorf gewesen. Davor aber, nämlich vor der Trümmerzeit, so berichten die Quellen vor 1300, war Rom eine große Stadt, nämlich die Stadt der mittelalterlichen Päpste. Was die Quellen nach 1300 über Roms Zustand berichten, ist also glaubhafter. Ich werfe nun die Frage auf: Sollte es eine glatte Lüge sein, was die gefälschten Quellen vor 1300 über eine angebliche Stadt Rom zu erzählen wissen?? Sollte gar vor 1300, eben vor der angeblichen Trümmerzeit, eine Stadt Rom überhaupt nicht bestanden haben? Hat im Mittelalter eine Stadt Rom überhaupt existiert? Sollten auch alle Berichte von dem „Verfall" einer vorher bestehenden blühenden Weltstadt erlogen sein? Ich bitte den Leser, vor dieser Frage nicht zurückzuschrekken, sondern sie mit schärfster Kritik ins Auge zu fassen. Gewiß erzählen die Quellen vor 1300 immer wieder von einer päpstlichen Welthauptstadt Rom im Mittelalter; aber der Leser vergegenwärtige sich das Generalergebnis meiner früheren Schriften: Die gesamte Geschichte des Mittelalters ist im Verlaufe der großen Aktion systematisch verfälscht worden. Und das besagt gleichzeitig: auch alle Angaben über den Zustand im Mittelalter stehen unter dem Verdachte der Fälschung. Unsere Frage: Hat überhaupt im Mittelalter eine Stadt Rom existiert? ist also in Anbetracht der erfolgten Fälschung aller mittelalterlichen Geschichte nicht nur statthaft, sondern sie ist uns zur Pflicht gemacht. Die Tatsache der Fälschungsaktion zwingt uns jeder Angabe in den gefälschten Quellen gegenüber zur kritischen Einstellung. Von vornherein dürfen wir keinem einzigen Faktum

vertrauen. Jedes Faktum der gefälschten Überlieferung muß, wenn anders es uns um die Ermittlung der historischen Wahrheit Ernst ist, der Feuerprobe der absoluten Kritik unterworfen werden. Erst was diese Feuerprobe bestanden hat, kann als Wahrheit gelten.

Ich sagte oben: aus dem trüben Schlammeer der Erdichtung taucht der feste Boden geschichtlicher Wahrheit und Wirklichkeit gegen Ausgang des Mittelalters allmählich empor. Erst nach 1300 gewinnt die historische Wahrheit in ihren Grundzügen festes Land. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Papstgeschichte und zwar hinsichtlich der Residenz der Päpste. Wo sehen wir im 14. Jahrhundert die Päpste residieren? Nicht zu Rom! In der französischen Stadt Avignon sitzen die Päpste! Vorher sollten sie in Rom residiert haben – erzählen die Quellen vor 1300. Mit der Angabe nun, daß im 14. Jahrhundert Avignon die Papstresidenz gewesen sei, halten wir in der Tat einen Zipfel historischer Wirklichkeit in der Hand. Ein Papst saß sogar noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf der Burg zu Avignon. Avignon – eine Papstresidenz! Dies Faktum der Quellen nach 1300 hält auch, wie wir noch sehen werden, unserer Kritik stand. Es war ja auch unmöglich, daß die Fälschergenossen aller Welt offenkundig den Bären aufbinden konnten, der Papst habe noch kurz vorher, ja zur Fälschungszeit selbst, in Avignon residiert – wenn das in Wahrheit nicht der Fall gewesen wäre – wenn er in Wahrheit die ganze Zeit irgendwo, zum Beispiel in Rom, residiert hätte! Die Angaben der Quellen nach 1300 betreffs Avignon als Papstresidenz enthalten also an und für sich und im wesentlichen ein wirklich historisches Faktum. Die Angaben der Quellen vor 1300 dagegen, wonach früher Rom die Residenz der Päpste gewesen sein soll, bleiben fragwürdig im höchsten Grade, solange sie nicht im Feuer der absoluten Kritik auf ihren historischen Wahrheitsgehalt hin geprüft worden sind.

Beschließen wollen wir dies Kapitel, indem wir das avignonesische Rätsel des babylonischen Exils und das Rätsel der Stadt Rom nebeneinander gestellt betrachten. Aus dem avignonesi-

schen Rätselfaktum ergab sich die Schlußfolgerung, daß zur Zeit des angeblichen Exils die Tradition von der *Sedes Romana* noch nicht bestanden haben kann, daß sie also erst später entstanden sein muß. Das würde bedeuten: die Überlieferung, wonach vor 1300 Rom die göttlich eingesetzte Residenz der Päpste war, erweist sich als höchst fragwürdig. Diese Fragwürdigkeit wird nun bestätigt und bekräftigt durch das Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter. Dies Rätsel drängte uns bekanntlich die Frage auf: Hat im Mittelalter eine Stadt Rom überhaupt existiert? Wenn vor 1300 und noch vor 1400 eine Stadt Rom nicht bestanden hätte, dann wäre mit einem Schlage klar, daß und warum auch eine Tradition von der Romresidenz der Päpste im Mittelalter zur Exilszeit nicht im Allgemeinbewußtsein der Christen vorhanden sein konnte. Dann wäre die eisige Gleichgültigkeit aller Christenheit gegenüber Rom durchaus begreiflich. Wenn es aber vor 1300 noch gar keine Stadt Rom gab, dann sind auch die Schilderungen von dem angeblichen grauenhaften Verfall fragwürdig, ja erlogen. Dann ist auch die angebliche Übersiedlung des Papsttums von Rom nach Avignon eine Lüge. Wohlverstanden: Die Übersiedlung des Papsttums von Rom ist eine Lüge; Avignon als Papstresidenz dagegen stellt aus früher angegebenen Gründen ein wirklich historisches Faktum dar. Sehr erstaunt fragt nun der Leser: haben denn während des ganzen Mittelalters die Päpste in Avignon residiert?? Ich muß noch um etwas Geduld bitten; am Schlüsse dieses Heftes wird dem Leser die überraschende Antwort auf seine Frage gegeben werden. Vorher nimmt das Rom-Rätsel noch einmal unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch.

3.

Die historische Quintessenz des Rom-Rätsels

Rom war also im 14. Jahrhundert noch ein unbedeutendes Dorf – . Halt! rufen nun die Historiker und verlangen gebiete-

risch das Wort. Halt, rufen sie, so doziert man Geschichte nicht. Sie dozieren unverantwortlich einseitig, rufen sie. Sie unterschlagen ganz die andere Seite der Überlieferung, werfen die Historiker mir vor. Ich bin beschämt. Ach ja, richtig, die andere Seite! Die ist ja auch noch da! Aber ehrlich gesagt, ich habe gar nicht vorgehabt, diese andere Seite der Überlieferung zu unterschlagen. Bietet sich mir doch an dieser anderen Seite die willkommene Gelegenheit, dem Leser ein Beispiel dafür zu geben, mit welcher Unverfrorenheit die Väter der Fälschungsaktion von dem absichtlichen Widerspruch bei ihrer Quellenfabrikation Gebrauch gemacht haben.

Blättern wir also noch einmal die Quellen durch, um festzustellen, was uns die „andere Seite" der Überlieferung bezüglich des Zustandes der Welthauptstadt Rom während des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu vermelden hat. Der Leser wird dabei von einer Überraschung in die andere fallen.

„*Die lange Abwesenheit der Curie war unleugbar die stärkste von allen Ursachen*", sagt Gregorovius, „*welche den so tiefen Verfall Roms herbeigeführt hatten. Doch muß man den Übertreibungen*[!] *entgegentreten, welche spätere*[!] *Geschichtsschreiber vom Zustand der Stadt gemacht haben. Weder war Rom damals auf nur 17 000 Einwohner herabgesunken, noch war das römische Volk … bis zu solchem Grade verfallen, daß es einer gesetzlosen Horde glich. Die Stadt war noch immer eine Republik, die ihr eigenes Heer zu bewaffnen und Städte zu bekriegen vermochte.*" (Gr., S. 429) Gewaltiges Erstaunen des verblüfften Lesers! Das klingt doch einmal ganz anders! Wie doch? Also: Zur Zeit, als Urban V. seinen kurzen Besuch in Rom abstattete, hat Rom „keineswegs" nur 17 000 Einwohner, sondern noch viel mehr gezählt. Rom also doch eine Weltstadt!! Diese Weltstadt hat damals sogar stattliche eigene Heere zu bewaffnen vermocht. Der Stadtsäckel war mithin auch einigermaßen gefüllt. Nicht zu fassen weiß sich der Leser vor Erstaunen, wenn er sich jetzt der früheren Elends- und Verfallsschilderungen erinnert. Doch hören wir weiter. Da versichert uns auch Reumont: „*Der Verfall Roms war groß. Aber man hat ihn übertrieben … Wenn zu*

Heinrichs VII. Zeit in dem zu ihm haltenden Teil[!] *der Stadt gegen zehntausend waffenfähige Bürger waren und fünfzig Jahre später das eigentliche Volk, mit Ausschluß der Barone und des niederen Adels, noch zweiundzwanzigtausend Mann stellen konnte … , so fallen die fingierten Zählungen, welche bei der Rückkehr der Päpste siebzehntausend Einwohner berechnen, von selber weg.*" (R., S. 996)

Mit grenzenlosem Erstaunen sieht der Leser das „andere" Bild Roms vor seinem Geiste aufgerollt; er gewahrt eine blühende Weltstadt mit zahlreicher Einwohnerschaft. Vor Tische las er zwar ganz anders; aber mein Gott, das waren Übertreibungen der Verfallserscheinungen der „eigentlich" immer noch reichen und blühenden Welthauptstadt. Aber hören wir weiter. Im Jubeljahr 1350 herrschte gewaltiges Leben in Roms Mauern. Riesenströme von Pilgern aus aller Welt wälzten sich nach der ewigen Stadt. *„Von Weihnachten zu Ostern sollen stets 1 200 000 Menschen in der Stadt gewesen sein, zwischen Ostern und Pfingsten 800 000, während der übrigen Zeit nie weniger als 200 000 … Gewiß ist starke Übertreibung in diesen Zahlen, aber der Andrang muß überwältigend gewesen sein.*" (R., S. 884) Der Leser kommt aus dem Zustande des Erstaunens nun wirklich nicht mehr heraus. *„Das Schweißtuch Christi wurde* [während des Jubeljahres] *an Sonn- und Festtagen in St. Peter gezeigt, wobei das Gedränge so groß war, daß bisweilen bis zu zwölf Menschen den Tod fanden.*" Der Leser greift sich an den Kopf. Von St. Peter hat er doch schon vorher einmal gehört. Was doch? Wie? War ihm nicht vorher erzählt worden, die Basilika von St. Peter sei um diese Zeit bereits eine Ruine gewesen?? Zum Überfluß wollen wir es uns noch einmal von Petrarca, der im November des Jubeljahres ebenfalls mit unter den Rompilgern war (R., S. 886), bestätigen lassen: *„Der Lateran liegt am Boden, und die Mutter aller Kirchen steht ohne Dach dem Wind und Regen offen. Die heiligen Wohnungen von Peter und Paul wanken, und was eben der Tempel der Apostel war, ist nun ein gestaltloser Trümmerhaufen.*" (Gr., S. 319) Und daß es mit St. Peter auch bereits vor dem Jubeljahr sehr betrübt bestellt war, wollen wir uns auch noch einmal gleichsam amtlich bestätigen lassen. *„Der Ver-*

fall des morschen Dachstuhls von St. Peter, für den Johann XXII. schon 1320 Schutzmaßregeln ergriff und den 1334 ein Sturm zum Teil hinunterfegte, schien ein äußeres Symbol zu sein für die Morschheit und Hohlheit der Zustände im Kreise geistlicher Herren, welche das Dach beherbergte." *(Historisches Jahrbuch* 27, S. 273) Erinnern wir uns nun noch, daß auch für die Zeit Urbans V., also etwa ein bis zwei Jahrzehnte nach dem Jubeljahr, konstatiert worden war: St. Peter war verfallen, und daß um 1370 in St. Peter die Kühe bis zum Altar im Grase weideten, – so können wir mit der Überzeugung nicht mehr zurückhalten, daß uns die Quellen über St. Peter im 14. Jahrhundert das Blaue vom Himmel herunterlügen. Aber welche Seite der Überlieferung ist denn nun erlogen? Geduld, lieber Leser, darüber in der Folge mehr.

Eine andere berühmte Kultstätte Roms, nämlich die Laterankirche, wollen wir uns gleich auch einmal in den Quellenschilderungen vorführen lassen. Da ist ein Ereignis aus dem Jahre 1370, als Urban V. in Rom weilte, bemerkenswert. „*Nicht lange nach seiner Ankunft in Rom hatte er* [Urban] *die Häupter der Apostel Petrus und Paul aus dem Versteck, in welchem man sie während der sarazenischen Überfälle geborgen, hervornehmen lassen. Er selbst und der Kardinal Cappoccio hatten von der Loggia der Laterankirche dem Volk die Reliquien gezeigt.*" (R., S. 957) Auch diesmal verfällt der Leser ins Nachsinnen, denn auch vom Lateran hat er bereits etwas gehört. Richtig: im Jahre 1360 hatte ja den Lateran „*ein neuer Brand verschlungen*"! Trotzdem zeigt nun 1370 Urban dem Volke von der Loggia der Laterankirche jene Reliquien. Nun ja, melden sich die Geschichtsschreiber, wir haben amtliche Belege, daß Urban Restaurationsarbeiten im Lateran anordnete. Dann müssen jedoch die Restaurationsarbeiten mit unglaublicher Schlampigkeit ausgeführt worden sein; dann muß Urban, wenn nicht Potemkinsche Dörfer, so doch Potemkinsche Wände und Dächer aufrichten lassen. Die ganze Papp-Herrlichkeit hielt nur etwa ein Jahrzehnt. Um 1375 fanden nämlich, wie uns bekannt ist, die Kühe bereits wieder beste Weidegelegenheit sowohl in der Peter- als auch in der Laterankirche!

Doch wollen wir die andere Quellenseite noch etwas mehr zu Worte kommen lassen. Wir wollen noch einige der glanzvollen Schilderungen aus dem wogenden Leben der zahlreichen Bürgerschaft Roms hierhersetzen. Von rauschenden Festen, vom Fasching und von Stiergefechten in der „reichbevölkerten" ewigen Stadt jener rätselvollen Tage soll die Rede sein. So fand zum Beispiel in der Welthauptstadt im Jahre 1332 ein glänzendes Stiergefecht statt, wie die Quellen zu vermelden wissen. (R., S. 812) Ich will aber dem Leser nicht verhehlen, was Reumont zu diesem schönen Berichte zu erinnern hat. *„Daß ein solches Stiergefecht stattgefunden habe, mag sein; daß die Details der Beschreibung wahr sind, ist sehr zu bezweifeln. In den Namen*[!] *der Individuen der bekannteren Familien* [die am Feste teilgenommen haben sollen] *herrscht große Konfusion …, so daß die Einzelheiten leicht Erfindungen des in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts* [zur Zeit der Fälschungsaktion!] *lebenden Autors sein dürften."* (R., S. 1207) Und arme Schlucker sollen damals die Römer gewesen sein? Die Geschichtsschreiber Roms haben uns das vorher zwar einmal bestimmt versichert, wie sich der Leser erinnern wird, aber plötzlich haben sie in ihren Quellen ganz etwas anderes darüber gefunden. Arme Schlucker wären die Römer gewesen? Aber ich bitte Sie, kein Gedanke daran! Beispielsweise ging's im Jahre 1372 zur Faschingszeit in Rom hoch her. Als die letzten Faschingstage gekommen waren, wurden die Vorbereitungen zum üblichen Stiergefecht getroffen. *„Jeder ließ einen geschmückten … Ochsen von Constablern führen, und man sammelte Eßwaren ein … Da sah man ganze Reihen Körbe mit Schinken, Bologneser Würsten, Pferdekäse, Backwerk, Früchten und Krügen guten Weins … Am Faschingssonntag bewegte sich der festliche Zug vom Capitol nach dem Testaccio … Zuerst kamen die Zünfte, jede mit ihren eigenen Bannern, an zweiunddreißigtausend*[!] *gutgekleidete*[!!] *Personen, dann dreizehn Triumphwagen, einer für jede Rion* [Region] …" (R., S. 998) Das klingt nicht nach bettelhafter Armut in Rom. Es ist nur verdächtig, daß Reumont auch hinsichtlich dieser glanzvollen Schil-

derung etwas *„von Zweifeln in betreff ihrer Glaubwürdigkeit“* verlauten lassen muß.

Und nun einen „Beweis“ aus den Quellen, wie sehr auch das kirchliche Leben im damaligen Rom pulsiert hat. *„Der päpstliche Hof war ferne, aber Papsttum und Cardinalat … mußten Rom im Auge behalten. Es gibt ein*[!] *Verzeichnis der römischen Kirchen, Klöster, Hospize, Kapellen und des dazugehörigen Klerus aus der avignonesischen Zeit. Es zählt fünf Patriarchalkirchen auf außer der lateranischen, siebenundzwanzig Kardinalstitel, achtzehn Kardinalsdiakonien, achtundzwanzig Mönchs- und Religiosenklöster, achtzehn Nonnenklöster, fünfundzwanzig Hospize, elf Papstkapellen, einundzwanzig Kollegiatkapellen, zweihundertzweiundfünfzig Pfarrkirchen mit einem oder zwei Klerikern, von denen jedoch vierundvierzig ohne Personal, elf ganz zerstört, viele an Wänden und Dächern in schadhaftem Zustande … waren.“* (R., S. 994) 28 Mönchs- und 18 Nonnenklöster! 252 Pfarrkirchen (davon einige allerdings ganz zerstört und viele in schadhaftem Zustande)! Welch gewaltiges Leben muß doch damals in der Welthauptstadt gebrandet haben!

Das also ist Roms andere, nämlich die Glanzseite. So haben wir nun also das Rom des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wie es dem gewissenhaften Historiker gebührt, von hinten und vorn, eben von den bewußten „zwei Seiten“ betrachtet. Dem Leser ist bei dieser Betrachtung etwas wirr im Kopfe geworden, was nun freilich kein Wunder ist. Zwei Seiten sind vorhanden, das läßt sich nicht leugnen. Zwei grundverschiedene Bilder zeigen uns die beiden Aufnahmeplatten. Kritisch betrachtet heißt das: Die Quellen berichten uns über das Rom der avignonesischen Zeit absolut Widersprüchliches. Verzweifelt fragt man sich: Wie sah es denn nun im damaligen Rom wirklich aus? War das Rom damals eine steinige Einöde, ein Dorf von Viehhirten? Oder war das Rom jener Tage eine blühende Weltstadt? Eine dieser zwei Bildplatten kann doch nur das wahre, wirkliche Gesicht Roms zeigen. Es gibt doch nur ein Entweder-Oder? Mitnichten sagen die Historiker. Fehlgeschossen, rufen sie. Die Wahrheit liegt weder rechts noch links, erklären sie, die Wahr-

heit liegt ganz einfach in der Mitte! Es ist doch sonnenklar, versichern die Historiker, daß eben beide Seiten übertrieben haben! Ziehen wir also nur eine ideale Mittellinie, so haben wir die Wahrheit mühelos gefunden. Bewundernd ob solcher geschichtswissenschaftlichen Meisterarbeit blicke ich die Historiker an. Also so macht man das Kunststück, die geschichtliche Wahrheit ans Licht zu ziehen?!

An anderer Stelle sagte ich es bereits: Wenn die Relativisten mit ihrer Vorarbeit aufhören, dann fängt für mich die eigentliche Arbeit erst an. So muß ich denn gestehen, auch obige künstlich temperierte Mittelwahrheit unserer Geschichtsforscher erscheint mir bei kritischer Betrachtung je länger je mehr als ein Konglomerat von lauter Rätseln. Es ist mir unbegreiflich, wie das kritische Gewissen der Romforscher sich bei obiger „Wahrheit" beruhigen kann, wie man nicht herausfühlt, daß jene Kunstwahrheit eine Sache voller Rätsel ist.

Da sagt man uns also, in den sich widersprechenden Schilderungen über den Zustand Roms ist nach beiden Seiten hin übertrieben worden. Schön. Aber nun verrate man mir bitte einmal, wie es denn wirklich in Rom ausgesehen hat. Man gebe mir Aufklärung darüber, wie die römischen Zustände denn nun wirklich beschaffen waren. Aber siehe da, unsere armen Geschichtsforscher Roms können das nicht. Was sie können und auch gerne tun, ist, daß sie einmal die Elendsquellen und ein ander Mal die Glanzquellen zu Worte kommen lassen und es dem klugen Leser überlassen, sich zwischen beiden Quellenfeuern auf eine ideale und neutrale Mittelzone zu retten. Hilflos zwischen den beiden feindlichen Seiten der sich widersprechenden Quellen hin und her gerissen, reden die Forscher in den Tag hinein, reden einmal so und einmal ganz anders. Nur die ideale Mittel Wahrheit verkünden sie uns leider nirgends in ihren Büchern. Gewiß sagen sie wohl hier und da: es ist übertrieben worden; aber an anderer Stelle machen sie uns ausdrücklich darauf aufmerksam: „*Von der Größe der Verwilderung, von der gänzlichen Versunkenheit, welcher Rom damals anheimfiel, ist es schwer, sich eine genügende*[!!]*Vorstel-*

lung zu machen." (P., S. 62) Also, lieber Leser: Obwohl die Verfallsschilderungen nur schwer eine „genügende Vorstellung" machen, wie entsetzlich die Versunkenheit Roms war! Nur eines ist sicher: Sind die Elendsschilderungen nicht gewaltig übertrieben, so müssen die Glanzschilderungen nicht etwa bloß *„ein bißchen übertrieben"*, sondern dann müssen sie glatt erlogen sein. Sind aber die Glanzschilderungen, auch von einigen „Übertreibungen" abgesehen, richtig, dann kann Rom nicht bis zur menschenleeren Einöde herabgesunken sein. Die große Frage lautet demnach letzten Endes doch: Welche Seite der Quellenberichte zeigt das wahre Antlitz Roms?

Die Geschichtsforscher können uns also selbst nicht die neutrale Mittelwahrheit aus den sich widersprechenden Quellen hervorzaubern; und zu meiner Beschämung muß ich eingestehen, ich vermag das Kunststück ebensowenig fertigzubringen. Einer der älteren Forscher, Papencordt nämlich, scheint übrigens die Aussichtslosigkeit dieser Operation geahnt und vielleicht sogar erprobt zu haben. In seiner Geschichte der Stadt Rom schreibt er den merkwürdigen Satz: *„Der Verfasser hat nicht für gut*[!] *befunden, bei dieser Gelegenheit eine Schilderung des Zustandes der Stadt, resp. ihres ungeheuren Verfalls infolge der langen Abwesenheit der Päpste einzuflechten."* [42] Papencordt scheint sich darüber klar gewesen zu sein: Bringe ich die Elendsschilderungen, so male ich auf meine Leinwand das trostlose Bild eines elenden Viehhirtendorfes. In dieser dörflichen Einöde kann ich aber unmöglich die doch andererseits in den Quellen niedergelegte Geschichte einer „Weltstadt" sich abspielen lassen. In einer Einöde kann sich keine Stadtgeschichte ereignen. Und so befand es Papencordt für das einzig Richtige, die unbequemen Elendsschilderungen ganz zu unterdrücken. Das zeugt zwar von Geschicklichkeit, unbequemen Problemen aus dem Wege zu gehen, nicht aber von Mut, den Problemen auf den Leib zu rücken.

Unsere Frage lautet also jetzt: Übertreiben die Elendsschilderungen den wahren Zustand Roms? Ich beantworte diese Frage mit einem Nein! Nehmen wir einmal mit der ganzen Harmlosig-

keit der Relativisten an, die zur Begutachtung stehenden Quellen seien „unzweifelhaft echt", so bedeutet das, in vielen der angeführten Quellen reden Augenzeugen zu uns. Petrarca beispielsweise hat nach den Quellen Roms Örtlichkeiten mit eigenen Augen gesehen. Wenn er bei der Thronbesteigung Klemens VI. klagt, *„daß die Kirche des Lateran … ohne Dach und dem Schnee und Regen ausgesetzt sei"* [43], so meldet er Selbstgesehenes. Nun ja, könnte man einwerfen, Petrarca war bekanntlich ein Dichter, und im holden Wahnsinn seiner dichterischen Begeisterung bzw. Entrüstung hat er möglicherweise die düsteren Farben etwas zu stark aufgetragen. Doch werden wir schnellstens eines Bessern belehrt: *„Daß die Schilderung des … Dichters nicht Täuschung ist, bezeugt die Vorstellung, welche die Bürgerschaft Roms im Jahre 1376 an Gregor XI. richtete: ›Kehre zurück, weil Kardinalskirchen, jene geweihten Stätten … heiliger Reste so vieler Blutszeugen, von denen verlassen sind, die … die Verpflichtung haben, für sie zu sorgen, so daß sie an Dächern, Toren und Mauern Not leiden, den Herden offen stehen, die bis zu den Altären im Grase weiden.‹"* [44] – so lautet eine offizielle Mahnung der Bürgerschaft Roms an den Papst nach Avignon. Petrarca hat demnach keineswegs übertrieben; sein Bericht deckt sich mit dem der Bürgerschaft. Könnten aber nicht beide – Petrarca und die römischen Bürger – den Verfall stark übertrieben geschildert haben? Das ist absolut ausgeschlossen. Unmöglich können Petrarca und die Römer den Päpsten und aller Welt vorgelogen haben, die Hauptkirchen Roms seien grasbewachsene Ruinen, wenn das in Wahrheit nicht der Fall war. Man braucht sich nur in die Lage der Dinge hineinzudenken, um das einzusehen. Unsere Berichterstatter schilderten ja nicht etwa im Monde liegende Örtlichkeiten, sondern Lokalitäten, die damals jedermann zugänglich waren. Alle Welt gleichsam konnte sich durch den Augenschein überzeugen, ob die Berichte der Wahrheit entsprachen oder erlogen bzw. übertrieben waren. Wären diese ehrwürdigsten Kirchen und Kultstätten der Christenheit zu jener Zeit nur *„ein bißchen schadhaft und vernachlässigt"* gewesen, hätten sie im übrigen noch fest und ganz dage-

standen mit heilen Mauern und heilen Dächern, so würden sich die römischen Berichterstatter bei gesundem Verstande gehütet haben, das ungeheuerliche Märchen in die Welt zu setzen, in jenen heiligen Stätten weiden die Kühe bis zu den Altären im Grase! Es handelte sich doch nicht um eingestürzte Viehställe, sondern um die ehrwürdigsten Kultstätten, welche die Christen besaßen! Die Päpste, die von ihren Legaten in Rom jederzeit Bericht über den wahren Zustand der Dinge erhalten konnten, würden den verrückt gewordenen Briefeschreibern, welche in einer heilen und dachbedeckten Kirche Visionen von weidenden Herden zu haben vorgaben, die richtige Antwort auf solche „harmlose Übertreibungen" nicht schuldig geblieben sein. Wie gesagt, es handelte sich nicht um irgendwelche Viehställe, sondern um die Hauptkirchen der Christenheit. Und über diese heiligen Stätten so grausame Späße zu kolportieren, würde man sich mit allem Nachdruck verbeten haben. Oder vielmehr: Kein vernünftiger Mensch in Rom wäre überhaupt auf den Gedanken verfallen, derartige Ulknachrichten über die römischen Hauptkirchen zu erfinden, geschweige denn, sie in Klagebriefen in die Welt zu schicken. Wenn die Römer, wenn Petrarca ihre fünf Sinne noch beisammen hatten – was wir doch wohl annehmen müssen –, dann würden sie sich gehütet haben, sich auf so dumme und durchschaubare Art unsterblich vor der gesamten Mitwelt zu blamieren. Übertreibungen können mithin die detaillierten Angaben des Verfalls nicht darstellen; sie müssen vielmehr auf Wahrheit beruhen – unter der einen Voraussetzung allerdings: daß die Quellen echt sind! Was diese Voraussetzung bedeutet, werden wir später erfahren.

Wir haben nunmehr in dem chaotischen Gewoge der sich widersprechenden Quellenberichte über den Zustand Roms einigermaßen festen Boden gewonnen. Beruhen nämlich die Angaben über den trümmerhaften Zustand der Hauptkirchen Roms auf Wahrheit, dann folgt ein anderes mit absoluter Gewißheit, nämlich: die Schilderungen von Rom als Weltstadt mit großer Einwohnerzahl und gewaltigem Leben sind erlogen!

Die Richtigkeit dieser Folgerung zu erhärten, wird jetzt meine Aufgabe sein. Ich entledige mich ihrer, indem ich die Psyche der beteiligten Menschen einer kritischen Betrachtung unterziehe. Immer vorausgesetzt, daß die Quellen echt sind!

Man vergegenwärtige es sich noch einmal: Die Basilika St. Peter und die Laterankirche zu Rom waren – von den Örtlichkeiten Palästinas abgesehen – die heiligsten Kultstätten der Welt, welche die Christenheit besaß. Besonders die altehrwürdige Peterskirche war durch die *„doppelte Heiligkeit des Ortes, als Märtyrerstätte und Begräbnisplatz"* der Christenwelt ans Herz gewachsen. Mit hohen Gnadengaben hatten die früheren Päpste diese Kirche ausgestattet; erfreute sie sich doch der Absolution aller Sünden, das heißt eines vollkommenen Ablasses. (*Historisches Jahrbuch* 30, S. 17) Diese heilige Kultstätte nun soll im Laufe von wenigen Jahrzehnten zur grasbewachsenen Ruine verfallen sein – oder schärfer formuliert: Unter den Augen der Christen Roms soll St. Peter sich langsam in einen Trümmerhaufen verwandelt haben! Gläubige Christen sollen es nicht verhindert haben, daß diese hochheilige Stätte zur Viehweide herabsank! Das ist eine religionspsychologische Unmöglichkeit. Mochte bei jenen Römern das Christentum noch so sehr zur bloßen äußerlichen Form erstarrt sein, mochten sie nur noch Namenschristen sein – ihre angesehenste Kultstätte hätten sie unmöglich zum Viehstall werden lassen. Ja, diese Einstellung äußerlicher Formelhaftigkeit ihres Christentums hätte sie gedrängt, gerade im äußeren Glanze ihrer ersten Kultstätten oberflächliche Befriedigung zu suchen. Das römische Volk wird eben zu einer gottlosen Räuberhorde verwildert sein, der überhaupt nichts mehr heilig war, könnte man einwerfen. Das stimmt jedoch ganz und gar nicht, denn nach einem bereits angeführten Quellenberichte sollen damals zu Rom neben anderen Kirchen 25 Mönchs-, 18 Nonnenklöster und sogar 252 Pfarrkirchen bestanden haben. Die gesamte Geistlichkeit bei diesen Kirchen und Klöstern soll sich nach jenem Berichte aus 785 Weltgeistlichen, 317 Religiösen, 8 Äbten, 126 Mönchen und 470 Nonnen zusammengesetzt haben. (Co., S. 39 f.)

Mag man sich das Christentum dieser Geistlichen – und der Römer überhaupt – noch so veräußerlicht vorstellen, Christen auf ihre äußerliche Weise und gemäß ihrer formelhaften Einstellung waren und wollten sie immerhin sein. Und sie hielten ja auch nach jenem Berichte ihre überaus zahlreichen Kirchen – mit wenigen Ausnahmen – in einem ordnungsmäßigen Zustande. (Wie gesagt, wir behandeln immer diese Quellenangaben so, als wären sie echt!) Diese Christen sollten nun ausgerechnet ihre angesehensten und heiligsten Kultstätten zu grasbewachsenen Trümmerhaufen haben verfallen lassen?! Das ist religionspsychologisch gesehen unmöglich! Überdies wird uns noch anderweitig berichtet, welchen Eifer die Römer noch im Jahre 1308 bewiesen hätten, als es galt, die damals durch eine Feuersbrunst zerstörte Laterankirche wieder aufzubauen. *„Der Brand der Mutterkirche der Christenheit erschien den Römern als ein Strafgericht Gottes. Die Parteiungen und Kämpfe hörten mit einem Male auf. Leute von jedem Alter, jedem Geschlecht, jedem Stande eilten, reuige Buße zu tun. Man hielt feierliche Umgänge, und die büßenden Männer geißelten sich öffentlich. Zu gleicher Zeit begann man auch rasch den Wiederaufbau der Kirche. Männer, Weiber und Kinder legten tätige Hand an, um den Schutt wegzuräumen oder Baumaterialien herbeizuschaffen, auf daß kein Tier dazu gebraucht und so das Heiligtum verunreinigt werde.“* (Pa., S. 343)

Dieselben Römer nun sollten in der Folgezeit völlig interesselos und untätig dagestanden und mit angesehen haben, daß ihre ehrwürdigsten Kirchen in Trümmer sanken?! Ihre religiösen Gefühle sollen gleichsam über Nacht erkaltet sein, weil – der Papst nicht mehr in ihrer Mitte weilte? Und gerade an ihren heiligsten Kultstätten sollen sie urplötzlich jedes Interesse verloren haben?! Das würde religionspsychologisch unerklärlich sein. Gewiß war es in erster Linie die Aufgabe der geistlichen Herren, insbesondere des Erzpriesters von St. Peter, für die Unterhaltung ihrer Kultstätte Sorge zu tragen. Aber soviel ist sicher: wenn diese Herren in ihren Pflichten so unglaublich säumig gewesen wären, daß sie das Dach der Basilika über ihren Häuptern einstürzen

ließen, so würden die römischen Bürger Mittel und Wege gefunden haben, solcher Verschändelung ihres obersten Heiligtums Einhalt zu tun. Mit welchem Eifer hatten sie sich doch noch im Jahre 1308 darangemacht, die zerstörte Laterankirche wieder aufzubauen! Und arme Schlucker waren ja, wie uns die Quellen zu berichten wissen, die Römer auch keineswegs, denn sobald es not tat, konnten sie stattliche Heere ausrüsten. Weiter: *„Es kamen von jeher aus dem ganzen Abendland Scharen von Andächtigen* [in Rom] *zusammen, um an den Gräbern der Apostel zu beten.“* Sollten auch diese Andächtigen in jenen Jahrzehnten mit größter Gleichgültigkeit auf den grasbewachsenen Trümmerstätten der eingefallenen Hauptkirchen Roms gekniet haben? Von welcher Seite her wir auch kritisch beobachtend vordringen mögen, der grenzenlose Verfall gerade der heiligsten Stätten Roms beweist es unwiderleglich: die Glanzschilderungen müssen erdichtet sein! Die Seite der Quellenberichte, die uns eine Weltstadt Rom vor die Augen zaubern möchte, ist erlogen. Denn es ist religionspsychologisch einfach unmöglich, daß die immerhin auch nach dem angeblichen Wegzug der Päpste von Rom noch christlich empfindende Bürgerschaft ihre ehrwürdigsten Kultstätten mit eisiger Gleichgültigkeit langsam in sich zusammenstürzen ließ. Wären auch nur ein paar tausend Einwohner damals in der „Stadt“ gewesen, sie hätten St. Peter niemals zum Viehstall werden lassen. Und nun soll Rom sogar eine Welthauptstadt gewesen sein mit so zahlreicher Bürgerschaft, daß Heere von 22 000 Mann aufgestellt werden konnten! Und gerade für ihre Hauptkirchen soll diese Weltstadt urplötzlich jedes Interesse verloren haben! Denn es gab immerhin noch eine ganze Reihe von anderen, minder bedeutsamen Kirchen, die nach dem vorher schon erwähnten Verzeichnis in ordnungsgemäßem Zustande gehalten wurden! Einzelne Quellenangaben wollen uns heute zwar glauben machen, auch an den Hauptkirchen seien gelegentlich „Reparaturen“ vorgenommen worden; aber wir kennen ja das fabelhafte Ergebnis der „Reparaturen“ zur Genüge: In der Laterankirche und in

St. Peter, bzw. auf ihren grasbewachsenen Trümmerhaufen weideten die Kühe!

Es ist an der Zeit, sich wieder daran zu erinnern, daß wir uns in einem Überlieferungschaos sich widersprechender Quellen bezüglich der „Stadt" Rom bewegen. Die eine Quellenseite sagt uns: Rom war zu jener Zeit eine Einöde, bestenfalls ein Dorf von Viehhirten. Die andere Seite behauptet und will uns in glänzenden Bildern vormalen, das Rom jener Epoche sei eine reichbevölkerte Weltstadt gewesen. Beide Quellenseiten decken sich nicht. Die gesuchte Wahrheit über den damaligen Zustand Roms kann, wie wir sahen, nicht in einer neutralen Mittelzone liegen; sie muß auf einer der beiden Seiten liegen. Und zwar, wie wir sahen, muß die Schilderung der Verfallsseite auf Wahrheit beruhen, oder sagen wir gleich richtiger: der Wahrheit am nächsten kommen. Denn gefälscht sind beide Seiten! Also auch die Verfallsseite. Auch diese Seite der Überlieferung bringt die Wahrheit der Dinge in gefälschter Umhüllung, läßt die Wahrheit nur durch einen Dunst hindurchschimmern. Die Verfallsseite stellt nämlich den Zustand so dar, als sei Rom im Laufe des 14. Jahrhunderts, und zwar infolge der Abwesenheit der Kurie, von einer großen Stadt zu einem Dorf herabgesunken. Rom soll demnach durch den unaufhaltsamen Verfall der einstigen Weltstadt allmählich zum Dorf geworden sein. Aber eben dieser vorgebliche Verfall der angeblichen ehemaligen Stadt ist eine Lüge. Die Wahrheit lautet: Rom war während des ganzen Mittelalters nur ein Dorf. Erst im Laufe des 15. Jahrhunderts ist Rom (wieder) eine Stadt, eben die moderne Stadt der Päpste, geworden.

Den Beweis liefern die Ergebnisse der vorauf gegangenen Untersuchungen. Ich fasse die Ergebnisse noch einmal straff zusammen: In das Zentrum unserer kritischen Beobachtung rückte das „Faktum" des entsetzlichen Verfalls der christlichen Hauptkultstätten in Rom. Dies papierne Faktum ist aus religionspsychologischen Gründen als historisches Faktum unmöglich! Religionspsychologische Umstände erweisen mit absoluter Gewißheit, daß der von der gefälschten Überlieferung berichtete angeb-

liche totale Verfall der beiden christlichen Hauptkirchen erlogen ist. Der angebliche Verfall könnte ja nur infolge absoluter Gleichgültigkeit der damaligen Christen ihren ehrwürdigsten Kultstätten gegenüber möglich geworden sein. Aber eben diese eisige Gleichgültigkeit ist religionspsychologisch unmöglich. Sie ist sozusagen fünffach unmöglich. Hätten wirklich die avignonesischen Päpste jedes Interesse an der wirksamen und erfolgreichen Erhaltung ihrer heiligsten Kultstätten verloren –ihre angeblichen „Reparaturen" waren ja Papparbeit! –, so hätte sich die römische Geistlichkeit die wirksame Erhaltung angelegen sein lassen. Hätte auch diese Geistlichkeit restlos versagt, so würden die Christen Roms wirksame Abhilfe geschaffen haben. Hätte auch die römische Bürgerschaft total versagt, so würden die „massenhaften" frommen Rompilger und mit ihnen endlich die gesamte Christenwelt es nicht zugelassen haben, daß ihre heiligsten Orte zur Viehweide herabsanken. Fünffach ist also die papierne „Tatsache" des gänzlichen Ruins von St. Peter und der Laterankirche als historische Unmöglichkeit religionspsychologisch erwiesen. Der grenzenlose Ruin von St. Peter und der Laterankirche war als historisches Faktum an und für sich unmöglich. Das heißt: niemals hätte sich solcher Verfall geschichtlich ereignen können – wenn diese beiden Kultstätten überhaupt (damals schon) bestanden hätten! Wenn diese Kultstätten tatsächlich vorhanden waren, konnten sie aus religionspsychologischen Gründen niemals in dem geschilderten Ausmaß in Trümmer versinken. Damit haben wir nun aber die historische Quintessenz der gefälschten Überlieferung bezüglich des Zustandes Roms im Mittelalter gewonnen: Rom war die mittelalterlichen Jahrhunderte hindurch ein Dorf, und die angeblichen heiligen Kultstätten konnten niemals verfallen, weil sie noch gar nicht vorhanden waren. Anders formuliert: Rom war noch im 14. Jahrhundert ein einfaches, unbedeutendes Hirtendorf, weil damals die Kultstätten der Apostelfürsten noch gar nicht existierten. Und weil diese Kultstätten noch nicht existierten, konnte auch keine an ihr Dasein geknüpfte Tradition, also auch nicht die Tra-

dition von der *Sedes Romana* im 14. Jahrhundert im christlichen Bewußtsein vorhanden sein! Das Rätsel des angeblichen Exils der Kirche verschmilzt so mit dem Rätsel der Stadt Rom im Mittelalter zu einem großen Rätselkomplex; und beide Rätsel finden eine und dieselbe Lösung. Diese Lösung heißt: Rom ist während des Mittelalters niemals die Residenz der „Päpste" gewesen; es war ein unbedeutendes Dorf; die Stadt Rom, die Stadt der Päpste und der christlichen Kultstätten ist Rom erst im Verlaufe des 15. Jahrhunderts geworden.

Ich bin mir darüber klar, daß sich die relativistischen Geschichtsforscher gegen dies Ergebnis mit Heftigkeit auflehnen werden. Ich kenne auch die hergebrachten Einwürfe bereits, mit denen sie ankommen werden. Ihr Repertoire wird lauten: Der unbesonnene Verfasser hat die Quellen vergewaltigt und so lange gepreßt, bis das gewünschte Resultat herausquoll. Er hat richtige Beobachtungen künstlich isoliert und alle unbequemen gegenteiligen Quellenaussagen unter den Tisch fallen lassen. Die Kritik des Verfassers an den Quellenangaben muß als unmethodisch zurückgewiesen werden. So werden die Anklagepunkte lauten; aber wie steht es mit der Berechtigung?

Die Anklage bricht von Anfang bis zu Ende haltlos in sich zusammen; ja, sie kann einfach nicht erhoben werden, weil sie gar nicht den Tatsachen entspricht. Ich habe nämlich die Quellen durchaus nicht vergewaltigt, gepreßt und isoliert, und anderenteils ist meine Kritik am Leitseil straffster Methodik zu ihrem Ergebnis gelangt. Relativistische Schaukelmethodik habe ich aus mehrfach dargelegten Gründen allerdings nicht getrieben; denn schließlich will ich ja keine relativen Scheinwahrheiten zutage fördern, sondern die historische Wahrheit in ihrer endgültigen, absoluten Gestaltung ermitteln. Zu diesem Zwecke habe ich die Quellenangaben vorerst auf ihren wesentlichen Gehalt, eben auf das Grundsätzliche, auf ihren Aussage-Kern hin geprüft. Dabei ergab sich ein krasser Dualismus der Quellenaussagen; ein Keil des Widerspruchs spaltete, wie wir sahen, die Quellen in zwei Hälften, die sich nicht zur Deckung bringen ließen. Relativisti-

sche Quasi-Methodik setzt nun ihren Ehrgeiz darein, das Unmögliche dennoch fertigzubringen und müht sich – natürlich vergeblich – ab, aus den sich widersprechenden Quellen einen Sinn herauszudestillieren. Dabei wird von den Relativisten nun eine Vergewaltigung der störrischen Quellen ausgeübt, daß es nur so eine Art hat! Was mir die Relativisten vorwerfen möchten, das betreiben gerade sie nach Herzenslust: die Quellen vergewaltigen, pressen, isolieren oder unter den Tisch werfen. Sie können gar nicht anders als gewalttätig vorgehen, denn ohne Brutalität und Ignorieren unbequemer Quellenseiten geben die sich widersprechenden Aussagen keinen Sinn her. Ich dagegen habe es gar nicht nötig, die Quellen zu vergewaltigen und zu isolieren. Meine Betrachtung zielt einfach auf das Wesentliche, den Kernpunkt aller Quellenaussagen ab, ich suche jeweils den archimedischen Punkt in der (gefälschten) Überlieferung. In unserem Falle besteht dieser archimedische Punkt in dem papierenen Faktum des grenzenlosen Verfalls Roms, und zwar in dem angeblichen totalen Ruin der heiligsten Kultstätten Roms und der Christenheit. Ohne Quellen zu vergewaltigen oder künstlich zu isolieren, ergibt sich eben dies Faktum ganz ungezwungen jedem Beobachter als das Wesentliche aller Aussagen. Auf diesen Kern richte ich dann meine ganze kritische Aufmerksamkeit. Der Kern bietet uns aber in konzentriertester Form nichts anderes als – ein papierenes Faktum! Die große Frage erhebt sich nun sofort: Kann dies papierne Faktum als ein historisches Faktum angesehen und hingenommen werden? Da wir uns ja im Gehege gefälschter Überlieferung befinden, so ist diese Erwägung nicht nur statthaft, sondern unbedingt erforderlich. Das papierne Faktum wird also auf seinen historischen Wahrheitsgehalt hin untersucht; und das geschieht, indem ich nunmehr aus dem papierenen Quellenchaos heraustrete und die lebendige Erfahrung zum Richter anrufe. An der Erfahrung prüfe ich die Möglichkeit des papierenen Faktums. Hinter jedem papierenen Faktum können und müssen wir uns die Menschen vergegenwärtigen, die das angebliche Faktum einst verwirklicht haben. Auf die Psyche

dieser lebendigen Menschen-Faktoren kommt alles an. Ist aus der Psyche der Menschen jener Epoche das in Frage stehende Faktum erklärbar? – Dies ist der Zentralpunkt unserer Untersuchung. Jene Menschen waren Christen: Christen-Psychologie muß also getrieben werden. Das Ergebnis der daraufhin angestellten religionspsychologischen Untersuchung ergab jedoch die glatte Unmöglichkeit des papierenen Faktums als historisches Faktum. Aus dieser festgestellten Unmöglichkeit folgte das Endergebnis zwangsläufig: Rom war während des ganzen Mittelalters ein Dorf – in diesem Dorf hat es auch vor dem 15. Jahrhundert noch keine Kultstätten der Apostelfürsten gegeben – denn eine *Stadt* Rom ist erst im 15. Jahrhundert entstanden.

Gegen unser auf den Kern der papierenen Überlieferung fußendes und durch die lebendige Erfahrung erhärtetes Generalergebnis kann nichts an. Die Historiker mögen noch soviel beschriebenes Pergament herbeischaffen, um papierne „Gegenbeweise" aufzustellen: mit der erkannten Unmöglichkeit des papierenen Hauptfaktums als historisches Ereignis ist die gefälschte Überlieferung als wertlose Makulatur erwiesen. *„Hören Sie doch"*, rufen die Relativisten, *„daß Rom damals wirklich eine bedeutende Stadt war, beweist doch schon allein die bekannte Revolution des Cola di Rienzo!"* Leider beweist die schöne Geschichte dieses *„Heldenspielers im zerlumpten Purpur des Altertums"* gar nichts im Hinblick auf den Zustand Roms jener Tage. Denn Cola di Rienzo ist eine total erdichtete Person. Seine „Geschichte" ist eine vom Anfang bis zum Ende erdichtetes dramatisches Märchen! Ich werde an anderer Stelle über diese Tragikomödie ausführlich berichten. Hier bleibt mir nur noch übrig, einem andern Einwande entgegenzutreten. Dieser Einwand wird von archäologischer Seite kommen.

Bereits in der *„Fälschung der deutschen Geschichte"* habe ich Andeutungen auch über archäologische Fälschungen fallen lassen. Als die Fälschungsleitung ihren Plan, die Gesamtüberlieferung des Mittelalters gemäß ihrer Tendenz neu zu schaffen, in die Wirklichkeit umzusetzen begann, war sie sich darüber klar, daß

nicht nur in Pergament, sondern auch in Stein und Erde gefälscht werden mußte. Um die eingeschlagene Linie der Beweisführung nicht ganz und gar abzubiegen, kann ich auch jetzt noch nicht mit aller nötigen Ausführlichkeit den archäologischen Problemkomplex in die Erörterung einbeziehen. Ich muß weiterhin den Leser auf ein späteres Sonderheft vertrösten. Bis auf weiteres müssen die Untersuchungen der literarischen Überlieferungshälften das Feld behaupten. Um das Hindernis der „tatsächlich" doch nach archäologischem Befund *„im ganzen Mittelalter zu Rom vorhandenen Kirchen Lateran und St. Peter"* zu beseitigen, muß hier folgender Hinweis genügen.

Da zeigte man also am Ende des 14. Jahrhunderts zu Rom, das nach dem Biographen Martins V. (1417 –1431) *„kaum die Gestalt einer Stadt hatte"* (P., S. 167) – also damals als „Stadt" erst in den Anfängen steckte – auf zwei grasbewachsene Ruinen und sagte den erstaunten römischen Viehhirten: Das hier sind die Reste der einst hochangesehenen Kirche im Lateran – und das dort sind die Übrigbleibsel der altehrwürdigen Basilika von St. Peter! Wie gesagt: unsere römischen Viehhirten staunten; aber was sollten sie dagegen einwenden, wenn ihnen zwei Trümmerhaufen also bezeichnet wurden? Sie nickten schließlich mit den Köpfen und sprachen: Jawohl, so ist es. Es war ja nichts leichter, als in jener Zeit zwei römischen Ruinen Namen zu geben! Kein Mensch kannte sich nämlich damals in den alten Ruinen weniger aus als die Römer! *„Petrarca errötete über die tiefe Unwissenheit der Römer, er fand, daß Rom nirgends weniger gekannt wurde, als in Rom selbst."* (Gr., S. 206) Wie also nichts leichter ist, als einem unbekannten Dinge einen Namen zu geben, so konnten die Väter der Aktion den Römern und aller Welt unbedenklich zwei Ruinenhaufen als die – leider durch die lange Abwesenheit der Päpste so gräßlich verfallenen – christlichen Hauptkirchen bezeichnen. Von einer Treppe in der Kapelle auf dem Platze vor dem Lateran, der *scala santa,* weiß ja heute noch die „Tradition" zu berichten, es sei die Treppe vor dem Hause des Pilatus in Jerusalem, über welche Christus den Leidensweg antrat. Wirklich,

nichts leichter, als einem unbekannten Dinge, sei es auch aus Stein, einen Namen anzuhängen.

Aber, werfen nun die Archäologen ein, beim Abbruch der alten Peterskirche unter Martin V. hat man in und unter dem alten Gemäuer unter anderem Inschriftsteine gefunden, die „unzweifelhaft" altchristlichen Ursprungs sind. *„Ehe wir sie einzeln in Augenschein nehmen"*, bemerkte schon Erbes in der *Zeitschrift für Kirchengeschichte,* Bd. 7, S. 15, *„müssen wir doch noch allgemein eingestehen, welch ein mißliches Beweismaterial eine Inschrift ist, die leicht von sonsther geschleppt werden konnte."* Erbes hat hierbei zwar nicht an die Väter der Fälschungsaktion gedacht, aber wir denken recht lebhaft an diese Leute! Für sie war nun eine andere Tätigkeit ebenfalls ein Kinderspiel: solche Inschriftsteine einfach neu herzustellen, das heißt zu fälschen! Mit anderen Worten: Die literarischen Fälschungen mußten durch archäologische Fälschungen verstärkt werden, und sind auch durch Erde und Stein in hervorragendem Maße gestützt worden.

Es bleibt dabei, daß gegen das religionspsychologische Generalergebnis nichts ankämpfen kann, weder gefälschte Schrift auf Pergament noch auf Stein. Auf dem archimedischen Punkte unseres Generalergebnisses stehend, sind wir in der Lage, alle gefälschte Überlieferung bezüglich des vorgeblichen Zustandes der „Welthauptstadt" Rom im Mittelalter aus den Angeln zu heben.

Ich wage zu behaupten: Ein geometrischer Beweis kann nicht schärfer und folgerichtiger sein als obige religionspsychologische Beweisführung. Denn auch ich gehe von einem Axiom aus: von dem Axiom des katholischen Glaubens, wie es in der Tradition von der *Sedes Romana* seinen Ausdruck gefunden hat. Mit der Notwendigkeit einer logischen Deduktion folgt aus jedem Axiom der verkündete religionspsychologische Beweis.

4.

Das Rätsel der mittelalterlichen Ketzer

Wenn Rom während des Mittelalters ein unbedeutendes und fast zu bekanntes Dorf war; wenn die Apostelkirchen zu Rom und im Zusammenhang damit die Tradition von der päpstlichen *Sedes Romana* erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts entstanden; wenn andererseits die Residenz der Päpste im 14. Jahrhundert zu Avignon im wesentlichen ein echt historisches Faktum darstellt — haben dann die Päpste etwa auch während des ganzen Mittelalters zu Avignon residiert?? Diese naheliegende Frage hat der Leser bereits einmal aufgeworfen. Ich beantworte sie nunmehr mit einem Nein! Aber wo um alles in der Welt sollen dann die Päpste während der mittelalterlichen Jahrhunderte ihre Residenz gehabt haben? ruft mit berechtigtem Erstaunen der Leser. Um den Leser nicht auf die Folter zu spannen, bemerke ich an dieser Stelle vorläufig wenigstens das eine: Der Kern des auftauchenden Rätsels liegt in der Begriffsbestimmung „Päpste". Man bedenke: Wenn es keine Tradition von einer *Sedes Romana* im Mittelalter gab (eben weil es keine Grabstätte des Apostelfürsten Petrus in Rom gab), kann dann überhaupt auch die Tradition von der Apostelnachfolge des römischen Bischofs im Mittelalter bestanden haben? Kurz und bündig gesprochen: Kann es im Mittelalter Oberhirten der Kirche im monarchischen Sinne, kann es „Päpste" gegeben haben? Die mittelalterliche „Geschichte" belehrt uns zwar auf tausenden von Pergamentseiten, daß und wie sich aus der Stellung des römischen Bischofs als Nachfolger Petri die hierarchische Spitzenstellung der „Päpste" „historisch" entwickelt habe; aber leider ist, wie wir wissen, die mittelalterliche Geschichte von Grund auf verfälscht und daher für die wirkliche Entstehung des Papsttums der unzuverlässigste und unglaubwürdigste Zeuge. Wie aber ist das neuzeitliche Papsttum wirklich entstanden? Seit wann gibt es monarchische Oberhirten der „allgemeinen" Kirche, seit wann gibt es „Päpste"? Das ist die Frage. Indem wir noch einen kurzen, notwendigen Umweg zu-

rücklegen, werden wir auch die Antwort auf diese Frage finden. Der notwendige Umweg aber besteht in der kritischen Erörterung der mittelalterlichen Ketzergeschichte, in die wir nun eintreten wollen.

Es ist jedem Gebildeten bekannt, daß es im Mittelalter Ketzer (Häretiker) gegeben hat. Als Ketzer wurden diejenigen gebrandmarkt, welche religiöse Ansichten vortrugen, die dem ein für allemal von der katholischen Kirche festgesetzten (definierten) Lehrgehalt widersprachen. Häresie oder Ketzerei bedeutete also im Grunde genommen immer Widerspruch gegen Rom. Die herrschende Kirche erklärte den häretischen Tatbestand für ein Verbrechen an der durch Christus in seiner Kirche verkörperten göttlichen Weltordnung, das durch Vernichtung des verbrecherischen Ketzers zu sühnen sei. Wie man weiß, war es Sache des weltlichen Armes, das Urteil zu vollstrecken.

Allgemeines über die mittelalterlichen Ketzer

Vertiefen wir uns in die Ketzergeschichte, wie sie uns von der gefälschten Überlieferung dargeboten wird, so fällt sofort das ungemein häufige Vorkommen der Häresie und eine buntscheckige Verschiedenartigkeit der im späteren Mittelalter hervortretenden Ketzergruppen auf. In jeder Epoche und überall stoßen wir vom 10. Jahrhundert an auf mehr oder weniger ausgedehnte Ketzernester innerhalb der christlichen Welt. Die Häresie erscheint in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters also nicht etwa als vereinzeltes Vorkommnis, sondern als eine gleichsam notwendige Angelegenheit der breiten Masse, als ein andauernder und mit Hartnäckigkeit immer wieder hervorbrechender spezifischer Geisteszustand der damaligen Christenheit überhaupt. Man sieht sich einer gewaltigen, eigenartigen religiösen Flut gegenübergestellt, die hin und her wogt, auf und niedersteigt und oftmals die offizielle Kirche in ihren Grundfesten zu erschüttern droht. Äußerst schwer fällt es, in diesem wogenden Meer der Häresie Grenzlinien zu ziehen, welche die einzelnen

„Sekten“ voneinander sondern und als geistig bestimmt gestaltete Teile des Ganzen erkennen lassen. Die Quellen warten freigebig mit Ketzernamen wie mit ketzerischen Lehren auf; aber bemüht man sich, auf Grund der Quellenberichte eine bestimmte „Sekte“ einmal als Sonderorganismus herauszustellen, so stößt man sehr bald auf merkwürdige Schwierigkeiten. Diese Quellen treiben ein neckisches Spiel mit dem doch so ernsthaft forschenden Historiker. Da sagt ihm die eine Quelle: Nun will ich dir von der Sekte X erzählen – und was sie dann ausplaudert, handelt in Wirklichkeit von der Sekte Y! Beispiele für das sonderbare Gehaben der mittelalterlichen Ketzerquellen werden dem Leser später noch vorgeführt werden. Natürlich haben sich die ernsthaften Geschichtsforscher von den unartigen Quellen solche Späße verbeten. Indem sie dann energisch zupackten und auch vor Vergewaltigungen keineswegs zurückscheuten, haben die Forscher endlich doch noch – wie sie glauben – ermittelt, was bezüglich der mittelalterlichen Ketzerei „historische Wahrheit“ ist. Lassen wir uns erzählen, was die Historiker also herausgefunden haben.

Eine große Ketzerfamilie, so belehrt man uns, war im Mittelalter unter dem Namen: die Katharer bekannt. Andere Bezeichnungen für diese Sekte waren beispielsweise: Patarener, Publikaner, Runkarier und (in Frankreich) Albigenser. Diese Katharer, die „Reinen“, waren auch Christen, aber Christen auf ihre Weise und gemäß ihren Anschauungen vom Christentum. Diese „neuen Manichäer“ sollen gnostische Ansichten über den Ursprung des Übels vertreten haben. So verkündeten sie: *„Christus ist Gott untergeordnet und kann, da die Materie von dem Demiurg oder bösen Prinzip ihren Ursprung hat, keinen wahren menschlichen Körper, sondern nur einen Scheinkörper haben, so daß er nicht wirklich gelitten hat, gestorben und auferstanden ist.“* [45] So glaubten also alle Katharer? O nein! Andre gelangten bei ihren Spekulationen zu anderen Resultaten. Beispielsweise soll Johannes von Lugio gelehrt haben, Christus habe doch einen wahren menschlichen Körper angenommen. Einige Katharer hielten Christus für einen bloßen

Menschen, andere dagegen für einen menschgewordenen Engel. (Ha., S. *65)* Wie der Leser sieht, waren also die „Katharer" in ihren spekulativen Glaubenslehren durchaus nicht einig. Nur in der allgemeinen Opposition gegen die katholische Kirche traten diese Ketzer einig auf. Die katholische Kirche sei nicht die rechte Kirche Christi, und ihre Priester seien nicht die rechten Verwalter der Sakramente, erklärten die Katharer insgesamt. Daher verwarfen sie die Sakramente der falschen Kirche und setzten an deren Stelle eigene Sakramente, wie die Auflegung der Hände (das sogenannte *consolamentum* oder die „Tröstung") und die Einsegnung des Brotes. Was die äußeren Einrichtungen der offiziellen Kirche betraf, so erklärten sie sich gegen alle kirchlichen Gebräuche, die zum Kultus gehörten, gegen Prunk, Weihwasser, Kreuze, Wallfahrten. Sie ließen auch keine Heilige gelten und verwarfen die sogenannte Tradition (Aussprüche und Erklärungen der Kirchenväter), da sie der Ansicht waren, die Lehre Christi und der Apostel reiche hin zur Erlangung der Seligkeit. Ihr schärfster Widerspruch richtete sich gegen das römische Priestertum, gegen Episkopat und den Papst. Weil diese römische Priesterkirche vom wahren Evangelium Christi abgefallen sei, deshalb wurde ihr von den wahren Christen, eben von den Katharern, jeder Gehorsam verweigert. Es gab übrigens unter den Sektenmitgliedern zwei Klassen: 1. die Perfekti oder die Vollkommenen, 2. die Credentes oder die noch Unvollkommenen, das heißt die gewöhnlichen Gläubigen. Diese Unterscheidung fand statt nach dem erreichten Grad des Eindringens in den Geist der katharischen Glaubenslehren. Von den Unvollkommenen wird nun etwas Merkwürdiges berichtet: Sie hielten nämlich äußerlich nach wie vor zu der so verhaßten römischen Kirche! *„Die Gläubigen kamen in die katholischen Kirchen, feierten alle herrschenden Zeremonien mit und ließen es durch nichts merken, daß sie innerlich der Katholizität nicht mehr angehörten. Eine Trennung von der römischen Kirche war äußerlich gar nicht erfolgt."* [46] Nicht nur die Katharer, auch die Waldenser, von denen sogleich die Rede sein wird, blieben also äußerlich im Schoße der katholischen Kir-

che. Wenigstens sei es zeitweise so gehandhabt worden, berichten die Quellen. Warum? Aus naheliegendem Grunde: durch solche Tarnung ihrer „wahren" Ansichten suchten sich nämlich die Ketzer dem Zugriff der Inquisition zu entziehen.

Wir kommen nun zur zweiten Hauptgruppe der spätmittelalterlichen Ketzer, zu den Waldensern (auch Leonisten oder die Armen von Lyon genannt).

Über den Ursprung dieser Sekte sind recht unklare und sich widersprechende Berichte überliefert. Wir werden in einer kritischen Betrachtung auf sie noch zurückkommen. Die unter den Relativisten herrschende Ansicht geht dahin, daß im Jahre 1177 oder 1178 ein reicher Bürger zu Lyon, Petrus Waldes (Waldus, Waldo) die Waldensersekte ins Leben gerufen habe. Waldes sei durch eifriges Lesen der biblischen Bücher dazu gekommen, sein ganzes Vermögen den Armen zu schenken und, fortan in echt evangelischer Armut lebend, den Menschen das unverfälschte Evangelium Christi zu predigen. Wir sind begierig, zu hören, welche Ansichten denn nun Waldes' Anhänger und Nachfolger über Glauben und Lebenswandel eines wahren Nachfolgers Christi verkündeten – und sind einigermaßen erstaunt, im großen und ganzen die schon bekannten Ansichten der Katharer zu vernehmen. Auch die Waldenser sahen im Neuen Testament das Fundament des Glaubens, und wenn sie das Alte Testament auch nicht, wie die Katharer, gänzlich verwarfen, so haben sie es doch *„bis auf gelegentliche Beweisstellen vernachlässigt"*. Wie die Katharer erklärten sie sich gegen Anbetung der Heiligen, der Hostie und die Verehrung des Kreuzes. *„Sie wollten nichts wissen von prächtigen Gotteshäusern, von kostbarem Kirchenschmuck und Kirchengerät, von Lichtern, Bildern und Kunstgesang … Als wertvoll blieb nichts anderes als die Schriftbetrachtung und Gebet, Taufe, Abendmahl und Beichte."* (H. 4, S. 905) Genau wie bei den Katharern finden wir bei der waldensischen Gruppe die Unterscheidung ihrer Glieder in Perfekti und Credentes. Und auch von diesen waldensischen Credentes wird berichtet, daß sie sich äußerlich nicht von der befeindeten offiziellen Kirche abgesondert

hätten; wenigstens nicht von der ersten Zeit nach Gründung ihrer Gemeinschaft und dann wieder nicht im letzten Jahrhundert des Mittelalters.[47] Zeitweise sollen sich also auch die einfachen Gläubigen der katholischen Kirche, insbesondere ihrer Sakramentsverwaltung, ferngehalten haben. Überhaupt herrschten in den Untergruppen der großen Waldensersekte große Meinungsverschiedenheiten in vielen Dingen, sogar hinsichtlich wichtiger Glaubenssätze. Worin aber bestand denn das wesentlich Neue, das Petrus Waldes und seine Nachfolger der Christenheit bringen wollten? Nach zwei bedeutenden Forschern, Dieckhoff und K. Müller, bestand das Neuartige darin, daß Waldes einen von der katholischen Kirche unabhängigen Laienpredigerstand schuf. *„In diesem freien Prädikantenwesen haben wir die eigentliche Stiftung des Petrus Waldus. und zugleich das Eigentümlich-Neue zu erkennen, was sich an das Auftreten desselben anschloß."* [48] Nun stellt in Wirklichkeit solches Laienpredigertum der Waldenser durchaus nicht ein Eigentümlich-Neues dar, denn seit langem hatten bereits die Katharer ihre apostolischen Laienprediger durch die Lande geschickt. K. Müller, der sich an einer Stelle auch über *„Beziehungen zwischen Katharern und Waldensern"* ausläßt, sagt das auch selbst: *„Auf beiden Seiten eine Genossenschaft …, die sich Brüder und Schwestern nennen, als Nachfolger der Apostel arm und ohne Eigentum von Ort zu Ort ziehen und in Unterweisung und Beichte ihre Freunde geistlich versorgen."* (M., S. 136) Waldes und seine Genossen müssen weltfremde Einsiedler gewesen sein, wenn sie glauben konnten, mit ihrem Prädikantenwesen etwas Eigentümlich-Neues geschaffen zu haben. Allerdings vertraten sie nicht die katharische Ansicht vom Dualismus des guten und bösen Prinzips. Aber fast in allen wesentlichen Dingen sagten, wollten und glaubten Katharer und Waldenser das Gleiche. Trotzdem ereignete sich mit dem Auftreten der Waldenser in der Ketzerwelt etwas Überraschendes: Das Waldensertum verschlingt gleichsam das Katharertum.

Das Katharertum, diese bis zum Auftreten von Waldes trotz aller Verfolgungen so mächtig anschwellende Ketzerwelle, steht

gegen Mitte des 13. Jahrhunderts nicht nur plötzlich still, sondern ebbt im Zeitraum weniger Jahrzehnte gänzlich ab. Über Nacht fast sterben alle Katharer aus! Sie sind von den Waldensern überflügelt und aufgesogen worden, konstatiert die Forschung als „Faktum". *„Wir stehen hier dem Erlahmen und dem Untergange einer Weltanschauung gegenüber, die eine Zeitlang eine gewaltige Anziehungskraft ausgeübt hatte. Aber wir vermögen den Vorgang im einzelnen nicht zu verfolgen."* (H. 5,1, S. 406) Richtiger muß es heißen: Wir vermögen dies rätselhafte Verschwinden des Katharertums an und für sich einfach nicht zu begreifen. Mich verblüfft nicht nur der Ausgang des Konkurrenzkampfes zwischen Katharern und Waldensern, sondern bereits die „Tatsache" eines solchen Konkurrenzkampfes an sich. Was predigte denn so ein neuer Wanderapostel der Waldenser den Katharern? Etwas Eigentümlich-Neues? Gar etwas Besseres, als ihr alter Glaube sie lehrte? Keineswegs! Die Katharer hörten von den neuen Waldenseraposteln im Grunde das Gleiche, was ihre eigenen Prediger schon immer verkündet hatten. „Es *ist eine geradezu frappierende Tatsache, daß derselbe Grundstock religiöser Ideen, (und zwar häufig bis in alle Einzelheiten) mindestens sieben Jahrhunderte hindurch bei allen evangelischen Gemeinden,* [wie bei den Katharern und Waldensern] *mögen sie in Spanien oder in Ungarn, in Apulien oder in Belgien, in der Provence oder in Ostpreußen sich finden, wiederkehrt."* [49] Insbesondere ist, wie gesagt, die Übereinstimmung des Katharer- und Waldensertums frappierend; ein Grund für die Katharer, nun plötzlich aller Orten das gute Alte zu verleugnen, lag also gar nicht vor. Gewiß, die manichäischen Katharer philosophierten gern über den Ursprung des Bösen und redeten dann vom guten und bösen Prinzip. Aber was ging solch philosophisches Haarspalten den gemeinen Mann an? Dem kam es darauf an, was die neuen Prediger beispielsweise über Sakramente, über Bilder- und Heiligenverehrung und über das ganze hierarchische System der verhaßten katholischen Kirche zu verkünden hatten. In allen diesen Dingen aber klang die Rede eines waldensischen Predigers nicht im geringsten anders als die Rede ihrer bisheri-

gen Prediger. Aber merkwürdig: wo sich die neuen Prädikanten der Waldenser nur blicken lassen – in wenigen Jahrzehnten haben sie in allen Ländern(!) das Katharertum von der Bildfläche getilgt. Vorläufig wollen wir uns mit der bloßen Konstatierung dieses befremdlichen Faktums der papierenen Überlieferung zufrieden geben.

Quellenkritisches zur mittelalterlichen Ketzergeschichte

Über die Quellen der Ketzergeschichte gilt durchaus, was Keller sagt: „Es *gibt kaum ein Gebiet der politischen und kirchlichen Geschichte …, welches so verwirrt und entstellt ist wie die Geschichte der Ketzer. Die Quellen sind nicht bloß verhältnismäßig spärlich, sondern, weit schlimmer ist, sie sind im höchsten Grade unzuverlässig und entstellt.* " (K., S. 12) *„Nachdem mit Hilfe äußerer Gewalt der Sieg der einen Partei* [der Kirche] *entschieden war, wurde mit derselben Energie, mit welcher man gegen die Personen vorging, auch der Kampf gegen die Literatur des unterlegenen Teils eröffnet. So kommt es, daß wir aus den wichtigsten Perioden des Waldensertums fast ausschließlich auf die Berichte ihrer Gegner angewiesen sind.*" (K., S. 14) Dieser Satz gilt nicht nur von der die waldensische Sekte betreffenden Literatur, sondern auch, ja noch mehr, von der Überlieferung des Katharertums. Es sind katholische Schriftsteller, also Gegner der Ketzer, denen wir unser Wissen von der katharischen Sekte verdanken. Vom Parteistandpunkte aus wird also Bericht erstattet. Nehmen wir nun einmal an, die betreffenden katholischen Quellen aus dem 12. bis 15. Jahrhundert seien an sich echt – wie würden sich in diesen „echten" Quellen der katholische Parteistandpunkt ausgewirkt haben? Ich habe schon an anderer Stelle (*Die historischen Welträtsel*) einmal gesagt: Die Entstellung der Wahrheit in echten, zeitgenössischen Darstellungen hat ihre Grenzen. Parteilich gefärbte Darstellung wird aus begreiflicher Ursache niemals in hemmungslose Phantasie ausarten. Es ist sozusagen selbstverständlich, daß die katholischen Chronisten jener Zeit den Ketzern und Ketzergruppen in moralischer Hinsicht das Allerschlechteste andichteten. Wenn uns die Ketzer von ihren

kirchlichen Gegnern als arge Bösewichter und Teufelskinder geschildert werden, so wird uns das nicht wundernehmen; es wundert uns vielmehr aufs höchste, daß diese erbitterten Gegner das Bild der Ketzer im allgemeinen so auffallend wenig in häßlichen Farben malen. Nicht ganz selten schwingen sogar in ihren Berichten anerkennende und bewundernde Töne mit. So wird gesagt, daß die „verruchten Ketzer" ungemein strenge Fasten hielten; ferner: *„die Ketzer hätten die Ehe nur statuiert, welche zwischen dem jungfräulichen Manne und dem jungfräulichen Weibe abgeschlossen wurde"*. (F., S. 307 f.) Nach parteiischer Herabsetzung und Beschimpfung klingt so etwas gerade nicht.

In den angeblich echten Quellen wirkt sich nun merkwürdigerweise der „Parteistandpunkt" in ganz anderer Hinsicht „verheerend" aus; in Dingen nämlich, die parteilich gesehen, höchst gleichgültig waren. Eine parteilich gleichgültige Sache war zum Beispiel der Name einer Ketzergruppe. Allen Zeitgenossen waren die Namen der großen Ketzersekten bekannt, und auch die Chronisten fanden vollauf Gelegenheit, sich über die Namensbezeichnungen zu erkundigen. Waren doch einige von diesen Berichterstattern nicht nur als Inquisitatoren in Ketzerkreisen praktisch tätig, sondern sogar selbst Mitglied einer Sekte gewesen und reumütig in den Schoß der Kirche zurückgekehrt. Für diese Chronisten lag vom Parteistandpunkt her gar kein Grund vor, ihren wohlunterrichteten Mitmenschen dadurch Sand in die Augen zu streuen, daß sie etwa einer allbekannten Sekte den Namen einer bekannten anderen Sekte unterschoben. Ihre Zeitgenossen hätten über solch kindische Taktik die Köpfe geschüttelt, und die Berichterstatter hätten selbst die Glaubwürdigkeit ihrer sonstigen Angaben auf ganz dumme Weise erschüttert. Es muß also stutzig machen, daß bei den katholischen Chronisten gerade in bezug auf die Namen der bedeutendsten Ketzergruppen oft die allergrößte Verwirrung und Unklarheit herrschen. Und nicht nur bezüglich der Namen herrscht Verwirrung; es hat den Anschein, als hätten diese berichterstattenden „Zeitgenossen" auch von den spezifischen Lehrmeinungen der einzelnen

Ketzergemeinschaften gar keine rechte Vorstellung. Wie Kraut und Rüben wird da alles bunt durcheinandergeworfen.

Als lehrreiches Beispiel sei ein mittelalterliches Werk, richtiger eine Kompilation von Ketzerschriften vorgeführt, die – natürlich! – in mehreren Rezensionen erhalten ist, welche – ebenso natürlich! – von einander abweichen. Der Grundstock dieser Sammlung besteht in der Schrift *Summa de Chataris et Leonistis* des Rainer Sachoni. Dieser angeblich um 1260 verstorbene Verfasser hatte selbst mit 17 Jahren den Katharern angehört, war dann aber in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt und verfolgte später als Dominikaner-Inquisitor seine früheren Glaubensgenossen. Von ketzerischen Dingen hatte dieser Chronist also aus eigener Anschauung gute Kenntnisse, so daß man von seinem Werke besonders genaue Aufklärung erwarten dürfte. Aber leider – und selbstverständlich! – ist das echte, reine Werk des Verfassers verloren! „*Freilich besitzen wir das Buch nicht mehr in der ursprünglichen Form. So wie der Jesuit Greiser es zuerst herausgegeben hat, stellt es sich deutlich als mit mehreren anderen Schriften kompiliert dar, und auch der bei Martène und Durand und bei d'Argentré gegebene Text ist nicht rein … Neuerdings hat Präger eins der interpolierten Stücke in zwei Handschriften der Münchner Hof- und Staatsbibliothek wieder aufgefunden und als das Werk eines Passauer Anonymus aus der Mitte des 13. Jahrhunderts bestimmt nachgewiesen.*“ [50] Uns interessiert gar nicht, was die Forschung vermittels ihrer blinden Relativmethode bezüglich der angeblichen Verfasserschaft oder des Interpolators ausfindig gemacht hat; uns interessiert aber ungemein das Werk oder vielmehr die drei verschiedenen Rezensionen des Werkes selbst.

Eine lebendige Schilderung des Inhalts dieser Rezensionen gibt uns Flathe (a.a.O., S. 376 f.). Wir wollen sie gekürzt hierhersetzen. 1. Rezension (bei Martène): „*Diese Ausgabe … hebt mit dem Versprechen an, daß der Verfasser zwei ketzerische Hauptsekten schildern wolle, die Katharer zuerst, welche dieselben wären wie die Armen von Lyon. Die Darstellung selbst aber erfüllt dieses Versprechen nur sehr unvollständig. Denn nur die Schilderung der eigentlichen Kathe-*

rer wird gegeben. An Schlusse findet sich zwar etwas angehängt über die Armen von Lyon, aber dieses Etwas ist ungemein wenig, enthalten in wenigen Zeilen. Die Armen von Lyon werden wieder eingeteilt in zwei Klassen, diesseits und jenseits der Berge, die Pauperes Ultramontani und Pauperes de Lombardia … Sehr bemerkt zu werden verdient, daß der Verfasser sich Mühe gibt, einen Unterschied beider Klassen … zu begründen, welches ihm sehr schlecht gelungen ist … Was er… als … Verschiedenheit aufstellt, ist Übereinstimmung in der Sache, so daß die Verschiedenheit nur in den gebrauchten Ausdrücken liegt … Deutlich ist das Streben des Verfassers, eine Sektenverschiedenheit, wo in der Tat keine ist …, durch ganz willkürliche Aufstellungen zu begründen. " – 2. Rezension (bei d'Argentré): *„Es folgt eine zweite … Ausgabe, welche die erstere an Seltsamkeit noch überbietet. Denn* [es] *kommen zwei Aufsätze, der eine über die Waldenser … Reiners Absicht war offenbar gewesen, die Waldenser hinzustellen als eine eigene Sekte … Dreiunddreißig Ketzereien dieser Waldenser zählt er auf. Eine solche Aufstellung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der Verfasser sollte getrennt darstellen, was doch nun einmal eins war … Wenn man also gesagt, die Armen von Lyon sind eine besondere Sekte, die Armen von Lombardien wieder eine, nicht minder wieder eine besondere die Waldenser, so war bei der Aufstellung der ketzerischen Sätze erstens etwas hinweggelassen und unter die Ketzereien der anderen gesetzt … Oder man half sich zuletzt dadurch, daß irgend etwas rein aus der Luft gegriffen … ward … der Verfasser martert sich offenbar selbst, um eine Verschiedenheit in die Ketzerei einzutragen, aber es will ihm nichts gelingen … Erstellt die Lehren der Ketzer bald so und bald so, er teilte ihre Sekten so und wieder so."* – 3. Rezension (bei Gretser): *„Der Verfasser erzählt, daß die siebenzig alten Ketzersekten … untergegangen. Nur die Manichäer, Arianer, Runcarier und die Leonisten in Deutschland wären noch übrig. Die Katharer werden gar nicht genannt und die Armen von Lyon unter die Ketzer der alten Kirche gestellt … Das fünfte* [Kapitel] *enthält weiter nichts als eine Aufzählung der Irrtümer der Armen von Lyon, welche auch Leonisten hießen. Dabei bietet sich nun wieder etwas Auffallendes dar. Der Verfasser bildet aus den Armen von Lombardien nicht mehr eine besondere Unterabteilung der Armen von*

Lyon … Die Waldenser hat er ebenfalls vergessen, und sie werden in dieser ganzen Ausgabe überhaupt nur an einer anderen Stelle flüchtig erwähnt … Man muß … bemerken, daß in dieser Ausgabe die Patarener nicht als vollkommen identisch mit den Katharern, sondern als eine eigene Sekte betrachtet werden …. Das ganze kleine Stück über die Patarener sieht aus, als habe jemand den Versuch gemacht, etwas aufzustellen, das aussehe als etwas vom Katharismus Verschiedenes und als habe er mitten in diesem Versuch gefühlt, es werde doch nicht gehen." – So bunt und schillernd sehen also die drei Rezensionen aus! „*Welch reiche Kette von Wirrnissen, Widersprüchen und selbst von Albernheiten bietet nicht das Ganze dar*", so beschließt Flathe seine Inhaltsangabe. In der Tat werden die Leser meiner früheren Schriften an dem wohlbekannten Habitus dieser mittelalterlichen Schriftpflanze bereits klar erkannt haben, daß dies sonderbare Gewächs auf dem Boden der Fälschungsaktion gewachsen ist.

Nun ein zweites Beispiel des absichtlichen Widerspruchs in den Quellen zur Ketzergeschichte. Mitten in ein Chaos sich widersprechender Angaben werden wir hineingestellt, wenn wir uns die Quellen daraufhin ansehen, wie sich die Credentes der Waldenser der offiziellen Kirche gegenüber verhalten haben sollen. Dieser Widerspruch offenbart sich in der angeblichen Stellung der waldensischen Gläubigen zu der Sakramentsverwaltung. Dabei muß erinnert werden, daß ein Hauptanlaß für die Ketzer, sich von der Kirche zu trennen, darin gefunden wurde, die entarteten römischen Priester seien unwürdig, die Sakramente gültig auszuteilen. „*Aus dem Sendschreiben von 1218 hatte man schließen müssen, daß die Lombarden* [eine Untergruppe der Waldenser] *die Taufe der römischen Priester mißachten und eine eigene Taufe eingerichtet haben. So scheint die Sache auch noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu liegen … die deutschen Waldenser sollen wie im dritten Viertel des 13., so auch noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts wenigstens das Abendmahl in ihren Versammlungen ausgeteilt haben.*" So berichtet die eine Quellenseite. Und nun die andere Seite. „*Trotzdem berichtet nun schon David von Augsburg* [um

1250], *daß die Freunde* [Credentes] *der Waldenser an allen gottesdienstlichen Handlungen der römischen Kirche, sogar an den Sakramenten teilnehmen, den Priestern beichten und auch die kirchlichen Satzungen beobachten, freilich nur, um sich dadurch vor Entdeckung zu schützen. Genau dasselbe hören wir durch den Passauer Anonymus.*" (M., S. 116 f.) Wieder einmal sieht der Leser hier die Fälschungstaktik des absichtlichen Widerspruchs und des Dunkelmunkels angewendet. Warum unter allen Umständen die mittelalterliche Ketzergeschichte verwirrt und verdunkelt werden mußte, darüber wird man gegen Schluß des Heftes vollste Klarheit gewinnen.

Das letzte Beispiel dafür, wie es mit den Quellen zur Ketzergeschichte bestellt ist, soll uns eine Betrachtung des vorgeblichen Ursprungs der Waldensersekte bieten.

Die Forschung nimmt heute allgemein als völlig gesichert an, daß der von uns schon genannte Petrus Waldes aus Lyon das Waldensertum ins Leben gerufen habe. „*Die Stiftung der Sekte durch Waldes ist so unbedingt sicher, daß sie dermalen von keinem Urteilsfähigen mehr geleugnet wird.*" (M., S. 3) Zu der Kategorie der Urteilsfähigen darf ich auch mich getrost zählen, und doch: ich leugne den Ursprung und die Stiftung dieser Sekte durch Waldes! Warum ich das leugne, sei im folgenden dargetan. Bemerken muß ich noch, daß die Waldenser selbst gegen die Annahme der Stiftung durch Waldes allezeit heftigen Einspruch erhoben haben. Sie berufen sich auf die in ihrem Schrifttum niedergelegte Tradition. Mit diesem Schrifttum steht es nun allerdings nicht sehr gut; wie Dieckhoff nachgewiesen hat, tragen die waldensischen Schriften unverkennbare Spuren der Verfälschung. Diese Verfälschung, die aus den Kreisen der Waldenser selbst herrührt, ist erfolgt, um den Schein zu erwecken, als hätten die Waldenser schon vor Luther den wahren evangelischen Glauben verkündet. Uns braucht das an dieser Stelle nicht zu kümmern. Wir lassen die waldensische Literatur ganz beiseite und sehen uns die mittelalterlichen katholischen Quellen an, von denen Dieckhoff meint, sie verdienten volles Vertrauen, da sie „*in der Hauptsache bestens*" übereinstimmten.

Über die Bekehrungsgeschichte dieses angeblichen Stifters Waldes berichten zwei zeitgenössische Quellen, die etwa 30 Jahre nach Waldes' Tod geschrieben sein sollen: Stefan von Bourbon (oder Borbon) und das Chronikon Laudens … Der letztere Bericht soll vielleicht noch etwas älter sein, *„aber er ist nicht wertvoller; denn er ist novellistisch zugestutzt"*. Die Forschung hat nun bezüglich der Angaben der beiden Berichte herausgefunden, daß sie in der Auffassung nicht übereinstimmen. *„Was nach der Chronik eine plötzliche Bekehrung ist, ist nach Stefan eine allmähliche Entwicklung: das läßt sich nicht vereinigen."* (H. IV, S. 897) Nach *„in der Hauptsache bestens"* übereinstimmend klingt das schon nicht; denn gerade in einer Hauptsache gehen die Berichte auseinander. Weiter. Waldes und seine ersten Genossen sollen von dem Lyoner Erzbischof Johann kurz *„vor einem Laterankonzil"* aus Lyon vertrieben worden sein, wie der genannte Stefan erzählt. Dies Konzil kann *„nur das von 1179 sein, und infolgedessen muß die expulsio* [Vertreibung] *vor 1179 erfolgt sein. Allerdings regiert nun Erzbischof Johann von Lyon erst 1181 –1195. Stefan muß hier also irgendwelches Versehen begegnet sein"* (M., S. 9) Wie es aber mit diesem „Versehen" in Wahrheit bestellt ist, ersehen wir daraus, daß in den erhaltenen Handschriften die Taktik der elastischen Datierung angewandt worden ist. Eine Handschrift setzt die Begründung der Sekte an *„um das Jahr 1170",* eine andere auf das Jahr 1180. Unser Stefan hat vielleicht nicht die Möglichkeit gehabt, sich über die Vorgänge und Namen genau zu erkundigen, könnte man meinen, und dann wären ja „Versehen" immerhin begreiflich. Aber im Gegenteil: Stefan hat sich sehr genau erkundigen können, und zwar an Ort und Stelle! Stefan war nämlich im Jahre 1223 selbst in Lyon, so erfahren wir, und hat mit damals noch lebenden Genossen des Waldes' in Verbindung gestanden. Trotz Nachforschung an bester Quelle konnte aber leider unser Chronist auch stadtbekannte Dinge nicht feststellen; wie zum Beispiel den Regierungsantritt des Erzbischofs Johann! Derartige Unkenntnis mittelalterlicher „Zeitgenossen" über leicht zu erkundende, allbekannte „zeitgenössische" Namen und Ereignisse

ist meinem Lesern bisher auf Schritt und Tritt begegnet; man weiß auch nach den Darlegungen meiner früheren Schriften, worauf solche fehlerhafte Unkenntnis beruht. Auf dem Laterankonzil von 1179 sollen nun auch Waldenser aus Lyon erschienen sein, um ihr Tun vor dem Papste zu verantworten. Wieder treten in den Berichten Widersprüche auf. *„Über die Waldenser auf der 3. Lateransynode stimmen die Berichte nicht überein. Nach* Chronik von Laon *war Waldes selbst zugegen; das ist unrichtig, denn* [ein anderer angeblicher Zeitgenosse] *Walter Map, der 1179 in Rom mit zweien von ihnen verhandelte, erwähnt nur … einfach Waldenser* [sagt nichts von einer Anwesenheit Waldes']." (H., IV, S. 898) Die von Dieckhoff behauptete Übereinstimmung der Quellen *„in den Hauptpunkten"* entpuppt sich mithin jedesmal als ein Widerspruch gerade in der Hauptsache.

Wir wollen unserem „wohlinformierten" Stefan noch weiter etwas auf die Finger sehen. An Ort und Stelle hat er sich ja angeblich die Kenntnis vom damals herrschenden Waldensertum verschafft. Seine Schilderung des französischen Waldensertums ist nun ebenso interessant wie verblüffend. Er berührt sich hierbei eng mit einer anderen Quelle, nämlich einer anonymen Aufzeichnung bei Martene und Durand. *„Eine ganz eigentümliche Schilderung der Waldenser findet sich in den beiden Werken* [des Stefan und des Anonymus]. *Die beiden Quellen stammen aus Frankreich; aber sie geben ein Bild, das mit dem sonst*[!] *über die französischen Waldenser überlieferten nicht stimmt, vielmehr Züge enthält, die sonst teils überhaupt nicht von den Waldensern berichtet werden*[!!], *teils gerade nicht von den französischen, sondern von der lombardischen Abteilung der Sekte, speziell ihrer österreichischen Verzweigung."* (M., S. 166) –

So „zuverlässig" und „übereinstimmend" sehen also die „unzweifelhaft echten" Berichte der katholischen Schriftsteller über das mittelalterliche Sektenwesen aus!

Was nun im besonderen die Stiftung der Waldensersekte durch einen Lyoner Bürger Waldes betrifft, so ist zu sagen, daß dieser angebliche Sektenstifter eine total erdichtete Person ist.

Diese Annahme wird schon nahegelegt durch den soeben skizzierten allgemeinen Befund der gefälschten Ketzerüberlieferung. Ersichtlich läuft ja das Bestreben der Berichterstatter darauf hinaus, den Gegner der katholischen Hierarchie in Sachen des Glaubens und der Lebensumstände irgend beliebige „Ketzereien" anzudichten, in der Absicht, das eigentliche, wahre Wesen des mittelalterlichen Ketzertums der Nachwelt zu verhüllen. Die Erdichtung der Persönlichkeit eines Petrus Waldes ergibt sich aber auch aus speziellen Punkten der gefälschten Überlieferung. Vor allem macht uns der Umstand stutzig, daß der angebliche Stifter nach seinem ersten Auftreten gar nicht mehr in der Geschichte als vorhanden und wirksam erscheint. Was aus ihm geworden ist, wo er später gelebt, wo er gestorben ist – er soll „um 1217" verstorben sein –, all die Umstände sind unbekannt, bzw. völlig sagenhaft, wie auch die Forschung zugestehen muß. Aber schon Flathe bemerkt mit Recht: *„Hätte eine ganz große Gesellschaft der Ketzer ihm ihren Ursprung verdankt, so würden wohl Daten aus seinem Leben sich erhalten haben, so gut wie von anderen Häresiarchen."* (F., S. 267) Ganz sicher sogar würden sich solche Daten von Waldes' fernerem Leben erhalten haben. Denken wir nur noch einmal an Stefan von Bourbon. Bei seinen Nachforschungen in Lyon wenige Jahrzehnte nach dem mutmaßliche Tode des Waldes' hätte Stefan mit Leichtigkeit weitere Hauptdaten aus dessen Leben ermitteln und in seiner Schrift, die doch die Bekehrungsgeschichte so „genau" schildert, unterbringen können. Doch Stefan hatte vielleicht kein sonderliches Interesse an Waldes' späteren Lebensumständen. Dann gab es aber andere Leute, die solches aufs höchste interessierte; nämlich die Waldenser selbst! Hätte Waldes ihre Sekte gegründet, so ist gewiß: sein Andenken, seinen ganzen Lebenslauf, wenigstens in den Hauptereignissen und Daten, würden die Gläubigen über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg getreulich im Gedächtnis verwahrt und überliefert haben. Aber gerade die Waldenser selbst wissen nichts von einem Stifter Waldes und haben sich immer gegen die angebliche Stiftung ihrer Sekte durch einen Waldes

gesträubt. Warum sollten sie ihren Stifter, wenn es ihn gegeben hätte, so energisch verleugnen? Das hängt mit der tendenziösen Fälschung ihres eigenen Schrifttums zusammen, sagt man. Die Waldenser wollten durch ihr gefälschtes Schrifttum den Anschein erwecken, daß sie schon lange Jahrhunderte hindurch Evangelische gewesen seien, daß sie schon lange vor Luther das reine Evangelium verkündet hätten. Nun, das hätten sie behaupten können, ohne ihren eigenen Stifter zu verleugnen! Denn Waldes soll im 12. Jahrhundert gelebt haben, und gaben die Waldenser die Stiftung durch diesen Waldes zu, so war an ihrer Angabe, ihre echt-evangelische Gemeinschaft bestände schon Jahrhunderte vor Luther, nichts gefährdet und gemindert. Im Gegenteil, gerade ein Hinweis auf ihre Stiftung durch den *„bekannten Petrus Waldes aus dem 12. Jahrhundert“* hätte ihrer Angabe von dem jahrhundertelangen Bestehen ihrer Sekte vor der Reformation ein bedeutendes Gewicht gegeben. Verlegten sie dagegen ihren Ursprung ins Allgemein-Ungewisse – obwohl sie ihren historischen Waldes hatten – so erweckten sie selbst ganz unnützerweise von vornherein berechtigte Zweifel an ihren Aussagen. Nun wußten aber die Waldenser tatsächlich nichts von einem Stifter Waldes, also mußten sie wohl oder übel ihren Ursprung ins zeitlich Ungewisse zurückschieben.

Erst in einer Schrift vom Jahre 1395, deren Verfasser Petrus von Pilichdorf ist, taucht zum erstenmal die Nachricht auf, jener Waldes habe mit Vornamen Petrus geheißen. Daß dieser Name wohl „mystisch“ sei, vermutet auch Dieckhoff. (D., S. 342) Aber dieser Pilichdorf weiß noch etwas Mystisches zu berichten, nämlich: Dieser Petrus habe seinen Namen erhalten nach einem sagenhaften Orte Waiden oder Waldo, *„gelegen an der Grenze Frankreichs“*. Pilichdorf nennt zudem seinen Petrus nie Waldes oder Waldo, sondern immer Petrus Waldensis, das heißt Petrus der Waldenser! Somit ergibt sich: Jemand, der 1395 über die Waldenser schreibt, also doch auch Erkundigungen über die Sekte und ihren „Stifter“ eingezogen hat, erfährt über ihn – Märchendinge. Oder vielmehr: Er erdichtet über ihn Märchendinge! Schon da-

mals also müßten die Waldenser ihren Stifter – oder doch wenigstens alle seine wahren Lebensdaten – verleugnet haben, obwohl in so früher Zeit gar keine Veranlassung vorlag, ihr eigenes Schrifttum im dogmatisch-reformistischen Sinne umzufälschen. –

Es ist nicht nötig, noch weitere quellenkritische Stichproben vorzunehmen, um zu erkennen, daß die spätmittelalterliche Ketzergeschichte gefälscht worden ist. Das Generalcharakteristikum aller gefälschten Überlieferung: der absichtliche Widerspruch und das absichtliche Dunkelmunkel tritt schon in diesen wenigen Beispielen klar an den Tag. Von vornherein übrigens waren diese charakteristischen Fälschungsbefunde in den Quellen der Ketzergeschichte zu erwarten; denn wir befinden uns ja bezüglich der häretischen Überlieferung in der wohlbekannten Sphäre der gefälschten mittelalterlichen „Geschichte" überhaupt. Daß die gesamte „Geschichte" des Mittelalters – einbegriffen also auch die Geschichte des Ketzertums – planmäßig gefälscht wurde, habe ich mit etwa einem Dutzend Hauptbeweisen in meinen früheren Arbeiten unumstößlich dargetan. Unsere kritische Betrachtung der Quellen des spätmittelalterlichen Ketzertums hat also das bereits feststehende Ergebnis nur erneut erhärtet. Mit solcher allgemeinen Bestätigung dürfen wir uns jedoch nicht zufrieden geben. Die kritische Hauptarbeit an der Ketzergeschichte ist nämlich von uns noch gar nicht in Angriff genommen; sie steht noch aus. Erst im folgenden Kapitel wird das eigentliche Zentralproblem der Ketzergeschichte bloßgelegt und einer kritischen Prozedur unterworfen werden.

An dieser Stelle nur noch eine Vor- und Nebenfrage: Wenn die Geschichte des Ketzertums von den Vätern der Aktion in Korrektur genommen wurde, wie tief erstrecken sich da die Fälschungsfäden und -herde in die Masse der Überlieferung hinein? Um es kurz zu sagen: Die Verfälschung im Gebiete der Ketzergeschichte geht hinab bis auf den Kern der Dinge. Alle Hülle der häretischen Überlieferung besteht aus Fälschungsschichten, nur der Kern birgt historische Wahrheit. Historisch wahr betreffs der

ganzen mittelalterlichen Ketzergeschichte ist nur, daß es im Spätmittelalter tatsächlich Ketzer gegeben hat, Menschen nämlich, die im Gegensatz zur offiziellen Kirche standen. Alles das aber, was in den Quellen über die bestehenden Ketzergemeinschaften, über ihre Gruppierung und Einteilung, über ihre Ursprünge und Namen, über ihre Gebräuche und Lehrmeinungen berichtet wird, stellt ein unentwirrbares Bündel von Dichtung und Wahrheit dar. Die Väter der Aktion hatten schwerwiegende Gründe, über das wahre Wesen des Ketzertums der Nachwelt Sand in die Augen zu streuen; ja, ich darf hier schon mehr andeuten: Die Hauptursache der Fälschungsaktion lag in der Nötigung, gerade die wahre Geschichte der Ketzerei in erster Linie aus der Welt zu schaffen und an ihre Stelle eine zweckentsprechende, gefälschte Überlieferung einzuschmuggeln.

5.

Das kritische Zentralproblem der Ketzergeschichte

Ich lege jetzt das Zentralproblem der mittelalterlichen Ketzerüberlieferung bloß. Um zu ihm vorzustoßen, lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf die Verbreitung der Ketzer im Mittelalter.

Der nicht unterrichtete Leser stellt sich die Protestation gegen die herrschende katholische Kirche, das Ketzertum, als gelegentliche Einzelerscheinungen im religiösen Leben des Mittelalters vor. Sein Erstaunen ist berechtigt, wenn er von der gewaltigen Verbreitung der Ketzerei und der ungeheuren Zahl der Ketzer zu hören bekommt. Lassen wir uns einmal von den Forschern erzählen, was sie über die Ausbreitung der Ketzerei aus den Quellen erschlossen haben.

„*Der Gegensatz* [Häresie und Kirche] *war in der ganzen christlichen Welt, wenn auch nicht in gleicher Stärke, vorhanden. Im Süden wogten und brandete im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts mächtiger als jemals die Flut des Katharertums: es füllte die Städte Italiens,*

besonders der Lombardei, es war übermächtig in der Provence und verbreitete sich von dort ausstrahlend weithin über die französischen Landschaften." (H., IV, S. 887 f.) Auch innerhalb Deutschlands begegnet man im 12. Jahrhundert dem Katharertum „*bald hier, bald dort*". „*Nicht nur in ganz Frankreich, sondern überall in den Städten Brabants seien sie* [die Katharer] *zu finden.*" (H., IV, S. 889) Besonders in den Rheingegenden und im südlichen Deutschland sind ihre Spuren seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts in den Quellen nachgewiesen. „*Gleichzeitige Geschichtsschreiber berichten mit Schrecken von der großen Zahl dieser Priestergegner, so namentlich ums Jahr 1200 der Augustiner Wilhelm in seiner englischen Geschichte: es gäbe in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ganze Landschaften, wo so viele Menschen von der Pest der Häresie angesteckt seien, daß man glauben könne, sie seien zahlreicher als der Sand am Meer.*" [51]

An die Stelle der Katharer traten dann, wie wir bereits hörten, die Waldenser. Und wie vordem die Katharer, so schufen sich jetzt auch die Waldenser im südlichen Frankreich und in Oberitalien (Lombardei) Kernpunkte ihrer Wirksamkeit. In Deutschland bemerkt man die „neuen" Ketzer zuerst und besonders wieder im Süden und am Rhein. „*In der Stadt Trier hatten sie* [um 1230] *nicht weniger als drei ›Schulen‹ … Am Oberrhein hatten sie in Straßburg einen Hauptsitz, doch waren sie über das ganze Elsaß verbreitet. In Straßburg wurden 1211 ungefähr achtzig Genossen … verbrannt. In Baiern fand man sie überall: in der Mitte des 13. Jahrhunderts bestanden in der Diözese Passau an mehr als vierzig Orten waldensische Kreise.*" (H., IV, S. 901 f.) Im Südosten des Reiches „*war ihre Zahl groß genug, daß sie sich als Geheimkirche organisieren konnten. Waldensische scholae gab es an zwölf verschiedenen Orten … Alle, Mann und Weib …, seien unermüdlich, zu lehren und zu lernen; sei einer auch nur eine Woche lang Schüler gewesen, so suche er bereits einen andern, um ihn zu unterweisen.*" (a.a.O., VI, S. 398) Im Herzogtum Österreich schätzte man damals die Zahl der Waldenser auf über 80 000! (a.a.O. ,VI, S. 400) In Böhmen und Mähren war die Menge der Ketzer „*kaum zu zählen*". Aber damit noch nicht ge-

nug. Wir hören nämlich, daß außerhalb der waldensischen Hauptgruppe an vielen Orten noch Sondersekten existierten. So gab es zum Beispiel in Deutschland zahlreiche Anhänger der *Sekte vom freien Geist.* Vor allem ließen die sogenannten Beginen und Begharden die Flut des Ketzertums noch mehr anschwellen. Die Beginen waren, wie uns die gefälschten Quellen glauben lassen wollen, *„Asketinnen, die nach Art der Nonnen, aber ohne bindendes Gelübde … lebten "*. Veranlassung zur Gründung der Beginenhäuser soll der Umstand gewesen sein, daß *„der Andrang zu den Nonnenklöstern"* so groß war, *„daß er durch die vorhandenen Klöster nicht befriedigt werden konnte und sich neue Formen schuf"*.[52] Wie gesagt, so stellen die Quellen den Anlaß und das Wesen des Beginen- und Beghardentums hin. In Wirklichkeit gibt es jedoch, wie Keller (K., S. 28) mit Recht hervorhebt, *„kaum ein Gebiet, welches dunkler ist als die Geschichte dieser Begharden (und Beginen)"*. Man male sich doch auch nur einmal so eine Gesellschaft freiwillig in Askese zusammenlebender Frauen in Gedanken aus! Uns interessiert hier nur, daß schon bald nach der harmlosen Gründung ihrer freiwilligen Asketenvereine die kirchenfrommen Beginen und Begharden in den Geruch der Häresie kamen und der Inquisition verfielen! Kaiser Karl IV. besonders ließ sich die Ausrottung der ketzerischen Begharden sehr angelegen sein. *„Der Kaiser rühmt 1369 von Kerlinger* [einem Inquisitor], *daß er die Sekte der Begharden und Beginen in den Kirchenprovinzen Magdeburg und Bremen, in Thüringen, Sachsen und Hessen vernichtet habe."* [53] Auch die asketischen Männer und Frauen füllen also das schon so beträchtliche Kontingent der Ketzer noch weiter auf. *„Die Gesamtzahl der Beginen in Deutschland schätzte der Bischof Johann von Straßburg im Jahre 1318 auf über 200 000."* (H.,VI, S. 426)

Angesichts so gewaltiger Ketzermassen im Spätmittelalter fragt man sich erstaunt und zweifelnd: Aber wo war denn damals die römische Kirche?! War sie überhaupt noch da? Sie war wohl wirklich noch da, denn sie erwies sich als äußerst lebendig und rührig und verfolgte und verbrannte die Ketzer mit viel Eifer, wann und wo sie ihrer habhaft werden konnte.

Wie uns die Quellen kundtun, bestand im Spätmittelalter das Ketzertum in ganz Europa in einer ungeheuren Ausbreitung. Mögen die gefälschten Quellen nun auch über die Namensbezeichnungen und Glaubenslehren dieser Ketzer noch so viele Lügen auftischen, an der nackten historischen Tatsache, daß es damals Ketzer als Gegner Roms in ungeheurer Masse gegeben hat, kann kein Zweifel bestehen. Und doch komme ich jetzt mit der an dieser Stelle ohne nähere Erklärung geradezu monströs klingenden Behauptung: Es ist unmöglich, daß im Spätmittelalter eine so ungeheure Anzahl von Gegnern Roms überhaupt gelebt haben kann! Ich erkläre das Dasein so verbreiteter Ketzermassen für glattweg unmöglich!

Wenn mir der Leser nun zuruft: Das ist doch ein Widerspruch! Da stimmt doch etwas nicht! Einmal wird erklärt, an der historischen Existenz dieser Ketzermassen kann kein Zweifel bestehen, und gleich darauf wird gerade das Gegenteil behauptet – so verstehe ich den berechtigten Unwillen des Lesers durchaus. Aber ich bitte ihn, noch ein wenig Geduld zu üben. Der so schreiend erscheinende Widerspruch wird sich in der Folge auf eine ebenso unerwartete wie einfache Art lösen. Der Leser sieht sich jetzt mitten in ein Problem hineingeworfen, in das kritische Zentralproblem der ganzen Ketzergeschichte. Es taucht ein Problem auf, von dessen Dasein die zünftige Forschung bisher noch gar keine Ahnung hatte. Das Dasein der Ketzer gibt uns durch das bloße Dasein dieses große Problem auf; denn die geschilderte massenhafte Existenz von Ketzern im Spätmittelalter stellt wirklich ein Rätsel dar.

Das Zentralproblem der Ketzergeschichte liegt beschlossen in der Frage: Ist es möglich, daß sich die Ketzerei im Mittelalter in dem geschilderten Maße ausbreiten und vermehren konnte? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir das Leben der Ketzer und die von der Kirche gegen das Ketzertum getroffenen Maßnahmen vergegenwärtigen.

Jedermann weiß, daß schon im Mittelalter die katholische Kirche durchaus nicht gesonnen war, einen Menschen, der in ihrer

Machtsphäre lebte, nach seiner Fasson selig werden zu lassen. Ein Irrgläubiger, ein Ketzer, kann daher außerhalb der Kirche nicht nur nicht selig werden, sondern er bedeutet auch für die Rechtgläubigen und damit für den Bestand der alleinseligmachenden Kirche eine große Gefahr. Im Guten oder mit Gewalt muß die Kirche, gemäß ihrem „göttlichen Auftrag", solche Abtrünnigen wieder zum rechten Glauben zurückführen oder vernichten. Allbekannt ist ja das Institut der Inquisition; allbekannt auch, daß das Wirken dieses Instituts in der Mehrzahl der Fälle auf die Unschädlichkeitmachung – Einkerkerung und Verbrennung – der Irrgläubigen hinauslief. Päpste und weltliche Fürsten fanden sich in gleichem Eifer zusammen, die gefährliche Pestbeule der Ketzerei auszubrennen.

Betrachten wir einmal die päpstlichen Dekrete gegen das Ketzertum, so aus dem Jahr 1184: *„Jeder Erzbischof oder Bischof oder … an seiner Stelle eine andere geeignete, ehrenwerte Persönlichkeit soll ein- bis zweimal im Jahre die Pfarreien, von denen gerüchtweise bekannt ist, daß dort Ketzer wohnen, bereisen. Dort sollen sie drei oder mehr gut beleumdete, zeugnisfähige Männer … unter Eid anhalten, daß sie ihnen bekannte Häretiker oder solche, die dunkle Conventikel besuchen, oder vom gemeinsamen Glauben in ihrem Lebenswandel abweichen, dem Bischof … angeben wollen, der daraufhin die Angegebenen vor sich rufen soll."* [54] Ein anderes Dekret verfügt: *„Die Erzbischöfe und Bischöfe müssen in den einzelnen Parochien in- und außerhalb der Stadt einen Priester und ein, zwei, drei … gut beleumdete Laien eidlich verpflichten, die fleißlich und wiederholt den Häretikern nachforschen, verdächtige Häuser, unterirdische Räumlichkeiten oder geheime Gemächer zu durchsuchen haben, die dann zerstört werden sollen."* Weiter Papst Innocenz III.: *„Es lasse sich Niemand verleiten von falschem Mitleid* [mit den Ketzern]. *Selbst die orthodoxen Kinder eines Ketzers müssen ihrer Habe beraubt werden, Fürsten müssen selbst gezwungen werden, die Güter eines Ketzers zu konfiszieren; das Haus, in welchem ein Ketzer Aufnahme gefunden, muß niedergerissen werden … Treu und Glauben braucht einem Ketzer nicht gehalten zu werden, und der Betrug, gegen ihn geübt, wird geheiligt."* (F., S. 398)

Wir müssen zugeben: Diese Verordnungen bezeugen in der Aufspürung der Ketzer kriminalpolizeiliches Talent. Es steckt System in den Fahndungsanweisungen. Nun denke sich der Leser diese Verfügungen in der Praxis des wirklichen Lebens umgesetzt und ausgeführt. Er versuche intensiv, sich das Wirken der Inquisition und ihrer Helfershelfer in einer verdächtigen Ortschaft praktisch auszumalen. Er begleite in Gedanken die Spürhunde der Inquisition bei der Auskundschaftung von Ketzern und bei der Bespitzelung der Ketzerei Verdächtigen. Er vergegenwärtige sich endlich die Strafen und das grausige Schicksal nicht nur der überführten Ketzer, sondern auch seiner ganzen Familie. Wenn der Leser das alles überdacht hat, dann wird er von selbst das Problem erkennen, das hier vorliegt, das Problem nämlich: Wie ist es nur möglich gewesen, daß sich angesichts der geschilderten Situation, trotz der peinlichsten kriminalistischen Vorkehrungen und trotz aller furchtbaren Strafen die Ketzerei in solch ungeheurem Ausmaß verbreiten konnte?

Wieder muß ich jetzt einem Einwand, der erhoben werden könnte, die Spitze abbrechen. Die Frage nach der Möglichkeit der ungeheuren Verbreitung der Ketzerei ist unstatthaft, lautet dieser Einwand, denn die Geschichte beweist ja, daß das Ketzertum tatsächlich einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat. In diesem Einwand steckt jedoch ein schlimmer Trugschluß. Die Geschichte soll beweisen, daß die Ketzerei „wirklich“ so stark angeschwollen ist? Welche Geschichte? Die Geschichte des Mittelalters? Aber diese „Geschichte“ ist ja gefälscht! Diese angebliche „Geschichte“ ist ja nichts weiter als gefälschte papierne Überlieferung! Und weil die mittelalterliche „Geschichte“, so wie sie in den Quellen vorliegt, gar nicht den unangetasteten Niederschlag historischen Geschehens, sondern ein künstliches Fabrikat darstellt, ist unsere Frage nicht bloß statthaft, sondern im Interesse der Wahrheitsermittlung unbedingt erforderlich.

Hat sich der Leser vorher das Wirken der Inquisitoren auszumalen versucht, so bitte ich ihn nunmehr, in Gedanken einen wandernden Apostel der Ketzer auf seinem Werbeweg zu be-

gleiten. Ein Glaubensbote der Waldenser beispielsweise kommt da in einer Stadt an, um für seinen evangelischen Glauben neue Genossen zu werben. Frei und offen auftreten darf er nicht. Die Geistlichkeit und die Stadtbehörden haben ein wachsames Auge für solche geheimnisvollen fremde Leute. In aller Heimlichkeit und mit größter Vorsicht muß sich der Wanderapostel einem Einwohner oder einer Familie nähern. *„Sogar als Kaufleute verkleidet ziehen die Glaubensboten herum … Wenn sie nun gefragt werden, ob sie nicht noch andere Dinge zu verkaufen hätten: da sagen sie, sie hätten noch ein Anderes, was köstlicher ist als alle Edelsteine, nur müsse man ihnen versprechen, sie nicht an den Klerus zu verraten. Unter dem Köstlichen aber verstehen sie das Evangelium.“* (F., S. 257) Versprechen müsse man also, sie nicht zu verraten! Das Versprechen war ja leicht zu geben; aber wenn nun der biedere Einwohner merkte, worauf das „Köstliche“ hinauslief? Hinter dem Köstlichen sah er den Scheiterhaufen flackern. Und man verfiel schon der Inquisition, wenn man einen Ketzer auch nur stumm anhörte oder in seinem Hause aufnahm. Todesangst wird den Einwohner dazu getrieben haben, dem gefährlichen Fremden die Tür zu weisen; und wenn es hierbei verblieb, so konnte der Wanderapostel von Glück reden. Ein ganz Verängstigter aber rannte schleunigst nach der Pfarre und berichtete dort, was ihm soeben begegnet war. So ein Wanderapostel wäre in Wirklichkeit nicht allzu lange unangefochten geblieben; über kurz oder lang hätte ihm die Inquisition das Handwerk gelegt. Lesen wir nun „zeitgenössische“ Quellenberichte über die Werbemethoden der Glaubensboten, so sind wir baß erstaunt, mit welcher Sorglosigkeit und Offenherzigkeit die Apostel vorgegangen sein sollen – ohne der Inquisition in die Hände zu fallen. Der „Zeitgenosse“ David von Augsburg (Ivonetus) erzählt: *„Kleine Mädchen*[!] *lehren sie das Evangelium … gehen gerne zu einfältigen und unwissenden Leuten … Alles heißt er* [der Glaubensbote] *im Heimlichen zu bewahren und Niemandem zu verraten. Sie setzen den Klerus herab und machen sie* [die Priester] so *verhaßt, daß man ihnen weder glaubt noch folgt … Sie raten, keine Gaben, Zehnten … zu reichen, indem sie*

sagen, alles dies habe der Klerus nur zu seinem Vorteil … angeordnet." (Ha. II, S. 294)

Die Aussicht, für den Ketzerglauben neue Anhänger zu gewinnen, war bei den furchtbaren Folgen sowohl für den Werber als auch für den gewonnenen Genossen unendlich gering. Als ganz unmöglich kann man natürlich die Gewinnung eines „Gläubigen" nicht hinstellen. Dann und wann und hier und da einmal mochten also wirklich die Bemühungen eines Wanderpredigers – wenn er das unwahrscheinliche Glück hatte, längere Zeit hindurch den Spürhunden der Inquisition ein Schnippchen zu schlagen – von einem kleinen Erfolg gekrönt sein. Nehmen wir das Unwahrscheinliche also einmal an, ein Glaubensbote habe ungeschoren in einigen Familien des Ortes seine Bekehrungspredigt halten können und wirklich einige Neubekehrte für seine Sekte gewonnen. In welcher Lage befanden sich aber nun die neuen Genossen? Sie waren jetzt Ketzer! Das heißt: von Stund an waren sie ihres Lebens keinen Augenblick mehr sicher. Überall lauerte die Gefahr. Gewiß war ihr ganzes Sinnen darauf bedacht, die gefährliche Tatsache ihres Ketzertums *„im Heimlichen zu bewahren"*. Aber solches „Heimlichtun" war unendlich schwer und zog unter Umständen sogar direkt den Verdacht heran. Warum tun die so heimlich? fragten die neugierigen Nachbarsfrauen. Es war gar nicht möglich, sich immerfort vor Freund und Feind so geschickt zu verstellen, daß keine Entdekkung ihrer Heimlichkeit drohte. Allein die ständige Todesangst vor Entdeckung hätte bewirkt, daß fast alle Neubekehrten über kurz oder lang den gefährlichen Ketzerglauben wieder über Bord geworfen hätten. Blieben aber einige Standhafte dem neuen Glauben dennoch treu, versuchten sie sogar, Freunde und Nachbarn in ihre Geheimnisse einzuweihen, so gingen sie ein Wagnis ein, das mit fast absoluter Gewißheit diese Mutigen in den Inquisitionskeller führte. Denn die Möglichkeiten ihrer Entdeckung waren ja unzählige. Da gab es die „guten Freunde", die jede auffällige Änderung in der Lebensweise ihres Bekannten in der Nachbarschaft glossieren, die jedes unvorsichtige Wort von

Haus zu Haus weitertragen mußten. Und das erst recht, wenn es sich bei dem heimlichtuenden Nachbarn um verdächtig klingende Worte über Glaubensdinge handelte. Daß man über solche Dinge bei Todesstrafe nichts Verfängliches reden dürfe, das wußte ja alle Welt! Wer konnte dem Nachbarn trauen, auch wenn er noch so harmlos zuhörte? Und erst die Feinde, die man im Orte hatte und die schon immer darauf lauerten, die Schlinge zuzuziehen! Da waren die Angehörigen der eigenen Familie des Ketzers – zum Beispiel die im Evangelium unterrichteten „kleinen Mädchen" –, denen unversehens einmal eine unbedachte Äußerung entschlüpfen konnte. Da gab es Knechte und Mägde, die in der Nachbarschaft von „Heimlichkeiten" im Hause ihrer Herrschaft erzählten. Von Denunzianten hören wir übrigens auch in den Inquisitionsprotokollen oft genug. Da gab es zum Beispiel Mitglieder der Sekte, die sich eines Tages mit der Kirche wieder aussöhnten und dann, um die Wahrhaftigkeit ihrer Abschwörung zu dokumentieren, ihre Genossen denunzierten. Vor allem aber muß das beständige Aufspüren der Inquisitionshelfershelfer nach Verdächtigen vergegenwärtigt werden, um zu erkennen, daß es auch für den Geschickten und Vorsichtigen auf die Dauer unmöglich war, seine „Heimlichkeit" der Welt gegenüber zu bewahren. Auch diese Spürhunde wußten sich zu tarnen, um hinter gewisse Heimlichkeiten zu kommen. Da war ein Kleriker, so wird erzählt, der kam *„zu solchen, von denen er auskundschaftet hatte, daß sie zu der Sekte gehörten "*. Er gab sich *„mitgroßer Verstellungskunst den Anschein, als gehöre er zu derselben Religions-Partei. Das glaubten ihm die Arglosen dann und offenbarten ihm alle ihre Geheimnisse"*.[55]

Es könnte nun sein, daß mich ein besonders skeptischer und neugieriger Leser fragen würde: Wenn man der gefälschten Überlieferung nicht trauen kann und darf – woher wissen Sie denn, wie die Menschen im Mittelalter dachten und fühlten?? Woher wissen Sie so bestimmt, daß auch im Mittelalter über die Heimlichkeiten der Nachbarn geklatscht wurde, daß es auch damals Zwistigkeit, Neid und Rachsucht unter den Menschen gab?

Wenn Sie es nicht schwarz auf weiß in den Archiven haben, woher wollen Sie wissen, daß es einstmals unter den Menschen auch Denunzianten und Spitzel gab? Die große Mehrzahl meiner Leser wird diese Fragen mit Schmunzeln anhören; denn wohl jedermann ist sich gar nicht ein bißchen im unklaren darüber, woher ich meine Weisheit habe. Allerdings, lieber und neugieriger Leser: Aus den Archiven habe ich meine Weisheit nicht!

Alles in allem genommen: Die Gefahr, entdeckt und als Ketzer verbrannt zu werden, war unter den geschilderten Verhältnissen so drohend und groß, daß jenes, von den gefälschten Quellen berichtete, ungeheure Anschwellen der Ketzerei in der wirklichen Welt ein Ding der Unmöglichkeit bedeutet. Dieser Erkenntnis wird sich niemand entziehen können, der gewillt ist, der lebendigen Erfahrung mehr Glauben zu schenken als der gefälschten papierenen Überlieferung. Aber die Historiker sind vorläufig noch nicht gewillt, der Erfahrung zu vertrauen; Hinderungsgrund ist ihr vieles papierenes Wissen. Sie haben ja die Quellen sehr gründlich durchforscht, und siehe da, jetzt kommen sie wirklich mit einer aus der papierenen Überlieferung geschöpften „zureichenden Erklärung" für das trotz aller Verfolgung so übermächtig anschwellende Ketzertum! Man vergesse nicht, rufen sie, die Ketzer haben sich vor ihren Verfolgern auf eine ganz schlaue Art getarnt. Und nun erinnert man mich an die schon vorher erwähnte Unterscheidung der Ketzer in Perfecti und Credentes.

Da ging also aus den Quellenberichten hervor, daß sich nur die Perfecti ganz und gar von der offiziellen Kirche freigemacht und ferngehalten hätten, daß aber die gewöhnlichen Gläubigen trotz ihrer ketzerischen Einstellung dem äußeren Scheine nach seelenruhig – und schlauerweise – im Schoße der verhaßten Kirche verblieben seien. *„Es ist bekannt"*, sagt Dieckhoff (D., S. 127), *„daß die Waldenser sich in jener Zeit* [nämlich in der Zeit vor der Reformation] *dem Kultus der römischen Kirche äußerlich die Obedienz nicht verweigerten; daß sie vielmehr äußerlich den Gesetzen der römischen Kirche gemäß lebten, bei den Priestern beichteten, Messe hör-*

ten, Zehnten entrichteten usw. Das eigentümliche christliche[!] *Leben in der Sekte beschränkte sich auf das Hören der heimlichen Predigten der sogenannten Barben* [Predigerbrüder] *und auf das heimliche Beichten bei denselben.*" – Nun also, rufen die Historiker; wenn die Gläubigen sich so geschickt zu tarnen wußten, ist es ein Wunder, daß die Ketzerei sich mächtig ausbreiten konnte? Leider ergibt sich nun schon aus den gefälschten Quellen selbst, daß gar nicht alle Credentes und gar nicht zu allen Zeiten diese gewöhnlichen Gläubigen äußerlich aus Vorsichtsgründen gehorsame Kinder der Kirche blieben. Die Quellen widersprechen sich bezüglich der Stellung der Ketzer zur offiziellen Kirche heftig. Weiter oben haben wir bereits ein Beispiel dieses Widerspruchs angeführt. Der soeben angeführte Satz von Dieckhoff soll auch nur für die Zeit unmittelbar vor der Reformation, also etwa für die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts, Gültigkeit haben. Vorher hätten sich auch vielerorten die Credentes viel schroffer von der Kirche getrennt, melden andere Quellen.

Doch nehmen wir getrost einmal an, die Credentes, also die Hauptmasse der Ketzer, hätten allesamt und zu allen Zeiten aus Gründen der Vorsicht die Gebräuche der Kirche äußerlich weiter mitgemacht. Nur dann und wann hätten sie in aller Heimlichkeit bei ihren Wanderaposteln Predigten gehört und gebeichtet. Wie? Waren diese sonderbaren Heiligen nun vor den Fangarmen und vor den Späheraugen der Inquisition sicher?? Gewiß, sie wurden nicht so schnell gefaßt wie jene Mutigen, die sich nach ihrer Bekehrung zum Sektenglauben ostentativ von der Kirche fernhielten. Wenn ein Christ plötzlich überhaupt nicht mehr zur Beichte und zur Messe kam, so hatte er sich ja selbst ganz offenkundig als Ketzer zu erkennen gegeben, und die Inquisition wird in solchem Falle auch nicht lange gezögert haben, dem Wagehalsigen auf den Zahn zu fühlen. Aber waren denn nun diejenigen, die äußerlich alle Kirchengebräuche noch mitmachten, um nicht als Ketzer aufzufallen, durch diese Vorsichtsmaßregel vor der Entdeckung geschützt? Sie hatten doch ihre „Heimlichkeiten"! Sie kamen an heimlichen Orten zusammen, um der Pre-

digt ihrer Apostel zu lauschen. Mit größter Vorsicht zwar gingen sie zu Werke; aber war diese „Vorsicht" nicht die größte Unvorsichtigkeit, welche die Ketzer angesichts der tausendfach drohenden Gefahr begingen? Alle die Möglichkeiten der Entdekkung, die wir vorher aufgezählt haben – Argwohn der guten und feindlichen Nachbarn, unbedachte Äußerungen eines Sektenmitgliedes, Denunziantentum und Bespitzelung – kommen ja gerade in Betracht bei den „heimlichen" Ketzern! Vorzüglich solchen heimlichen Ketzern spürte die Inquisition mit Eifer nach! Um nichts war für die Ketzer die Gefahr verringert, wenn sie sich *„im übrigen scheinheilig zur Kirche hielten"*; die Entdeckung ihrer Heimlichkeit wurde höchstens etwas hinausgeschoben. *„Dennoch war dieses heimliche Wesen der Waldenser keineswegs ein Geheimnis",* erklärt auch Dieckhoff (D., S. 127). Über kurz oder lang würden also auch die größten Heimlichkeiten der ketzerischen Konventikel, sei es durch einen unglücklichen Zufall, sei es durch Denunziation oder durch Bespitzelung, an den Tag gekommen sein. Aber o Wunder: Die Ketzer vermehrten sich in der Tintenwelt der papierenen Überlieferung so rapide und ungehemmt, als hätte es so etwas wie Inquisition und Scheiterhaufen nie gegeben! Die Ketzer vermehrten sich wie Sand am Meer.

Manche Forscher halten nun noch eine zweite Erklärung bereit, um begreiflich zu machen, warum die Flut der Ketzerei „wirklich" so anschwellen konnte, wie die gefälschten Quellen es uns schildern. Diese Erklärung lautet: Die Inquisition sah sich in ihrer Tätigkeit gehemmt. Nun weiß man ja, daß die Kirche bei der Ausrottung der Ketzer auf die Mithilfe der weltlichen Macht angewiesen war; aber die weltlichen Fürsten waren oft lässig in dieser Hinsicht, ja, sie paktierten, wie einige Quellen wissen wollen, zuweilen direkt mit den Häretikern. In solch mißlicher Lage konnte dann natürlich der Arm der Inquisition nicht so fest zupacken, wie es im Interesse der Kirche wünschenswert war. Das klingt nun freilich einleuchtend. Wenn wirklich die Fürsten lässig waren oder sich sogar der Inquisition widersetzten, dann konnte ja der Samen der Ketzerei üppig ins Kraut schießen. Aber

auffallenderweise berichten sogar die Quellen nur von ganz vereinzelten und aufs Ganze gesehen sehr unbedeutsamen Fällen von Lässigkeiten der weltlichen Fürsten dem Ketzertum gegenüber. Nur dann und wann einmal hat nach den Quellenaussagen irgendein untergeordneter weltlicher Herr seine schützende Hand über die Ketzer gehalten, aber immer handelte es sich dabei um örtlich und zeitlich begrenzte Vorkommnisse. Solche Ketzerbeschützer mußten ihr Handeln allesamt bitter büßen, und nach kurzer Schutzfrist waren auch diese Ketzer vogelfrei und mußten den Scheiterhaufen besteigen. Die fast ausnahmslose Regel dagegen ist, daß die weltlichen Großen, und gerade die mächtigsten Fürsten und Landesherren allermeist, sich allezeit als die willfährigsten Werkzeuge der Inquisition bewiesen! Ja, die Bereitwilligkeit der Fürsten, der Kirche in der Ausrottung der Ketzerei mit allen Mitteln beizuspringen, ist eine so auffällige Erscheinung, daß neuerdings ein Forscher, Hashagen, von der *„unheimlichen Aktivität der Laien in der Ketzerbekämpfung"* spricht. [56] *„Gegenüber der Ketzerei, die sich während des späteren Mittelalters sonst fast in allen Gesellschaftskreisen verbreitete, blieben diese Fürsten fast ganz immun."* (Hashagen, S. 52)

Die Könige und Landesfürsten blieben auf schier wunderbare Weise nicht nur immun, sondern sie übertrumpften oft noch die Maßnahmen der kirchlichen Behörden durch Erlasse, die von „blindem Fanatismus" gegen das Ketzertum Zeugnis ablegen. So Kaiser Karl IV., den man mit Recht den „Pfaffenkaiser" und *„Henkersknecht des Papsttums"* genannt hat. *„Der Kaiser gebraucht die maßlosesten Wendungen, um seine Verehrung für dies heilige Amt* [der Inquisition] *und die Inquisitoren, diese Vorkämpfer und Erhalter des Glaubens, auszusprechen."* [57] Wir werden übrigens in einem anderen Heft über die Stellung der Könige und Landesfürsten zum Ketzertum noch ausführlicher zu handeln haben. Hier genügt die Feststellung: Von einer „Hemmung" der Inquisition durch die weltlichen Großen kann gar keine Rede sein; alle weltlichen Machtstellen von Einfluß haben im Gegenteil einen schier

unglaublichen Eifer bewiesen, wenn es galt, der Ketzerei vernichtend auf den Leib zu rücken.

Damit haben sich die von der Forschung vorgebrachten, angeblich „zureichenden Erklärungen" für das ungeheure Anschwellen der Häresie im Spätmittelalter als hinfällig entpuppt. Es bleibt vielmehr dabei: Aus den geschilderten psychologischen Gründen folgt mit der absoluten Gewißheit einer lebendigen Erfahrung, daß im Mittelalter ein Ketzertum in der ungeheuren Ausbreitung, wie die gefälschte Überlieferung vortäuscht, gar nicht existiert haben kann. Das Ketzertum hätte im späteren Mittelalter nur dann in dem geschilderten gewaltigen Maßstabe Boden gewinnen und behaupten können, wenn – wie nach der Reformation! – mächtige weltliche Fürsten, in erster Linie einige Landesherren, als kräftige und dauernde Beschützer und Förderer der Ketzer aufgetreten wären. Folgender Hinweis kann zur Erhärtung unserer angeführten Gründe dienen: *„Man denke nur an die äußerst dürftigen Fortschritte, die heutigentags ohne das Bestehen der Inquisition der Protestantismus in Spanien macht … Jene Handvoll Protestanten, die in der letzten Zeit Karls V. und den ersten Tagen Philipps II. dort erschienen, sind bald durch die Energie des spanischen Königtums und der spanischen Kirchengewalten spurlos vertilgt."* [58] Die mittelalterlichen Quellen lügen also das Blaue vom Himmel, wenn sie uns von einer aus kleinen Anfängen sich allmählich zur riesigen Flut zusammenballenden Ketzerei erzählen wollen.

Es hat also im Mittelalter keine Ketzer, wenigstens nicht in bedeutender Zahl, gegeben? Doch, es gab auch während des Mittelalters ein Ketzertum; die Ketzerei war damals sogar noch sehr viel verbreiteter, als die Quellenberichte durchschimmern lassen. Ich erinnere die Leser, daß ich schon einmal erklärt habe: Mögen die gefälschten Quellen auch über die Namen und Lehren der Sekten noch so viele Lügen auftischen, an der nackten historischen Tatsache, daß es im Mittelalter Ketzer als Gegner Roms in ungeheurer Masse gegeben hat, kann kein Zweifel sein! Damit stehen wir erneut vor dem Dilemma: Einerseits kann es

nicht viel Ketzer gegeben haben – andererseits war das Ketzertum noch verbreiteter, als die Quellenberichte erkennen lassen. Der Leser schüttelt den Kopf. Was soll er von solch schriller Dissonanz halten? Ich beeile mich daher nun auch, eine Auflösung des hier allem Anschein nach vorliegenden Widerspruchs herbeizuführen. Mit der Auflösung des Widerspruchs werden wir auch volle Klärung über die Ursache der Fälschungsaktion gewinnen.

6.

Das sogenannte Schisma der Kirche als die Ursache der Fälschungsaktion

Im Anschluß an die tumultuarische Wahl Papst Urbans VI. brach infolge einer Kette seltsamer Ereignisse im Jahre 1378 in der Christenheit jene große Spaltung auf, die man mit dem Namen Schisma bezeichnet. Über die angebliche Entstehung dieses Schismas, sowie über den Verlauf und die endliche Beilegung der Spaltung haben wir an dieser Stelle nicht zu verhandeln; eine gründliche Erörterung dieser Angelegenheit bleibt einem neuen Heft vorbehalten. Hier genügt der Hinweis, daß die Christenheit seit 1378 plötzlich zwei Päpste, und seit dem Konzil zu Pisa (1409) sogar drei Päpste als Oberhirten ihres Amtes walten sah. Wie nun die zwei bzw. drei Päpste sich als Rivalen bekämpften, so zerfiel damals auch die christliche Herde in zwei und drei feindliche Gruppen auseinander. Eine ungeheure Verwirrung bemächtigte sich der zerspaltenen Christenheit, und die Frage wurde immer dringender und rätselvoller: wer ist denn nun der „rechte" Papst? *„Der Druck des Schismas war … ungeheuerlich … dadurch, daß es, je länger es dauerte und je evidenter wurde, daß der ›rechte‹ Papst sich nicht finden ließ, alle Argumente aus dem geltenden Kirchenrecht einfach ad absurdum führte und sich aufhob."* [59] Es ließ sich nicht feststellen, wer der rechte Papst sei! Das ist der Angelpunkt, die historische Quintessenz der gefälschten Überlieferung über das Schisma des Papsttums.

Gegen Ende des Mittelalters erblicken wir die Christenheit in mehrere große Gruppen zerspalten; jeder Gruppe steht als Oberhirte ein „Papst“ vor. Die „Geschichte“ berichtet: Dieser Zustand der Zerspaltung in der Christenheit datiert vom Jahre 1378 an. Vorher war die Christenheit einig, hatte nur einen Papst, nämlich in der Person des Bischofs von Rom! Der Leser beachte: auf die angebliche, seit altersher bestehende Einheit der ganzen Christenheit unter der Oberleitung des römischen Papstes kommt es an. Durch das Schisma soll diese Einheit der Kirche nur vorübergehend gestört und aufgehoben worden sein.

Diese angeblich seit altersher bestehende Einheit der Christenheit unter einem, nämlich dem römischen Papst, ist die größte Tendenzlüge der gefälschten mittelalterlichen „Geschichte“. Die Wahrheit lautet: Die Zerspaltung der Christenheit in unabhängige Untergruppen – in Regional- oder Landeskirchen – stellt den ursprünglichen Zustand dar. Erst gegen Ende des Mittelalters wurde die Einigung der Christenheit, die Verschmelzung der einzelnen Nationalkirchen in die eine allgemeine (katholische) Universalkirche und gleichzeitig damit das römische Universalpapsttum durch List und Zwang verwirklicht.

Die Lösung des Widerspruchs in der Angelegenheit der mittelalterlichen „Ketzer“ ergibt sich durch folgende Erkenntnis. Wäre im Mittelalter eine geeinigte Universalkirche mit einem (römischen) Universalpapst als Spitze einer allgemeinen Priesterhierarchie vorhanden gewesen, so hätte die kirchliche Zentralgewalt durch ihre Inquisition, unter der willigen Beihilfe der weltlichen Fürsten, jede auftauchende ketzerische Bewegung mit Leichtigkeit alsbald wieder niederschlagen können und in der Tat auch wirklich mit Stumpf und Stiel vernichtet. Nun existierte aber im Mittelalter weder eine die ganze Christenheit umfassende Universalkirche, noch ein (römischer) Universalpapst. Unsere Erörterung des religionspsychologischen Rätsels des babylonischen Exils des Papsttums schloß ja mit dem Ergebnis ab:

eine Tradition von der *Sedes Romana,* das heißt dem Sitze des Papsttums in Rom, hat zur Zeit des angeblichen Exils noch gar nicht im christlichen Bewußtsein bestanden. Weiter: Rom war während des ganzen Mittelalters hindurch ein unbedeutendes Hirtendorf; ein „Papst" hat also während des Mittelalters in Rom nicht residiert! Das eine Ergebnis bedingt und stützt das andere. Eben weil Rom nicht der Sitz und die Stadt der Päpste war, darum mußte auch die Tradition von der *Sedes Romana* fehlen. Der „Papst" hat aber während des Mittelalters auch nicht etwa zu Avignon oder anderswo residiert. Denn es gab damals noch keinen Papst, das heißt einen Oberhirten einer geeinigten Christenheit. Die Christenheit teilte sich vielmehr in unabhängige Gruppen, nämlich in die einzelnen Regionalkirchen.

Von diesen einzelnen Regionalkirchen gilt bezüglich der Glaubenslehre alles das, was von den gefälschten Quellen als „Ketzertum" hingestellt wird. Ich will damit sagen: Die verschiedenen Regionalkirchen waren bis Ende des Mittelalters durchaus hierarchiefreie Gemeinschaften, die, unter Verwerfung jedes Zwanges in Glaubenssachen, das dogmenlose Evangelium Christi zur allgemeinen Grundlage des Lebens und Glaubens erhoben hatten. Alle Christen vertraten also – bis zur spätmittelalterlichen Zwangseinigung – ein evangelisches „Ketzertum"! „Evangelisch" – im vorreformatorischen Sinne genommen! Was die Quellen als gelegentliche Erscheinungen, als Ausnahmen hinstellen wollen, eben dies evangelische Ketzertum, war in Wahrheit bis gegen Ende des Mittelalters die vorherrschende Form des christlichen Glaubenslebens. Die evangelischen „Ketzer" waren eher da als die römische Hierarchie! Erst als vor und in der „Schisma"-Zeit die Regionalkirchen zwangsweise unter einem Papst geeinigt wurden, als mit der neugeschaffenen Priesterhierarchie die neuen „katholischen" Dogmen eingeführt wurden und sich nun viele Gemeinden nicht gutwillig den neuen Dingen und Gewalten fügen wollten – erst da wurden die Widerspenstigen als Ketzer gebrandmarkt und verfolgt.

Auf diese Weise erklärt es sich, woher die vielen „Ketzer“ im späten Mittelalter kommen.

Was war also die Ursache der großen Geschichtsfälschungsaktion? Durch die Darstellung der gefälschten Überlieferung betrachtet, liegt die Ursache der Aktion in dem „Schisma“ des angeblich vorher einigen Papsttums. Als damals Stimmen laut wurden: *„daß wenig daran liege, wie viele Päpste es gäbe, ob zwei oder drei, ob zehn oder zwölf; jedes Land könne seinen eigenen unabhängigen Papst haben“* (P., I, S. 141); als man sich vergebens abmühte, durch juristische Beweisführung darzutun, wer denn nun eigentlich der rechte Papst sei und warum er der rechte sei – da wurde der Gedanke geboren, durch historische Beweisführung klarzustellen, daß aufgrund der „Tradition“ nur der römische Papst der rechte Oberhirte der Christenheit sei. Die wirkliche Geschichte wußte nichts von einer solchen Tradition, denn einen Universalpapst hatte es während aller mittelalterlichen Jahrhunderte überhaupt nicht gegeben. Ein Papst im modernen Sinne des Wortes (als Oberhirt der geeinigten Christenheit) hatte also weder zu Rom, noch zu Avignon oder sonstwo residiert. Die unabhängig voneinander bestehenden evangelischen Landeskirchen besaßen zwar eine kirchliche Verwaltung und Leitung, aber diese Verwaltung war nicht in der Form einer beamtenmäßigen Priesterhierarchie am Werk. Als gewisse Kreise sich dann zur Schaffung einer Universalkirche entschlossen (zur Union aller Landeskirchen in die eine allgemeine, katholische Überkirche), da schlug auch die Geburtsstunde des Universalpapsttums. Wo aber sollte dieser Oberhirt residieren? Die wirkliche Geschichte schwieg auf diese Frage, denn einen Papst als Leiter der geeinigten Christenheit kannte sie nicht. Die Frage jedoch: Wer soll Papst sein und wo soll er residieren? mußte ein für allemal durch unumstößliche Tatsachen beantwortet und damit für alle Zeiten endgültig erledigt werden. Es durfte in Zukunft nicht mehr die leiseste Möglichkeit bestehen, daran zu zweifeln, wo das Papsttum durch göttlichen Beschluß seinen ewigen Sitz habe und daß nur ein Mann der rechte Papst sei, nämlich der römi-

sche Bischof als Nachfolger Petri. So wurde die Einöde Rom zur Weltstadt der Päpste.

Die wirkliche Geschichte schwieg sich über Hierarchie und Papsttum überhaupt aus, wußte also nichts von einer römischen Tradition der Päpste. Die wirkliche Geschichte bewies nicht, was nun einmal geschichtlich bewiesen werden mußte; also tilgte man sie aus und errichtete auf der leeren Fläche das pseudohistorische Tendenzgebäude, das uns heute in der gefälschten mittelalterlichen Überlieferung vor Augen steht. Wie schön bewies nun die Ersatzgeschichte die „historische Entwicklung" der Priesterhierarchie und deren Krönung durch das römische Papsttum. Das unbedeutende Hirtendorf am Strande des Tiberflusses konnte so leicht mit Hilfe von Tinte und Pergament zur christlichen Welthauptstadt des Mittelalters, zum Rom der Päpste umgewandelt werden. Die Phantasiestadt Rom wurde auf den Pergamentblättern zum Mittelpunkt der Weltgeschichte erhoben, von dem aus sich die Kulturströme in alle Gegenden des Abendlandes ergossen. So lehrte und bewies die neufabrizierte papierne Überlieferung des Mittelalters. – Unsere Untersuchungen sind jetzt auf einem vorläufigen Haltepunkt angekommen. Von einer Fülle absolut neuer Erkenntnisse überschüttet, steht der überraschte Leser still und schaut zurück. Aber erblickt auch vorwärts und sieht eine Schar neuer und überaus dringender Fragen heranstürmen. Da taucht zum Beispiel die große Frage auf: Wie steht es um die wirkliche historische Entwicklung des Christentums, wenn es bis an die Schwelle der Neuzeit gar keine unter einem Papsttum geeinigte Gesamtkirche gegeben hat? Wie und wann ist dann das Christentum wirklich entstanden? Auf solche brennende Fragen erwartet jetzt der Leser mit verständlichem Ungestüm Antwort, und ich werde ihm alle diese Fragen auch beantworten. Nur ist es ganz unmöglich, alle Fragen in einem Atemzug zu erledigen; Schritt für Schritt muß ich vielmehr in weiteren Heften die Untersuchungen fortführen.

Im nächsten Heft wird über den Verlauf der Fälschungsaktion berichtet werden.

TEIL 4

Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung

EINLEITUNG

Vor allem: die Methode!

Wieder lege ich eine neue Schrift vor, die – wie alle meine früheren geschichtskritischen Arbeiten: 1. *Die Fälschung der deutschen Geschichte,* 2. *Neue Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte,* 3. *Die historischen Welträtsel,* 4. *Rätsel Rom im Mittelalter,* erschienen im Verlage Adolf Klein, Leipzig – jene am Ende des Mittelalters von Rom durchgeführte große Geschichtsfälschungsaktion und ihre Auswirkung zum Gegenstand hat. Dieses neue Heft schließt sich nun inhaltlich eng an die vorhergehende Schrift *Rätsel Rom im Mittelalter* an, so daß ein volles Verständnis des jetzt Gebotenen das Studium dieser früheren Arbeit voraussetzt. Es wurde mir von einigen Kritikern vorgehalten, meine Untersuchungen ließen ganz die positive Seite, das Aufbauen, vermissen. Wohlan: In den nachfolgenden Kapiteln wird man mit Befriedigung eine ganze Reihe positiver Ergebnisse antreffen! Seit fast über fünfhundert Jahren, nämlich seit jener Fälschungsaktion, wird man in diesem Buche zum erstenmal wieder erfahren, wie die Geschichte des endenden Mittelalters in ihren Grundzügen wirklich ausgesehen hat. Positiver kann eine kritisch-geschichtliche Untersuchung gar nicht ausfallen. Übrigens werden auch die noch folgenden Heft positive Beiträge zur kritischen Geschichte des ausgehenden Mittelalters bieten.

Die Seele jeder kritischen Untersuchung ist die zur Anwendung kommende Methode. Wissenschaftlich arbeitet nur, wer methodisch arbeitet, so lautet eine alte Binsenwahrheit. Auf die

Methode kommt es an. Warum hat die bisherige geschichtliche Forschung nur leeres Stroh gedroschen, und weshalb ist sie trotz aller redlichen Mühe niemals bis jetzt zur Wahrheit der mittelalterlichen Geschichte vorgedrungen? Nur deshalb, weil die Historiker bisher mit dem Handwerkszeug einer durchaus unzulänglichen Methode arbeiteten. Sie heißen ihre Methode zwar eine kritische; in Wirklichkeit aber stellt, wie ich erwiesen habe, im Hinblick auf das historische Wahrheitsziel ihre wissenschaftliche Arbeitsweise ein höchst unschuldiges und pseudokritisches Verfahren dar. Mit ihrer ererbten Methode, die eine relativistische ist, können die historischen Forscher gerade das nicht erreichen, worauf es bei geschichtlichen Untersuchungen letzten Endes doch unbedingt ankommen muß: Ermittlung der Wahrheit. Es liegt in der Natur der Sache, daß nur die von mir aufgestellte absolute Methode die historische Wahrheit ans Licht fördern kann.

Auch in den Kapiteln dieses Heftes gelangt die absolute Methode immer wieder zur Anwendung. An einem praktischen Beispiele möchte ich daher jetzt noch einmal ihr Wesen klarlegen. Nehmen wir folgenden „Unglücksfall" eines Kindes in Hamburg, der uns im *Pitaval der Gegenwart,* 2. Bd. (1906), S. 181/82 überliefert ist. Die Mutter hat den Unglücksfall mitangesehen und berichtet darüber: *„Als die Männer sich von mir trennten, ging ich mit dem Jungen weiter. In der … Straße wurde ich unwohl und kehrte um; der Junge klagte über Müdigkeit. Ich lehnte mich an das Geländer der Brücke. Der Junge kletterte unterdes auf das Brückengeländer. Da kamen die beiden Männer wieder zurück. Sie machten Unsinn und fingen an, sich zu stoßen. Dabei erhielt der Junge einen Stoß und fiel ins Wasser. Ich wollte nach dem Jungen greifen, konnte ihn aber nicht mehr fassen. Die Männer nahmen mich mit und sagten, es sei schon einer hinunter, der den Jungen heraufhole. In Hamburg blieb ich drei Tage und fuhr dann nach … zurück. Von dem Unglücksfall meines Sohnes habe ich in Hamburg nichts gesagt. Meinem Bruder sagte ich auf seine Frage, daß der Junge noch bei den Großeltern wäre … Meinen Eltern sagte ich, ich hätte den Jungen bei Leuten, die fortrei-*

sten, ausgetan …“ – Was wird der Leser – er braucht nicht selbst Vater zu sein –, was wird die Leserin – sie braucht nicht Mutter zu sein – von dieser Darstellung sagen? Auch wenn mit der Darstellung übereinstimmende Berichte von den „beiden Männern“ und von anderen Zeugen vorlägen – was wird man von dieser „Überlieferung“ sagen? Daß diese Darstellung Lüge sei! Warum? Weil auf Grund des psychologischen Axioms der Kindesliebe das Ereignis in der geschilderten Weise unmöglich ist. Aus diesem Axiom der Kindesliebe folgt mit absoluter Gewißheit, daß der Vorfall in Wirklichkeit anders verlaufen sein muß; und die entmenschte Mutter hat denn auch später eingestanden, daß sie ihren Sohn absichtlich, um ihn loszuwerden, ins Wasser gestoßen habe.

Was aber soeben der kritische Leser bei Beurteilung des überlieferten Ereignisses in Anwendung gebracht hat, das ist – auf geschichtskritischem Gebiete – nichts anderes als die von mir in die historische Wissenschaft eingeführte absolute Methode. Ihr Wesen besteht darin, das Überlieferte nicht relativistisch an der Überlieferung zu messen, sondern sich seinen kritischen Maßstab aus der lebendigen Erfahrung zu holen. Die relativistischen Forscher könnten mir entgegenhalten, daß auch sie bereits gelegentlich nach dieser Methode verfahren seien. Ganz richtig, gelegentlich und in Hinsicht auf historische Nebendinge wenden auch sie den absoluten Maßstab an. So sagte einmal J. Haller [60]: *„Man wird doch darauf bestehen müssen, daß Berichte oder Wortauslegungen, die uns zumuten, zu glauben, was der Natur der Dinge nach unmöglich ist, grundsätzlich zu verwerfen sind.*“ Das sind goldene Worte, mir aus dem Herzen gesprochen. Nur müssen unsere Historiker mit der absoluten Methode auch Ernst machen. Und erst dann wird es Ernst, wenn man nicht nur gelegentlich und in Nebendingen, sondern grundsätzlich die geschichtliche Überlieferung, und zwar als Ganzes und gerade in ihren Haupt- und Staatsaktionen, mit dem kritischen Maßstab die lebendige Erfahrung mißt. Das ist also meine Forderung an die Historiker: Macht Ernst mit eurer Kritik! Steigt von den Nebendingen hin-

auf zu den großen geschichtlichen Massiven! Und tretet dann zur endgültigen Beurteilung heraus aus der papierenen Überlieferung, indem ihr die Erfahrung zum obersten Richter über die Wahrheit der Geschichte anruft.

1.

Die Lüge von der Entstehung des großen Schismas der Kirche

Wir treten in Gedanken vor ein mächtiges Überlieferungsmassiv der spätmittelalterlichen Geschichte: vor den Komplex des angeblichen Schismas der Universalkirche. Unsere Aufgabe lautet nun, durch kritische Untersuchungen festzustellen, ob die Bodenmasse dieser Überlieferung vom Schisma (Spaltung der Universalkirche) wirklich aus dem granitenen Fels echter Geschichte oder ganz oder teilweise aus papierenen Kunstprodukten der Fälschung besteht. Zweckmäßig hören wir uns zuerst unbefangen an, was die „Geschichte" vom Schisma zu erzählen weiß, wobei wir unser Augenmerk auf die Hauptsache, auf die Entstehung der Kirchenspaltung, legen.

Im Jahre 1378 erfolgte angeblich in der Hauptstadt der Christenheit, in Rom, die Wahl eines neuen Papstes. Gewählt wurde unter allerlei tumultuarischen und tragikomischen Umständen der Erzbischof von Bari, Bartholomäus von Prignano. Das geschah am 8. April des Jahres. Wenige Monate später, am 20. September 1378, wählten nun dieselben Wahlmänner, die Kardinäle, einen neuen Papst. Wie? War der im April Gewählte – er nahm den Namen Urban VI. an – so schnell gestorben? Nein, Papst Urban VI. lebte und regierte noch, als die Kardinäle das neue Kirchenoberhaupt Klemens VII. auf den geistlichen Thron erhoben. Statt eines Papstes hatte also plötzlich die Christenwelt zwei Oberhirten; und wie diese sich gegenseitig als Rivalen erbittert bekämpften, so fiel auch bald die christliche Herde in zwei feind-

liche Gruppen auseinander. Die große Kirchenspaltung, das Schisma, war da.

Fragen wir nun: Wer hat die Spaltung des Papsttums und der Kirche verschuldet?, so wird niemand lange mit der Antwort zaudern. Jeder wird ausrufen: Die Wahlmänner, die Kardinäle haben Schuld daran. Und die Historiker wissen auch für die auffällige Handlungsweise der Kardinäle eine Ursache, oder vielmehr zwei, drei und mehr Ursachen bzw. Gründe anzugeben. Bedenkt, erklärt man uns, daß das Papsttum eben aus seiner „Gefangenschaft" von Avignon nach Rom zurückgekehrt war und daß von den zu Rom bei Urbans VI. Wahl anwesenden sechzehn Kardinälen elf Franzosen waren. Diese französischen Wahlmänner wollten natürlich einen Landsmann zum Papst wählen; sie wurden dann aber von Seiten der Römer gedrängt, ja fast gezwungen, einen Römer oder wenigstens einen Italiener zum Kirchenoberhaupt zu küren, und erst infolge der Drohungen geschah es, daß die Wahlstimmen sich zugunsten des Italieners Urban VI. vereinigten. Ist es zu verwundern, meinen die Forscher, daß besonders die französischen Kardinäle – als die Gelegenheit dazu gegeben war – von Urban VI. abfielen und nun schleunigst einen Papst aufstellten, der ihnen passend schien, nämlich den Franzosen Klemens VII.? Rivalität aus nationaler Wurzel scheint mithin die Handlungsweise wenigstens der französischen Wahlmänner ausreichend zu erklären. Scheint zu erklären, sage ich mit Absicht; und es gibt auch relativistische Forscher, die mit dieser Erklärung nicht zufrieden sind. Es muß nämlich erwähnt werden, daß auch die italienischen Mitglieder des Kardinalkollegiums mit der Wahl des französischen Gegenpapstes einverstanden waren! Jetzt wird auch der Leser merken, hier liegen psychologische Probleme vor; das Verhalten aller Kardinäle wird rätselhaft und erklärungsbedürftig. Wie sehr ihre Handlungsweise nach einer Erklärung schreit, offenbart uns noch die Überlegung, daß ja die Kardinäle durch ihre zweite Wahl bewußt das größte Ärgernis für die Christenheit, das Schisma, herbeiführten. Wie kamen sie zu diesem Schritt? Wer trägt

die Schuld? Wer hat das große Unheil des Schismas über Kirche und Christenheit gebracht? Die Schuld liegt bei Urban VI.! rufen nun auch viele Historiker. Urban VI. ist der eigentliche Urheber der Kirchenspaltung! Aber wieso und warum? Mit dieser Frage treten wir in den Angelpunkt der Entstehung des Schismas: es geht um die Charakterproblematik Papst Urbans VI.

Wer und wie beschaffen war Urban als Kirchenfürst und Mensch? Urban, mit Namen Bartholomäus von Prignano, war vor seiner Wahl Erzbischof und Vizekanzler der Kirche. Bezüglich seiner geistigen Eigenschaften galt er als unbescholtener, gelehrter und umsichtiger, kluger Mann. Allen Kardinälen war er wohlbekannt, bei allen war er wohlgelitten. Man hätte ja, auch unter dem angeblichen Zwang der Römer, einem anderen Italiener die Papstkrone verleihen können, aber nein, keiner wurde von den Kardinälen für würdiger zu dem hohen Amt befunden als der bescheidene und kluge Prigano. Und dann, nur wenige Monate nach seiner Erwählung, der große Umschwung, der Abfall aller Kardinale von Urban, die Wahl des Gegenpapstes. Was war geschehen? Um es mit kurzen Worten zu sagen: Der vor der Wahl so umsichtige und bescheidene Prigano entpuppte sich, kaum daß die päpstliche Tiara seinen Scheitel berührt hatte, als ein geistig und charakterlich total verwandeltes Wesen. War er vorher bescheiden, so war er jetzt hochmütig, polternd und beleidigend; vorher klug und vorsichtig, benahm er sich jetzt wie ein unzurechnungsfähiger Dummkopf. Merkwürdig, aber wahr – so versichern uns nach Quellenberichten Urbans Zeitgenossen. Wir wollen nun einmal Genaueres über Urbans Metamorphose hören.

„Schon am ersten Tage nach seiner Krönung … beleidigte er viele Bischöfe und Prälaten … Es war sicher nicht der richtige Weg, die verweltlichten Kardinäle zu bessern, wenn Urban im Konsistorium die einen barsch schweigen ließ, den anderen zurief: ‚Ihr schwätzet töricht!', und wenn er den Kardinal Orsini einen Dummkopf nannte." [61] Urban hatte allerdings alle Ursache, über die Sitten der Kardinale ungehalten zu sein, versichert man, *„allein die Art und Weise, wie er die*

Sache angriff, war gänzlich verfehlt. Statt mit Klugheit und Mäßigung vorzugehen …, ließ, er sich von Anfang an von der Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes derart fortreißen, daß seine an sich schon unsichere Stellung in der kürzesten Zeit auf das äußerste gefährdet wurde." (P., 99) In der Tat, wenn wir uns diesen Polterer betrachten, so benimmt er sich seinen „Brüdern", den Kardinälen, gegenüber, als stände er wie ein gereizter Lehrer vor unartigen Schuljungen. Psychologisch ist das Verhalten Urbans gar nicht so unverständlich, meinen einige Forscher. Vor der Wahl stand Prignano im Rang und Ansehen unter den Kardinälen, er mußte also sein Temperament zügeln und nach oben hin Bescheidenheit zur Schau tragen. Nach seiner Inthronisation warf Urban aber die demütige Maske ab, und der Emporkömmling weidete sich nun daran, die Kardinäle seine Macht und Überlegenheit fühlen zu lassen.

Ja, wenn Urban VI. nur seinen Kardinälen gegenüber den polternden Lehrer und galligen Tyrannen gespielt hätte! Aber wir hören noch von ganz anderen skandalösen Auftritten. Nicht vor Kardinalen und Bischöfen, sondern vor hohen und höchsten weltlichen Herren! „*Als Beweis für den krankhaften*[!] *Hochmut Urbans führt Dietrich von Niem* [ein Augenzeuge] *die Tatsache an, daß er den Herzog Otto von Braunschweig, den Gemahl der Königin von Neapel, der mit großen Geschenken seiner Gemahlin nach Rom gekommen war und an der päpstlichen Tafel das Schenkamt versah, lange auf den Knien liegen ließ, ehe er ihm den dargereichten Weinbecher abnahm. Auch verletzte er die Königin Johanna selbst, indem er … ihr Regiment tadelte. Ja, er habe sogar gedroht, sie in ein Kloster zu stekken.*" [62] Ein anderes Beispiel: Der deutsche Kaiser Karl IV. hatte eine wichtige Gesandtschaft nach Rom abgeordnet. „*Der Papst, wie berauscht vom Gefühle der Macht, die ihm plötzlich zugefallen war, behandelte nach seiner Krönung die kaiserlichen Gesandten* [die er vorher sehr gnädig empfangen hatte!] *mit derselben Schroffheit und Geringschätzung wie die Kardinäle.*" [63] Wirklich, es war so, wie ein Historiker schreibt: „*Der Papst schien nichts mehr zu begreifen … Alle Anwesenden waren durch diese persönlichen Angriffe tief verletzt,*

und die Anhänger des Papstes, welche fühlten, wieviel Klugheit er in seiner mißlichen Stellung bedürfe, wußten sich dies unvorsichtige Benehmen nicht zu erklären.“ [64] Man hat von diesem geistlichen Oberhirten den Eindruck, als habe er es bewußt darauf abgesehen, sich mit Gewalt alle Welt zum Feinde zu machen. Er schmäht, kränkt und beleidigt jeden, der ihm vor die Augen kommt. Von einem Bedenken der möglichen Folgen solch kindischen Verhaltens ist bei diesem hochmütigen Wüterich keine Rede. Das bedeutet aber: Urban ist nach seiner Krönung nicht bloß unausstehlich hochmütig, sondern auch grenzenlos dumm geworden! Vor seiner Wahl wird seine nicht gewöhnliche Umsicht und Klugheit rühmend erwähnt, nachher benimmt er sich in seiner an sich schon mißlichen Lage wie ein dummer Junge.

Wenn die Quellenaussagen recht haben, so stehen wir also vor der Tatsache, daß sich Urban nach seiner Erwählung sowohl geistig als auch charakterlich bis auf den Grund seines Wesens verwandelt hat. Ist solche Wesenswandlung bei einem Menschen möglich? Ist sie gleichsam von heute auf morgen möglich? Der nachdenkliche Leser wird nun vielleicht, auf ein praktisches Beispiel der Erfahrung hinzielend, antworten: So etwas von geistiger Verwandlung ist möglich. Auch ich leugne das nicht. Was ich jedoch, und zwar ebenfalls auf Grund von Erfahrung, leugne, ist, daß solche totale urplötzliche Wesenswandlung bei einem geistig normalen Menschen eintreten könne. Und Urban VI. müßte tatsächlich sehr an seiner geistigen Gesundheit gelitten haben, wenn es wahr wäre, daß er sich nach seiner Thronerhebung urplötzlich charakterlich-geistig in sein Gegenteil verwandelt habe. Wohlgemerkt: Urbans kindische Handlungen sind nicht die eines Privatmannes, eines Sonderlinges, der es sich ungestraft leisten kann, seine Mitmenschen zu beleidigen und zu tyrannisieren. Urban ist das Oberhaupt eines geistlichen Staatswesens, und jede seiner Handlungen und Äußerungen ist unter Umständen geeignet, für seine Stellung und für die Kirche unabsehbare Folgen herbeizuführen. Um nur eins hervorzuheben: Neapel war in Italien die mächtigste und lebensnotwendigste

Stütze des Papsttums – trotzdem verdirbt es Urban mit Neapel, und das rein aus galliger Laune und krankhaftem Hochmut. Ein Mensch in der hohen Amtsstellung Urbans VI., der plötzlich systematisch gegen seine eigenen Vorteile handelt, der sich nicht etwa zum Spaß, sondern allen Ernstes wie ein dummer Junge benimmt, müßte schwere Einbuße an der geistigen Intaktheit erlitten haben. Gregorovius meint denn auch geradeheraus: *„Seine plötzliche Erhebung zum Papsttum erfüllte diesen rohen Menschen mit sinnverwirrendem Hochmut, und sie scheint ihn in Wahrheit um den Verstand gebracht haben."* [65]

Welches Urteil sollen wir nun über diese urplötzliche, totale Wesensverwandlung Urbans fällen? Unmöglich ist erfahrungsgemäß eine derartige Metamorphose nicht. Andererseits ist aber erfahrungsgemäß sicher, daß das plötzliche Umschlagen eines bisher bescheidenen, verträglichen und klugen Menschen in sein Gegenteil nur auf der Basis einer geistigen Erkrankung möglich ist. An diesen immerhin nicht alltäglichen Fall bei Urban werden wir nur glauben dürfen, wenn die Überlieferung hierin eine einwandfreie, das heißt vor allem, wenn sie widerspruchsfrei ist. Und nun halte ich für den Leser die große Überraschung bereit. Es kommt nämlich jetzt die meinen früheren Lesern bereits wohlbekannte „andere Seite" der Überlieferung.

Mitnichten ist Bartholomäus Prignano nach seiner Wahl vor Hochmut verrückt geworden; mitnichten ist nach seiner Krönung alle Klugheit aus seinem Gehirn verdampft! Sehen wir uns doch in den Quellen um, so werden wir mit Verwunderung feststellen, dieser Urban wußte auch nach seiner Erhebung seinen Vorteil klug zu wahren! Doch vorerst sei darauf aufmerksam gemacht, daß von einer geistigen Erkrankung insofern bei Urban gar nichts zu bemerken war, als er seine päpstlichen Obliegenheiten – abgesehen von seinen Ausfällen gegen die Kardinäle – ganz ordnungsgemäß und vernünftig versah. Noch etwas Merkwürdiges: Wüßten wir es nicht durch einen „Augenzeugen", wie schmählich der Papst seine Kardinäle bei jeder Gelegenheit behandelte, so müßten wir aus anderweitigen Quellen zu dem

Schluß kommen, Urban habe zuerst nach seiner Krönung – als er angeblich so „verrückt" war! – mit den Kardinalen im Gegenteil auf bestem Fuß gestanden. „Aktenmäßig" steht nämlich „fest": Die Kardinäle *„beschenkten ihn* [den Papst] *aufs reichlichste und erwiesen ihm Ehrenbezeugungen jeder Art, sie erbaten und erhielten von ihm*[!] *Bistümer und andere Ehrenstellen für sich und für andere, nirgends zeigte sich eine Spur von Mißstimmung."* [66] O, diese Schälke, diese Quellen! Auch bezüglich Neapels erleben wir jetzt die „andere Seite". *„Niccolo Spinelli, der … Kanzler Johannas, sowie Honorat von Fondi waren damals* [nach Urbans Wahl] *auch zufällig in Rom anwesend … Aber auch mit ihnen war das Verhältnis* [Urbans] *im Beginne*[!] *freundlich*[!]*, ja die Zeitgenossen heben sogar hervor, daß der neue Papst gerade Neapolitaner in seine Nähe gezogen und mit Ehrenstellen bedacht habe."* [67] *„Um so erstaunlicher ist es"*, fährt M. Rothbarth, der wir eine gründliche Untersuchung des Verhältnisses Urbans zu Neapel verdanken, fort, *„wenn andere Quellen*[!] *… Niccolo Spinelli als den offenen Feind Urbans von Anfang an erklären."* Was hier der Verfasserin so erstaunlich vorkommt, wissen die Leser meiner früheren Schriften ohne weiteres zu erklären: Taktik des absichtlichen Widerspruchs. Sollten also die Quellen über die Entstehung des Schismas gefälscht sein? Kein Zweifel, es ist gefälscht! Rothbarth gelangt selbst zu diesem Resultat. Die Quellen enthalten *„fabulose Berichte und Anekdoten"*, aus denen deutlich die Tendenz hervorgehe, bezüglich Neapels *„aus persönlichen Rachegefühlen die Abkehr von Urban zu erklären."*

Fassen wir jetzt die „andere Seite" zusammen, so stehen wir vor einer allerdings sehr erstaunlichen Tatsache: Urban ist gar nicht infolge seiner Erwählung aus Hochmut verrückt geworden! Urban war vielmehr auch als Papst ein freundlicher, umgänglicher Mann, der seine Vorteile nicht aus dem Auge ließ. Er hat weder die neapolitanischen Herren noch auch die Kardinäle wie ein Verrückter behandelt und beleidigt. Aber dann hatten die Kardinäle gar keine Ursache, von Urban abzufallen! Und dann hatten sie keine Ursache, einen Gegenpapst zu wählen! Dann ist ja der ganze Überlieferungskomplex von der Entste-

hung des Schismas ein Lügengespinst! Und in der Tat, so ist es. Das angebliche Schisma der „Universalkirche“ ist erlogen. Die merkwürdige Wesensverwandlung Urbans VI. ist eine wohlberechnete Lüge der Fälschungsaktion, um die Entstehung einer Spaltung der Universalkirche vorzutäuschen. Allen Lesern meiner Schrift *Rätsel Rom* kommt dieses Ergebnis keineswegs überraschend. Sie sehen vielmehr mit Genugtuung, wie in einer langen Beweiskette ein Glied sich genau an ein anderes schließt. In der Einöde Rom konnten die angeblichen Urbanschen Wirren gar nicht stattfinden, und eine Spaltung konnte die „Universalkirche“ damals gar nicht erleben, aus dem einfachen Grund, weil es damals eine katholische Universalkirche noch gar nicht gab. Wie? Ist denn die gesamte Überlieferung um Urban VI. erlogen? Nein! Eine Spaltung der Christenheit bestand wirklich! Ich sage: bestand! Ein Schisma brauchte nicht erst von Urban herbeigeführt zu werden, denn es bestand bereits, es bestand schon seit über fünfzig Jahren! Nur betraf diese Spaltung nicht die „Universalkirche“. Doch Näheres im folgenden Kapitel.

2.

Das Problem der Existenz mittelalterlicher Regionalkirchen

Das Ergebnis der Untersuchungen im vorigen Kapitel lautet: Die angebliche Spaltung der katholischen Universalkirche – angeblich infolge des Verhaltens Papst Urbans VI. – ist Lüge. Eine Spaltung, oder vielmehr zahlreiche Spaltungen, wies die Christenheit bereits lange Jahrzehnte vor Urban VI. auf. Mit Absicht spreche ich von Spaltungen der Christenheit und nicht der „Kirche“, denn eine geeinte katholische Gesamtkirche hat es vor dem 15. Jahrhundert noch nicht gegeben. Von vornherein war das Uneinheitliche, das Gespaltensein die charakteristische Signatur der Christenwelt. Wie das zu verstehen sei, das sollen uns die Untersuchungen der folgenden Kapitel zeigen. An dieser Stelle

sei aber das Ergebnis bereits vorweggenommen: Der ursprüngliche Zustand der christlichen europäischen Welt um das Jahr 1300 bestand in dem unabhängigen Nebeneinander einer ganzen Anzahl „evangelischer" Regional- bzw. Nationalkirchen!

Wie? Unabhängige, romfreie, scharf voneinander geschiedene Regionalkirchen sollte es im Mittelalter gegeben haben? „Wir haben", sagen unsere Historiker, *„in den vielen Quellen niemals von solchen Kirchen etwas gelesen."* Recht haben sie schon; denn frei und offen wird natürlich in den gefälschten Quellen von den mittelalterlichen evangelischen Regionalkirchen nicht geplaudert. Wurden doch die Quellen deswegen systematisch entstellt, um die historische Tatsache der Existenz dieser Kirchen vor der Nachwelt zu verschleiern. Nun gibt es aber Mittel und Wege, die lügnerischen Quellen zu veranlassen, die geschichtliche Wahrheit wenigstens in ihren Grundzügen zu offenbaren. Wie man zu diesem Zwecke verfahren muß, wird sich bald zeigen.

Einen ersten Hinweis und dazu eine Reihe schlagender Beweise für die Existenz mittelalterlicher Regionalkirchen kann uns bei richtiger Behandlung die Ketzergeschichte liefern. Mehrere Probleme dieser sogenannten Ketzergeschichte habe ich bereits in *Rätsel Rom* behandelt, und im folgenden wird an manchen Stellen auf jene Untersuchungen, oft stillschweigend, Bezug genommen.

Wie kam eigentlich nach der Darstellung der gefälschten Überlieferung der Samen der „Ketzerei" in die spätmittelalterliche Welt? Treten wir einmal in der „Geschichte" einen Gang nach rückwärts an. Da geben selbst die zurechtgestutzten Quellen für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts die vorübergehende Existenz einer romfreien, fast abgeschlossenen „evangelischen" Regionalkirche zu: die hussitische Kirche in Böhmen. Hier handelt es sich in der Tat nicht einfach um eine schismatische Erscheinung innerhalb der katholischen Kirche, sondern um eine selbständige, romfreie Ketzerkirche, d.h. um eine „evangelische" Regionalkirche. Als den Stifter dieser Ketzerkirche kennen wir Hus. Wie kam dieser Hus zu seinen Ketzereien? Durch eigenes

Nachdenken auf Grund eigener religiöser Erfahrung? Keineswegs; sondern, wie er auf dem Konstanzer Konzil selbst aussagt, durch das Lesen von Büchern, die aus England nach Böhmen eingeführt waren. Das waren die häretischen Schriften Wiclifs. Von Wiclif hat Hus seine Lehre übernommen, und zwar hat er Wiclif größtenteils einfach abgeschrieben.[68] Dann war also Wiclif der Vater der spätmittelalterlichen Ketzeranschauungen? Aber wer nur etwas in der Ketzergeschichte bewandert ist, weiß, daß auch der Engländer gar nicht der erste Verkünder der Anklage gewesen ist, die sich gegen die „vom Evangelium" abgefallene römische Hierarchie richtete, sondern daß auch er Vorgänger hatte. Was Wiclif der „Romkirche" vorhielt, sein Zorn gegen die römischen „Teufelspriester", alles das sind uns – seine Beanstandung der Transsubstantiationslehre ausgenommen – wohlbekannte Klänge aus dem Waldensertum. Von diesen Waldensern aber wissen wir, daß auch ihre ketzerischen Lehren wiederum keineswegs neue, eigene Entdeckungen waren, sondern daß diese *„Armen von Lyon und Lombardien"* nur das Erbe der plötzlich so rätselhaft an religiöser Altersschwäche eingegangenen Katharer übernommen haben. Also waren es die Katharer, die etwa seit dem 12. Jahrhundert in der glaubensreinen „katholischen Universalkirche" erstmals den Samen der Häresie ausstreuten? Den Samen in der geeinten abendländischen Kirche verbreitet, das haben die Katharer allerdings, vermelden die Quellen. Aber es ist nicht einheimisches, es ist auswärtiges Gut, was sie in der reinen Kirche umhersäten. Denn nicht im Schoße der reinen Romkirche selbst sei die Ketzerpest entstanden, sondern aus fernen östlichen Ländern sei sie frevlerisch eingeschleppt worden. Ausgerechnet in Bulgarien und den angrenzenden Gebieten nämlich soll der Ketzersamen zuerst aufgewuchert sein, berichten die Quellen. Nun wissen wir es. Ein fremdländisches Giftgewächs ist auf den bis dahin reinen Acker der „römisch-katholischen Kirche" ausgesät worden. Wären jene fremden Versucher und Verführer nicht gekommen, die reine Universalkirche hätte in ihrer wunderbaren Glaubensstärke nie-

niemals den Keim der Häresie aus sich selbst hervortreiben können!

Wirklich nicht? Doch die Quellen stellen die Entstehung der mittelalterlichen Häresie wie soeben erläutert dar, also muß die Sache mit der Ketzerei wohl so vor sich gegangen sein. Aber die Quellen sind gefälscht, wie ich schon in *Rätsel Rom* klargelegt habe. Es bedarf nun gar nicht viel Nachdenkens, um dahinterzukommen, warum die Fälscheraktion die Ketzerangelegenheit so hingestellt hat und so hinstellen mußte, als handele es sich bei dem Samen der Häresie um von weither eingeschlepptes Gut. Deshalb nämlich verfuhr man so: um die katholische Universalkirche als eine von alters her(!) bestehende homogene Glaubensgemeinschaft erscheinen zu lassen. Mit dieser vorgeblichen Einheit der Universalkirche war damals aber gleichzeitig etwas sehr Wichtiges von der Tafel der Geschichte weggewischt: daß es im Mittelalter in Wahrheit gar keine glaubenshomogene Universalkirche, sondern nur zahlreiche „ketzerische" Regional- oder Partikularkirchen gegeben hat. Es versteht sich, daß dieser wahre Tatbestand um jeden Preis verdunkelt werden mußte. Wie schon erwähnt, habe ich den Beweis der systematischen Fälschung der Ketzergeschichte schon im früheren Hefte angetreten; nur ein wichtiges Beweisstück habe ich damals noch nicht erwähnt. Da seine Argumente unbedingt durchschlagend wirken und einleuchtend sind, so will ich den neuen Beweiskomplex, ehe wir wieder zum eigentlichen Thema der Regionalkirchen übergehen, in Kürze vorführen.

Wer einen Blick auf die Quellen der Ketzergeschichte wirft, dem muß sofort eins auffallen: Es ist zwar zahlreiches Quellenmaterial erhalten, aber es ist ausnahmslos von gegnerischer, d.h. von katholischer Seite geschrieben! Was bedeutet das? Haben die Ketzer (Katharer und Waldenser) selbst gar nichts auf Papier geschrieben? „O doch", sagen uns auch die Historiker, und von den Katharern berichten sogar die Gegner, daß sie viel geschrieben hätten.[69] Also auch die relativistischen Forscher sind zu der Überzeugung gelangt: Die Tatsache, daß uns nur katholische

Quellen erhalten sind, bedeutet, daß das häretische Schrifttum planmäßig und restlos vernichtet wurde. Grundsätzlich gibt man damit zu, daß eine systematische Vernichtungsaktion stattgefunden habe. Nur hat man sich bisher noch keine Gedanken darüber gemacht, wieviel und was denn alles an schriftlichem Material der Ketzer beseitigt worden ist. Die Ketzer haben z.B. religiöse Traktate und Werbeschriften verfaßt und vertrieben; und es ist nun kein Wunder, wenn die Inquisition derartige Literatur vernichtete. Doch überlegen wir einmal: Haben die Häretiker nichts anderes als nur religiöse Werbeliteratur geschrieben? Sie waren organisiert, besaßen Ämter und Einrichtungen – sie hatten eigene öffentliche Schulen und Kirchhöfe – und mußten daher doch sicher notgedrungen allerlei Vorgänge im Gemeindeleben schriftlich fixieren. Es mußten sich also vielerorts Akten ansammeln. Aber auffälligerweise sind auch diese Akten verschwunden! Dieser Befund ist höchst seltsam. Denn was für einen Grund hatten die Verfolger, auch diese Akten bis aufs letzte Blatt auszurotten? Man könnte entgegnen, die Inquisition hätte dabei die Absicht gehabt, überhaupt jede Spur vom mittelalterlichen „Ketzertum“ vor den Augen der Mit- und Nachwelt zu verbergen. Doch das stimmt nicht. Die katholischen Gegner waren keineswegs darauf bedacht, der Nachwelt gegenüber die Existenz der Häretiker zu verschweigen; im Gegenteil, sie selbst haben in einer Unmenge von eigenen Schriften und Traktaten der Nachwelt ausführliche Nachrichten über das Ketzertum zukommen lassen. Ich frage daher nun nochmals: Warum sind dann sogar unschuldige Akten über die Gemeindeangelegenheiten der Ketzer restlos vernichtet worden? Das Auffällige ist ja, daß sich rein gar nichts davon erhalten hat, wo doch sonst seit dem 12. Jahrhundert soviel „unnützer Aktenkrempel“ auf uns gekommen ist. Höchst merkwürdig auch, daß der große ketzerische Akten-Inhalt nicht einmal indirekt von den Gegnern verwertet und wenigstens auf diese indirekte Weise gerettet wurde. Solche Akten müssen doch der Inquisition reichlich in die Hände gefallen sein. Aber seltsam, was immer die katholischen Schrift-

steller berichten, entnehmen sie nicht den Akten der Häretiker, sondern das lassen sie sich angeblich mündlich von den Verhafteten erzählen! (Eine schlaue Taktik von den fälschenden katholischen Gegnern.)

Weiter: Sicher haben die Ketzer auch chronistische Aufzeichnungen von ihren wichtigen Sektenereignissen gemacht und hinterlassen. Wo sind diese häretischen Chroniken geblieben? Sind sie allesamt(!) verschwunden? Warum denn das? Freilich gab es für die Inquisitoren gute Gründe, die ketzerische Werbeliteratur, wenn sie in der Landessprache geschrieben war, unschädlich zu machen. Aber warum sollten die Gegner die lateinisch oder auch in der Volkssprache erfaßten Chroniken häretischer Schriftsteller so haßvoll aufgespürt und vernichtet haben, wenn – ja, wenn sie selbst Chroniken und andere Literatur über die angebliche Entwicklung und Lehren eben dieses Ketzertums der Mit- und Nachwelt bereitwilligst zur Verfügung stellten? Über dieses so wichtige Problem hat sich bisher noch kein Forscher den Kopf zerbrochen, und doch lohnt die Mühe sich wirklich. Bei sorgsamer Erwägung aller verräterischen Umstände – z.B. daß die angeblich zeitgenössischen katholischen Schriftsteller allesamt und mehrere Jahrhunderte hindurch es peinlichst vermeiden, auch nur indirekt die häretischen Chroniken und Akten zu verwerten; daß ferner in den erhaltenen Schriften der katholischen Berichterstatter die Haupttaktik der großen Fälschungsaktion, nämlich der absichtliche Widerspruch, so unbekümmert angewandt ist – würden auch die relativistischen Forscher zu der Überzeugung kommen, daß die gesamte ketzerische Literatur deshalb planmäßig vernichtet wurde, um ebenso planmäßig etwas anderes in die Lücke einzustellen. Man würde bei diesem Nachdenken erkennen, daß eben nicht bloß vernichtet worden ist, sondern auch Neues geschaffen wurde, d.h. Neues gefälscht und für angeblich echt an die Stelle des Vernichteten eingesetzt wurde. Die systematische Ausrottung aller häretischen und echten Aktenstücke und Chroniken bis auf das letzte Blatt wird nur verständlich durch die Erkenntnis: An die Stelle

des vernichteten Echten sollte gefälschter Ersatz treten. Oder aus anderer Perspektive betrachtet: Um eine neue „ Ketzergeschichte“ in der „historischen“ Aufmachung, wie die Tendenz erforderte, der Nachwelt zu unterschieben, war seitens der Fälscher der großen Aktion eine Vorbedingung zu erfüllen, nämlich die restlose Vernichtung aller vorhandenen echten ketzerischen Akten und Chroniken. Es läßt sich für die Tatsache der Ausrottung aller echten häretischen Literatur schlechterdings kein anderer Grund ausfindig machen als dieser: Gefälschtes sollte in die Lükke geschoben werden.

Um nicht allzuweit abzuschweifen, begnüge ich mich an dieser Stelle mit der Bemerkung, daß selbstverständlich auch die so zahlreich erhaltenen „offiziellen“ Prozeßakten der Inquisitionstribunale, soweit sie in die Zeit vor etwa 1400 fallen, gefälscht worden sind. Eine einfache Überlegung stellt übrigens dies Resultat bereits sicher. Als man im Verlaufe der Fälschungsaktion an die Stelle der vernichteten echten Ketzerliteratur gefälschtes Ersatzmaterial setzte, forderte die Natur der Sache – nämlich die mit der künstlichen Ketzergeschichte verfolgte Tendenz –, daß man ganze Arbeit leistete. Es ging nicht an, in irgendwelcher Form (etwa in den Prozeßakten der Inquisition) echtes Material am Leben zu lassen, das ja zum Verräter des gefälschten Materials werden mußte. Wollte man alle tendenziösen Angaben über die Häretiker, ihre Lehren und Einrichtungen miteinander in Einklang bringen – und hierzu war man gezwungen –, so blieb gar nichts anderes übrig, als auch die Prozeßakten so zu fabrizieren, daß ihre Aussagen mit den chronistischen Fälschungsprodukten übereinstimmten, wenigstens in den allgemeinen Grundzügen.

Nunmehr wird es Zeit, daß wir uns wieder unserem eigentlichen Thema, dem Problem der Existenz mittelalterlicher Partikularkirchen zuwenden.

Gibt uns die gefälschte Überlieferung, wie die Forscher meinen, ganz und gar keine Andeutung, keinen versteckten Hinweis auf die Existenz solcher Regionalkirchen? Sehen wir zu; doch

vorher muß ich die charakteristischen Merkmale, die Besonderheiten dieser Kirchen bzw. Gemeinschaften noch einmal unterstreichen. Es handelt sich also bei diesen Regional- oder Partikularkirchen um christliche Organisationen, die 1. unabhängig von Rom sind, d.h. keine Teilstücke der katholischen Universalkirche darstellen, 2. die auch untereinander unabhängige Gebilde sind. Nicht umsonst haben wir uns vorher mit der Geschichte der Ketzer befaßt. Die Ketzergeschichte, das wurde schon einmal betont, ist nämlich ein Überlieferungsgebiet, das gute Ausbeute für die Lösung unseres Problems liefert.

Das regionale Teilungs- und Unterscheidungsmoment, das die gesuchten romfreien Gemeinschaften charakterisiert, gibt die gefälschte Überlieferung selbst zu. Dadurch, daß sie regionale Gruppenbildungen, landschaftliche Zusammenballungen von „ketzerischen" Organisationen durchschimmern läßt. Wir hören da z.B. von einem massenhaften Vorkommen der „Evangelischen" in Südfrankreich (Arme von Lyon) und in Oberitalien (Arme von der Lombardei). Bedeutsamerweise stellen diese Ballungen nicht etwa einen kurz vorübergehenden Zustand dar, sondern wir gewahren in diesen Gegenden ein Massenvorkommen, das jahrhundertelang anhält. Zuerst sind es die Katharer, dann die Waldenser, welche in den gleichen Gegenden durch ihre Zusammenballung auffallen. Das Bodenständige und regional Umschlossene dieser französischen und italienischen „Ketzer" tritt noch mehr ans Licht, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Waldenser und Katharer im Grunde ja ein und dasselbe sind! Solche jahrhundertelang dauernden Ketzerzentren verraten uns einen ursprünglichen Tatbestand: Es gab regional unbegrenzte romfreie Christengemeinschaften. Finden wir sie auch sonst noch? In der Tat, derartige Ballungen lassen sich auch, und ebenfalls mit jahrhundertelangem Bestehen, im südlichen und westlichen Deutschland, für etwas spätere Zeit in England, Böhmen und Österreich nachweisen. Somit haben wir bereits eine regionale Gliederung und Sonderung der spätmit-

telalterlichen „ketzerischen“ Christenwelt entdeckt. Nur der „ketzerischen“?

Nun liegt folgender Einwand seitens der Historiker nahe. Es sind den Forschern aus der Überlieferung große Gebiete bekannt, die angeblich im Spätmittelalter sehr wenige, ja gar keine „Ketzer“ aufzuweisen hatten. Wir wollen aber, wie sich sogleich herausstellen wird, durch unsere Untersuchungen den Beweis liefern nicht nur dafür, daß es im Mittelalter hier und da vereinzelt romfreie Organisationen (Kirchen) gab, sondern letzten Endes dafür, daß es überhaupt nur romfreie Regionalkirchen gegeben hat, also damals von einer „katholischen Universalkirche“ noch nicht die Rede sein konnte. (Daß wirklich vor dem 15. Jahrhundert noch keine katholische Universalkirche existierte, wissen meine Leser übrigens bereits aus *Rätsel Rom*.) Aber wie nun? Nach der Überlieferung soll es weite ketzerfreie Landschaften gegeben haben. Aber Menschen haben damals in diesen Gegenden sicherlich gewohnt; und waren sie keine Ketzer, so müssen sie doch wohl treue Söhne und Töchter der katholischen Universalkirche gewesen sein, die jedoch nach unserem Wissen zu jener Zeit noch gar nicht existiert haben kann. Wieder spielt nun die gefälschte Überlieferung ungewollt selbst den Verräter und Aufklärer, und zwar dadurch, daß sie mit der bewährten Taktik des absichtlichen Widerspruchs operiert. Für Westfalen konstatiert Finke[70], noch für das 13. und 14. Jahrhundert finde er in den Quellen *„keine Spur von einer Ausbreitung der Ketzerei“*. *„Aber im Jahre 1413 ernannte Jakob von Soest seinen Ordensgenossen Johann von Lüdighausen zu seinem Stellvertreter im Bereiche der westfälischen Diözese, weil dort die Häresie stark*[!] *grassiere.“* Dann fährt jedoch Finke fort: *„In auffälligem Gegensatz dazu steht die Behauptung Peters von Pilichdorf in seiner wohl keine zwei Jahrzehnte später entstandenen Schrift …, daß Westfalen von dieser Ketzerei* [der Waldenser], *und wir dürfen wohl hinzufügen, von der Ketzerei überhaupt gar nicht infiziert sei.“* Oder nehmen wir das vorhussische Böhmen. Da berichtet eine Quelle: Die Menge der Waldenser in Böhmen und Mähren sei nicht zu zählen; aber eine andere weiß es

besser und meldet: Von Häretikern sei hier keine Spur zu entdecken![71]

Warum diese Widerspruchstaktik? Weil es etwas zu vertuschen gab; nichts Angenehmes natürlich, sondern etwas Peinliches war zu vertuschen. Und dies Peinliche war der Umstand, daß es in Wahrheit viel, sehr viel mehr Ketzer im Mittelalter gab, als die zurechtgestutzten Quellen zugeben – und sie geben schon viel zu! Ich muß in dem Zusammenhange an meine Ausführungen in *Rätsel Rom* über die ungeheure Verbreitung der spätmittelalterlichen Ketzerei erinnern, d.h. an das Zentralproblem der ganzen Ketzergeschichte. Das Endergebnis dort lautete: Eine machtvolle Universalkirche, wenn solche tatsächlich bestand, schließt eine so ungeheuer verbreitete Häresie aus; umgekehrt zeugt die von den Quellen selbst eingestandene Massenhaftigkeit der „Ketzer" beweiskräftig gegen das damalige Vorhandensein einer katholischen Universalkirche. War aber die Universalkirche noch nicht da, so folgt, daß zu jener Zeit überhaupt noch kein Christ Mitglied dieser nicht existierenden Universalkirche sein konnte! Das bedeutet nichts anderes als: Alle Christen jener Zeit waren romfreie Ketzer! Im Sinne des erst später – mit der Entstehung der katholischen Universalkirche – formulierten katholischen Dogmas waren vorher tatsächlich alle Christen Häretiker. Dieser peinliche Tatbestand war es, den die Quellenfälscher vertuschen mußten.

Indem wir wieder zum Thema der mittelalterlichen Regionalkirchen überleiten, inspizieren wir die Überlieferung nunmehr daraufhin, ob sie vielleicht von einer Organisation der „ Ketzer"-Kirchen einiges durchschimmern läßt. Das ist in der Tat der Fall. Wir erfahren da interessante und merkwürdige Dinge über die Organisation der Ketzer: So sollen sie eigene, d.h. „ketzerische" Bischöfe gehabt haben! Von einem solchen Ketzerbischof in Österreich hören wir durch den sogenannten Passauer Anonymus (H. 51,399). Hauck (a.a.O., 403) berichtet von den waldensischen Böhmen des 14. Jahrhunderts: *„Man wollte wissen, daß sie … einen Erzbischof und sieben Bischöfe hätten"* und erwähnt auch im

Südosten Deutschlands den Sitz eines Waldenserbischofs. (a.a.O., 398) *„In Lombers* [Südfrankreich] *residierte öffentlich ein Ketzerbischof."* [72] Flathe weist auf den spätmittelalterlichen Chronisten Everwein von Steinfeld hin, welcher erzählt: *„Zum Feuer verdammte Ketzer hätten ihm noch gestanden, daß sie auch einen Papst*[!] *hätten."* [73] Für uns ergibt sich als bemerkenswert, daß die häretischen Ballungen – die Regionalkirchen der „Ketzer" – eine Organisation aufzuweisen hatten, die teilweise gründlich durchgearbeitet und dann sogar bis zur straffen Hierarchie fortgeschritten war. Nicht diese Hierarchie als solche ist für uns von Wichtigkeit, sondern die Folgerung, die aus dem Bestehen eines so straffen geistlichen Verwaltungsapparates zu erschließen ist. Aus dem Bestehen einer so durchgebildeten Hierarchie folgt nämlich, daß tatsächlich „ketzerische" Regionalkirchen als Unterbau der Hierarchie bestanden haben müssen. Eine solcherart ausgebildete Verwaltungsorganisation kann ja nicht in der Luft schweben, sondern bedingt eine breite und gefestigte Basis von Anhängern und Glaubensgenossen. Beide Teile – Basis der Glaubensgenossen und hierarchischer Überbau – verwirklichen dann aber den von uns gesuchten und nun ermittelten Tatbestand mittelalterlicher „ketzerischer" Regionalkirchen.

Zum Wesen solcher Regionalkirchen gehört noch das Moment der Öffentlichkeit, denn wir verstehen nicht etwa versteckte Konventikel-Gemeinschaften darunter. Der Leser muß sich von der vererbten Anschauung freimachen, die spätmittelalterlichen „Ketzer" jener Jahrhunderte vor der Errichtung der katholischen Universalkirchen hätten sich in Schlupfwinkeln zum Gottesdienste versammeln müssen. Es existierte ja noch gar keine katholische Einheitskirche, vor deren Inquisitoren die „Ketzer" hätten auf der Hut sein müssen! Eben die Öffentlichkeit des angeblich häretischen Gottesdienstes spricht sehr deutlich gegen das Vorhandensein der katholischen Universalkirche. War denn aber auch wirklich das religiöse Leben der Ketzer öffentlich, offenkundig? Auch wenn uns die Quellen hierüber nichts verraten würden, so genügt doch schon einiges Nachdenken, um die Öf-

fentlichkeit einzusehen: Eine regional geballte zahlreiche Gemeinschaft, die eine ausgebildete Hierarchie besitzt, kann nur offenkundig, sichtbar vor aller Welt existieren oder – überhaupt nicht da sein. Die Geheimhaltung scheitert einfach an der Menge. Zum Überfluß erfahren wir aus den Quellen die Bestätigung der Öffentlichkeit. *„Ein deutscher Inquisitor teilt uns mit, daß es in der Lombardei, der Provence und anderen Gegenden mehr Ketzerschulen mit mehr Schülern als Schulen der rechtgläubigen Theologie gäbe, daß sie öffentlich diskutierten und das Volk zu öffentlichen Gesprächen aufforderten … Sie waren …, in Diözesen*[!] *regelrecht organisiert.“* (L., 1,141) Abgesehen davon, daß es vor dem 15. Jahrhundert keine Inquisition der katholisch-römischen Überkirche gegeben hat, hören wir hier aus den Quellen historisch Wahres. Die „Ketzerei“ war eine Angelegenheit breitester Öffentlichkeit, d.h. sie existierte in der Form wohlorganisierter, durchaus öffentlicher Regionalkirchen. Wie sich die Quellen übrigens auch bezüglich der Frage der ketzerischen Organisation drehen und winden, können wir z.B. von dem „Zeitgenossen“ Moneta erfahren. Er hat uns die erstaunliche Nachricht hinterlassen, bei den Waldensern bestände zwar *„die dreifache Gliederung des kirchlichen Amtes* [Diakone, Presbyter, Bischöfe] *als Forderung*[!] *der Sekte“*, setzt aber gleichzeitig *„dabei voraus, daß dieselbe trotzdem die Ämter nicht*[!!] *habe.“* [74]

„Ketzerische“ Regionalkirchen haben im Mittelalter also bestanden; an dieser Tatsache ist bereits auf Grund unserer bisherigen Beweisführung nicht mehr zu zweifeln. Wir wissen sogar noch Genaueres: Da vor dem 15. Jahrhundert noch keine katholische Universalkirche existierte, so kann es bis dahin überhaupt nur ketzerische, d.h. romfreie Partikularkirchen gegeben haben.

Einige Zusatzbeweise für die bereits ermittelte Tatsache der häretischen Regionalkirchen sollen dies Kapitel beschließen.

Daß Böhmen an der Schwelle der Neuzeit eine abgeschlossene „evangelische“ Regional- bzw. Nationalkirche besaß, gesteht die Überlieferung selbst ein, notgedrungen zwar, denn es ließ sich

wirklich nicht vertuschen. Nur entstellen die Quellen den Tatbestand dahin, daß diese Ketzerkirche erst ganz kürzlich durch den Einfluß des Reformators Hus von der großen, einigen, katholischen Universalkirche abgefallen sei. In Wahrheit bestand die böhmische häretische Regionalkirche als solche unabhängig von Rom seit langem. Hus hat nichts Neues geschaffen, sondern nur Altes fortgesetzt.

Wie steht es mit England? Hier berichten die Quellen, daß ebenfalls ein Reformator, Wiclif, den Versuch unternommen habe, die Christen Englands aus dem Verbande der „Universalkirche" zu lösen und eine romfreie ketzerische Nationalkirche zu begründen. Wiederum wird die Sache auf den Kopf gestellt, indem man von einem Abfall der Engländer von der Universalkirche berichtet. Auch wenn ein zeitgenössischer englischer Chronist erzählt, *„daß die Sekten der Wyklifiten und Lollarden … die Hälfte des Volkes oder gar die Mehrheit für sich gewonnen hätten* [75]", so schimmert auch hier die Wahrheit durch. Denn auch in England konnte es vor dem 15. Jahrhundert keine Anhänger der noch nicht existierenden römischen Großkirche geben, sondern wer überhaupt Christ war, der war damals „Ketzer". Interessant ist folgende mysteriöse Angabe eines deutschen Zeitgenossen. In der Chronik Heinrichs von Diessenhoven, der 1376 gestorben sein soll, erzählt dieser Schriftsteller so nebenbei eine „alte Prophezeiung", nämlich: Im Jahre 1350 werde es zwei Päpste geben, einen in Rom und einen in – London! Der englische Papst werde der rechte und der römische der falsche sein! [76] Diese „Prophezeiung" ist gar keine Prophezeiung; sie enthüllt zwar etwas, aber nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit, d.h. das Bestehen einer wohlorganisierten englischen Nationalkirche, einer romfreien nationalen Kirche selbstverständlich. Auch Wiclif hat, wie wir oben schon darlegten, nichts Neues geschaffen, auch er hat lediglich bereits Bestehendes umgemodelt. Vollends brauchte er seine englischen Mitchristen nicht zum Abfall von der Romkirche anzustacheln, denn nicht *ein* Christ war damals schon „römisch-katholisch" .

Und Deutschland? Von „Ballungen“ der Ketzer in Südwestdeutschland hörten wir bereits, was allein schon auf festorganisierte, öffentlich wirkende Regionalkirchen hindeutet. Aber die Quellen plaudern noch mehr Geheimnisse aus. Man höre und staune: Im 13. Jahrhundert galt Deutschland *„allgemein als mit Ketzern angefüllt. In jeder Diözese hatten sie einen Bischof, dem sie den Namen des jeweiligen katholischen*[!] *Inhabers dieses Amtes beilegten; sie behaupteten sogar, einen Papst*[!] *zu besitzen, der Gregor heiße, so daß sie beim Verhör schwören konnten, sie teilten den Glauben des Bischofs und des* [katholischen] *Papstes Gregor.*“ (L. II, 375) Baß erstaunt und sprachlos ist man über solch verruchte Schlauheit der deutschen „Ketzer“. In jeder Diözese, behaupten sie, haben sie neben dem „katholischen“ Bischof ihren eigenen evangelischen Bischof! Und wie heißen ihre Ketzerbischöfe? Genau so wie die katholischen!! Dazu noch eine weitere interessante Nachricht. Die „katholischen“ Bischöfe hätten wegen ihrer *„Lauheit und Milde*“ gegen die „Ketzer“ direkt getadelt werden müssen! Steckten sie mit ihren evangelischen Kollegen unter einer Decke? Oder waren sie gar identisch mit den häretischen Amtskollegen!? Dann hätten wir ja den schönsten Beweis für die Existenz einer mittelalterlichen „ketzerischen“ Nationalkirche. Wir wissen, daß die Quellen hier in der Tat historisch Wahres ausplaudern; nur sind sie auch diesmal nicht ganz bei der Wahrheit geblieben. Inwiefern nicht? In den folgenden Kapiteln wird der Leser hierüber Aufklärung finden. Gar mancher wird jetzt mit dem Einwand nicht länger zurückhalten können. Dieser sehr naheliegende Einwand lautet: Wenn es vor dem 15. Jahrhundert keine römische Universalkirche gegeben hat, dann konnten doch auch vor dieser Zeit keine katholischen Inquisitoren „Ketzer“ verfolgen und verbrennen lassen! Gewiß nicht. Gab es noch keine katholische Universalkirche, so gab es auch noch keine römischen Inquisitoren. Aber, so ruft mancher Leser jetzt aus, was in aller Welt konnte dann die römisch-katholischen Väter der Fälschungsaktion veranlassen, ihre Kirche mit dem Makel der Ketzerverfolgung und -verbrennungen zu beflecken, wenn tatsäch-

lich in jener frühen Zeit von der römischen Kirche solche Verfolgungen nicht geschehen waren und auch gar nicht geschehen konnten? Man beschmutzt doch nicht so leichtsinnig und unnötig das eigene Nest. Hierzu bemerke ich erstens; Die Verfolgung und Ausrottung von Ketzern bedeutet – oder sollen wir sagen bedeutete – für die katholischen Christen nicht nur keine Beschmutzung, sondern ganz im Gegenteil eine für Gott und „seine" katholische Kirche verdienstliche, rühmliche Tat. Zweitens: Wie sollten denn die Väter der Fälschungsaktion das Verhältnis der katholischen Universalkirche zu den „Ketzern" anders darstellen, als sie es getan haben – nämlich selbstverständlich als Kampf gegen die Häresie –, wenn sie durch die Generaltendenz ihrer Geschichtsfälschungen gezwungen waren, lügnerisch die Existenz der Universalkirche als *„seit alters her"* zu behaupten und mit gefälschten Quellen zu „belegen"? Wer a sagt, der muß auch b sagen, und wer Geschichte fälschen will, muß sie so fälschen, daß sein Erzeugnis zum mindesten wie historisch echt erscheint. Weiter: Nichts verstärkt den Schein der Echtheit gefälschter Überlieferung so außerordentlich als die Taktik der Fälscher, gelegentlich mit voller Absicht Ungünstiges von sich bzw. von seiner Sache zu berichten! Und die Väter der Fälschungsaktion waren sehr schlaue Taktiker.

3.

Partikulares Dogma und dogmenfreies Christentum

Unsere Untersuchung gilt den christlichen Regional- und Nationalkirchen, deren historische Existenz wir durch den Nebel der gefälschten Überlieferung hindurch erkannt haben. Ausdrücklich sei darauf aufmerksam gemacht, daß ich in diesem Heft nur die Geschichte dieser Kirchen von dem Jahre 1300 etwa an kritisch behandeln werde. Was *vor* dem Jahre 1300 liegt, muß aus früher von mir mehrfach dargelegten Gründen vorläufig, also auch in diesem Heft ausgeschaltet bleiben. Zahlreiche bren-

nende Probleme werden erst in späteren Veröffentlichungen zur Sprache und Lösung kommen.

Wie war die allgemeine kirchliche Lage um das Jahr 1300? Es existierten gegeneinander abgeschlossene „ketzerische", d.h. evangelische Regionalkirchen. Ein kirchenpolitisches Gebilde, welches diese einzelnen Partikularkirchen einheitlich umschloß und zusammenfaßte, eine katholische Universalkirche, eine römische Überkirche, gab es noch nicht. Dieser Befund ist von ungeheurer Wichtigkeit. Das wird uns sofort und so recht klar, wenn wir jetzt das Augenmerk gleichsam in das Innere der Regionalkirchen, nämlich auf die Glaubenslehre, auf das Dogma dieser mittelalterlichen Christenorganisationen richten. Da taucht die wichtige Frage auf: Wie stand es um das Dogma dieser einzelnen Kirchen? Besaßen sie ein einheitliches, homogenes Gebäude von fundamentalen Glaubenssätzen? Oder bestanden Unterschiede in den dogmatischen Lehren der einzelnen regionalen Organisationen? Partikulares oder universales Dogma? Es ist notwendig, über diese Frage lange und gründlich, vor allem aber ganz vorurteilsfrei nachzudenken.

Was sind Dogmen? Dogmen sind *„Sätze, in welchen die sittlich-religiösen Grundwahrheiten festgestellt sind und welche göttlicher Offenbarung entstammen."* [77] Dogmen gelten *„nie für eine Ansicht oder Lehre, die als bloße Meinung bezeichnet werden soll, sondern nur für eine, die bezeichnet werden soll als feststehend."* Es handelt sich demnach um *„feste, unantastbare, fundamentale Wahrheitsaussagen"*, die sich *„als solche Geltung verschaffen wollen."* *„Dafür, daß sie ihre Dogmen wirklich und richtig jener in den Heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung entnommen habe, stützte sich dann die Kirche auf die ihr selbst zukommende Autorität."* (Re., IV, 734) Hier ist von den Dogmen der Kirche schlechthin die Rede, also von der universalen, der römisch-katholischen Überkirche. Nun wissen wir aber, daß diese katholische Gesamtkirche erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts verwirklicht worden ist. Wir dürfen daher obige Sätze vom Wesen und der Entstehung des christlichen Dogmas nicht, wie uns die gefälschte Überlieferung suggerieren möchte, für die

Zeit vor dem Jahre 1400 etwa mit der noch gar nicht vorhandenen Überkirche in ursächliche Verbindung bringen. Kurz gesagt: Das katholische Universaldogma, wie es um 1400 vorliegt, stammt keineswegs, auch in den Grundzügen nicht, aus den ersten Jahrhunderten, sondern es stammt aus dem letzten Jahrhundert des Mittelalters! Um das Jahr 1300 war das universalkatholische Dogma zwar schon Idee, aber noch nicht Wirklichkeit. Um das Jahr 1300 existierten viele, abgeschlossene evangelische Partikularkirchen, und wenn um diese Zeit vom christlichen Dogma die Rede ist, so ist das Dogma oder es sind die Dogmen dieser Regionalkirchen gemeint.

Auf Grund unserer Untersuchungen sind wir nun bezüglich des dogmatischen Problems zu dem Schluß berechtigt und verpflichtet: Da um das Jahr 1300 keine Universalkirche und somit auch kein universal-kirchliches Dogma existierte, so muß es damals partikulare Dogmen der einzelnen Regionalkirchen gegeben haben. Damit ergibt sich, daß wir die Dogmenbildung ebenfalls in die Sphäre der Partikularkirchen verlegen müssen. Wenn immer und soweit überhaupt Dogmen zur Ausbildung gelangten, dann müssen sie als Sondergut aus dem verschiedenartigen Nährboden dieser Regionalkirchen entsprossen sein. Ganz auf sich selbst gestellt, mußte das religiöse Leben innerhalb der einzelnen Kirchen in Ansehung der Dogmenbildung verschiedenartige Ausprägungen schaffen. Wie verschiedenes Erdreich verschiedene Vegetation hervorbringt, so mußten die einzelnen Regionalkirchen, so lange ihr freies Wachstum nicht von außen her gewaltsam gestört wurde, auf Grund der rassen- und volksmäßigen Eigenart ihrer Gläubigen verschiedene fundamentale Glaubenslehren hervorbringen. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück.

Aber, wirft man ein, die christliche Dogmenbildung vollzieht sich doch auf der einen, gleichartigen Basis der göttlichen Offenbarung, wie solche in der Heiligen Schrift niedergelegt ist. Man schließt: gleiche Offenbarungsbasis, gleiche Dogmenausbildung. Dieser Schluß stellt sich jedoch bei näherer Prüfung der

Sachlage als arger Trugschluß heraus. Wer nur einigermaßen mit der göttlichen „Basis" der Dogmen, der Bibel, vertraut ist, wer ferner nur einigermaßen den Prozeß der Dogmenbildung studiert hat, der ist durchaus nicht darüber erstaunt, daß – je nach der „Individualität" der Gläubigen – die dogmatischen Resultate verschieden ausfallen. Sie *müssen* verschieden ausfallen. Warum? Aus dem einfachen Grunde, weil die Basis, die Offenbarung, die Bibel *widerspruchsvoll* ist! Die Bibel ist das widerspruchsvollste Buch auf der ganzen Welt. Die hl. Schrift ist wie ein Urwald von religiös-sittlichen Aussagen und Forderungen; sogar die Theologen verirren sich in ihm. Das Eigentümliche und Verhängnisvolle des Bibelbuches besteht darin, daß diese Schrift es niemals klipp und klar ausspricht, was denn nun in diesem oder jenem Punkte der unbezweifelte Wille Gottes sei. *„Erstlich hat diese Schrift keine einheitliche Lehre"*, sagt Harnack. (Hnl., III, 65, Anm. 1). Die tiefe Zwiespältigkeit der Bibel betrifft also eingestandenermaßen nicht bloß nebensächliche Dinge des Christentums, sondern erstreckt sich bis in die Marksubstanz des Glaubens. Liegen aber die Dinge betreffs der Basis der Dogmenbildung so, dann kann es nicht verwundern, daß jeder Versuch, aus dem widerspruchsvollen Konglomerat der Schrift fundamentale Grundwahrheiten herauszumeißeln, mit einem verschiedenartigen Ergebnis enden muß. Schließlich kommt alles auf den Menschengeist an, der es sich unterfängt, das Wirrsal der Bibelaussagen in die konzentrierte Form eines Dogmas umzugießen.

Dogmen liegen als solche nicht fertig in der Bibel vor; sie müssen erst durch menschliche Vernunft aus dem Schriftmaterial gestaltet werden. *„Die Dogmen sind das Erzeugnis der Theologie"*, (Hnl., 1,10) oder sagen wir es genauer: sie sind ein Erzeugnis der Theologen. Die Dogmenerzeugung erweist sich demnach als eine durchaus menschliche Angelegenheit, denn auch die Theologen sind ja nur Menschen. Man kann den Prozeß der Dogmenbildung im Lichte wirklicher Geschichte noch am besten an Luther studieren. Gewiß, er verfiel nicht rein zufällig auf den Ge-

danken: Nun willst du dich auch einmal als Dogmenbildner betätigen. Das harte Leben, aufwühlende religiös-sittliche Erfahrungen warfen Luther sozusagen mitten in den Strudel des dogmatischen Problems hinein. Nun mußte er sich schwimmend zu retten suchen, und die Insel, auf welcher er wieder festen Fuß faßte, war das Dogma, war sein Dogma. Wie hat Luther sein Dogma gewonnen? Indem er seine religiös-sittlichen Erlebnisse logisierte, d.h. in Begriffe faßte? Nein, sondern indem er auf Grund seiner Erlebnisse etwas Schriftliches, nämlich das *„geschriebene Wort Gottes"* die Bibel logisierte, d.h. auf seine Art auslegte und diese Auslegung auf wenige „fundamentale Wahrheiten" komprimierte. Christliche Dogmenbildung bedeutet ein Logisieren von Bibelaussagen zu dem Zwecke, den gewaltigen Inhalt des Evangeliums in ein paar Hauptsätzen darzulegen. Dieser Auslese- und Komprimierungsprozeß erfordert schärfste Verstandesarbeit, und bei jeder Dogmenbildung spielt denn auch das „Teufelshürlein Vernunft" kräftig mit. Das Dogma hat immer etwas mit dem Verstande zu tun! Das Dogma ist christlicher Verstandesniederschlag, bedeutet rationalisiertes Christentum auf einen kleinen Kern von Wahrheiten komprimiert. Wenn man das Christentum durch die Brille der Theologie betrachtet, erblickt man an der Stelle des Evangeliums – das Dogma.

Im Wesen eines „Dogmas" liegt, daß es nicht als eine bloße Ansicht und individuelle Meinung im Geiste seines Erzeugers ein bescheidenes und vereinzeltes Dasein führen will. Zwar ist jedes Dogma zuerst, nachdem es soeben von einem Theologen erzeugt worden ist, nichts als eine individuelle Meinung, eine Opinio. Diese Opinio wird aber zum Dogma, wenn sie sich außerhalb seines Erzeugers Geltung verschaffen und Bahn brechen kann. Die Möglichkeit hierzu ist gegeben, wenn es der Opinio gelingt, sich als eine Allgemeinwahrheit, und zwar ihrer Natur gemäß als göttliche Allgemeinwahrheit zu erweisen. Welches Zeugnis kann also eine Meinung, die als Dogma auftritt, vorweisen dafür, daß ihr Gehalt ein göttlicher, ein für die Gläubigen verpflichtender sei? Da ist die Aussage eines der gefeiertsten

Dogmatiker, des Kirchenvaters Augustin, bedeutungsvoll. Nebenbei bemerkt, wir sehen hier davon ab, ob die unter seinem Namen gehenden Schriften auch echt sind. Wie soll sich Augustin mit der Frage nach der göttlichen Wahrheit des Dogmas abgefunden haben? Harnack läßt sich wie folgt hierüber aus: *„Die tausend Zweifel, welche die Gotteslehre und namentlich die Christologie erregt* [o weh, das Dogma erregt Zweifel!], *vermag* [nach Meinung Augustins] *nur die Kirche*[!] *zu beschwichtigen. Die Kirche* [also die Theologen! also Menschen!] *tritt für die Wahrheit des Glaubens ein … Offen hat er* [Augustin] *es – proklamiert: ich glaube in vielen Stücken nur auf die Autorität*[!] *der Kirche hin; ja, ich glaube selbst dem Evangelium nur auf die Autorität der Kirche hin.*" (Hnl., III, 71). Dies prominente Bekenntnis nun ist für den Wahrheitscharakter des Dogmas schlechterdings niederschmetternd. Denn dies Bekenntnis besagt: Ein Dogma ist darum göttliche Wahrheit, weil Theologen – die Kirche! – es für wahr erklären! Ein Dogma muß sich seine Wahrheits-Beglaubigung durch äußere Autorität verschaffen! Nicht aus sich heraus vermag sich das Dogma allgemeine Geltung verschaffen; ganz auf sich gestellt würde vielmehr die Opinio individuelle Meinung bleiben. Die Meinung kann nur dann und nur dadurch zum Dogma werden, daß äußere Autoritäten, Menschen, sie für allgemein verpflichtende göttliche Zentralwahrheit erklären und ihr nötigenfalls mit äußeren Machtmitteln Geltung verschaffen. Das mit „tausend Zweifeln" beladene Dogma hat es nicht leicht, sich durchzusetzen, das beweist die Geschichte, und zwar die wirkliche Geschichte zur Genüge. *„Es ist … unerbittlich klar"*, sagt ein moderner Theologe, *„daß sie* [die Dogmen] *auf sehr menschliche Weise, unter Zuhilfenahme aller Greuel der Kirchenpolitik und entscheidend überall durch die einen Abschluß der Kämpfe erzwingende politische Gewalt, in der Kirche durchgesetzt worden sind."* [78]

Unsere Kenntnis von der Entstehung und dem Wesen des christlichen Dogmas wollen wir jetzt in Verbindung mit den mittelalterlichen Partikularkirchen setzen. Wir sind, wie oben bereits gesagt wurde, gezwungen, diese Beziehung herzustellen, da es

zu dem Zeitpunkte, den wir im Auge haben – dem Jahr 1300 – eine Universalkirche noch nicht gab. Läßt sich denn überhaupt über die allgemeine dogmatische Situation in den Regionalkirchen um das Jahr 1300 etwas aussagen? Woher wollen wir wissen, wie es damals hinsichtlich der Glaubenslehre in den verschiedenen Teilkirchen ausgesehen hat? *„Die einzige Möglichkeit, über die Dinge etwas zu erfahren"*, so erwidern die Historiker, *„besteht darin, hierüber bei den Quellen anzufragen."* Gut, tun wir das also; aber vergessen wir nicht, daß die in Frage kommenden Quellen gefälscht sind.

Machen wir uns klar, worauf es bei unserer Untersuchung ankommt. Wollen wir die angeblichen dogmatischen Lehrsätze der katholischen Universalkirche für die Zeit um 1300 kennenlernen? Nein! Denn eine katholische Allgemeinkirche existierte 1300 noch nicht, und daher kann es damals auch ein katholisches, d.h. ein universales Dogma noch nicht gegeben haben. Was wir wissen möchten, betrifft vielmehr die dogmatische Lage in den Regionalkirchen. Meldet die Überlieferung über diese Angelegenheit etwas? In der Tat, sie berichtet etwas, und zwar tut sie das dadurch, daß sie von den Lehren der mittelalterlichen „Ketzer" Aussagen macht. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns, daß ja die angeblichen Ketzer-Kirchen in Wahrheit die damals bestehenden christlichen Kirchen überhaupt dargestellt haben. Was melden nun die (gefälschten) Quellen über die Glaubenslehrsätze der verschiedenen „Ketzer-Sekten"?

Wir sind nicht im mindesten erstaunt, zu hören, daß die Ketzer im Grunde genommen genau dasselbe glauben, was – die Universalkirche glaubte! Wir sind gar nicht erstaunt, von der gefälschten Überlieferung zu vernehmen: In vielen Nebendingen hätten die Häretiker zwar gegen die katholische Kirche heftig opponiert, in der Hauptsache aber, nämlich der Ansehung der dogmatischen Zentralwahrheit, hätten sich die Ketzer keinen Schritt weit von der „katholischen" Anschauung entfernt. *„Auf den ersten Blick erscheint der Widerspruch* [der Ketzer gegen die katholische Überkirche] *radikal, ja kontradiktorisch, da schwirren Flü-*

che – Antichrist, Babel, Teufelskirche, Teufelspriester usw. – durch die Luft. Sieht man näher zu, so ist der Gegensatz in Wahrheit ein viel zahmerer. Jener katholische Grundbegriff der Kirche als sakramentaler Anstalt wird nicht beanstandet." (Hnl., III, 408)

Ich sage, wir sind über die Darstellung des Dogmas der mittelalterlichen „Ketzer", die uns die Überlieferung auftischt, mitnichten erstaunt. Denn hier spricht nicht echte, sondern tendenziös zurechtgestutzte Überlieferung. Und wie könnte gefälschte Überlieferung die gefährliche dogmatische Sachlage der mittelalterlichen „Ketzerei" denn überhaupt anders hinstellen, als sie es tut? Wir wissen ja, die Geschichte der „Ketzer" wurde von Grund auf systematisch gefälscht, nachdem jede Spur echter Geschichte ausgewischt war. Wie hätte es den Vätern der Aktion in den Sinn kommen können, gerade über das so wichtige Gebiet der „ketzerischen" Glaubenslehren die reine Wahrheit zu sagen! Und andererseits, wie bewunderungswürdig haben sie das Fälschungswerk betrieben! In vielen Nebendingen opponierten die Ketzer zwar, aber im entscheidenden Punkte, im Dogma, sind auch die spätmittelalterlichen Häretiker von der „katholischen" Lehre und Kirche nicht „abgefallen".

Wir halten ein, wir wissen genug. Oder vielmehr: wir wissen jetzt, daß die Überlieferung auch betreffs der Glaubenslehren in den Regionalkirchen mit einem gefüllten Sacke tendenziöser Lügen aufwartet. Meine Leser werden das Resultat schon vorausgesehen haben.

Um einen Einblick in die dogmatische Situation der Zeit um das Jahr 1300 zu gewinnen, müssen wir von der gefälschten Überlieferung absehen und andere Erkenntniswege einschlagen. Überlegen wir einmal, ob sich bezüglich unseres Themas nicht irgendwelche Folgerungen aus der Tatsache ergeben, daß es mehrere und voneinander unabhängige Regionalkirchen gab. Warum existierten denn mehrere Kirchen? Das kann nur den Grund gehabt haben, daß eben ihr Glaubenslehrgehalt verschiedenartig war. Bei den verschiedenen Gemeinschaften muß verschiedenes Dogma in Geltung gestanden haben. Hätten die Re-

gionalkirchen gemeinschaftliche Glaubenslehren vertreten, wäre also das Dogma ein universales, allgemeingültiges gewesen, so hätten damit die Kirchen zwangsläufig ihre Individualität aufgegeben und wären zu dem Gebilde einer einigen Gesamtkirche zusammengeflossen. Warum das? Weil ein gemeinsames Dogma unabwendbar eine einige Hierarchie schaffen muß! Mit dem Momente des Zusammenfließens der einzelnen partikularen Dogmen muß auch aus den bisher getrennten Hierarchien der Partikularkirchen ein einheitlicher geistliche Verwaltungsorganismus entstehen. Es liegt tief im Wesen des christlichen Universaldogmas, daß es in seinem Dienste nicht mehrere Sonderhierarchien nebeneinander dulden darf. *Ein* Dogma – *eine* Hierarchie! Eine einheitliche Priesterschaft bedeutet aber weiter: eine einheitliche Kirche, eine Universalkirche! Für unsere Erwägung: partikulares oder universales Dogma der einzelnen Regionalkirchen? ergibt sich demnach, in den Kirchen muß ein verschiedenartiges Dogma gegolten haben. Ferner: zu jeder Kirche muß eine Sonderhierarchie gehört haben.

Priesterschaft und Dogma. Es ist notwendig, beide Dinge einmal genauer anzusehen. Dogma und Priestertum – die hinter diesen Worten liegenden Begriffe und Dinge sind unauflöslich miteinander verkettet. Ohne Dogma keine Hierarchie; keine Hierarchie ohne Dogma! Beide Organismen leben in Symbiose. Ohne Dogma und Hierarchie aber auch keine „Kirche"! Was besagt denn: eine Glaubensgemeinschaft hat sich zur „Kirche" organisiert? Es besagt: die Gläubigen haben sich eine „geistliche" Beamtenschaft, eben eine Hierarchie geschaffen; sie haben einen religiösen Verein gegründet und dabei gewissen Mitgliedern gewisse Vorrechte und Befugnisse eingeräumt. (In der Praxis kann auch der umgekehrte Vorgang stattfinden. Auf Grund eines Dogmas konstituiert sich ein „Vereinsvorstand", der dann bemüht ist, Mitglieder anzuwerben.) Bei einer „Kirche" handelt es sich nun nicht (nur) um die Verwaltung materieller Dinge, sondern um ideelle, religiöse Obliegenheiten und Handlungen. Nun wäre ein religiöser „Vorstand" aber so lange eine überflüssige

Einrichtung, als er nicht entsprechende religiöse (sakramentale) Amtshandlungen zu erledigen vorfände. Das besagt aber: Ein religiöser „Vorstand", eine Priesterschaft, eine Hierarchie tritt erst dann in Erscheinung, wenn eine Amtsbasis geschaffen ist, wenn unter den Gläubigen ein Dogma ausgebildet ist, das sakramentale Priesterhandlungen verlangt. Nur aus der dogmatischen „Anstellungsurkunde" kann eine Hierarchie die Notwendigkeit ihres Daseins herleiten und rechtfertigen. Ist erst das Dogma da, dann folgt ihm die Hierarchie auf dem Fuß. Andererseits ist wieder unbedingt eine mit „göttlicher Autorität" ausgestattete Hierarchie notwendig, um das an sich so gebrechliche Dogma am Leben zu erhalten, um ihm überhaupt Geltung zu verschaffen. Ohne autoritative Hierarchie würde das Dogma bald wieder zu einer Opinio, zur bloßen Meinung herabsinken. Wir wissen ja, das Dogma, mit „tausend Zweifeln" beladen, kann nur im Medium einer „äußeren" Autorität gedeihen.

Das eine wissen wir also sicher: Die mittelalterlichen Regionalkirchen haben verschiedenartige Dogmen erzeugt und gelehrt; sie müssen ferner jede für sich eine besondere Hierarchie über sich gehabt haben.

Wenn ich jetzt darangehe, das soeben formulierte Ergebnis teilweise wieder einzuschränken, so könnte auf den ersten Blick ein solches Beginnen beim Leser den Eindruck wachrufen, mit der behaupteten Sicherheit des Resultates scheine es nicht allzu weit her sein. Aber gemach, lieber Leser, dieser Schein trügt! An dem Ergebnis wird nicht gerüttelt werden; es wird auch nicht eigentlich eingeschränkt, sondern im Gegenteil präzisiert werden.

Ich setze jetzt die „Einschränkung" in Form einer Frage hierher. Hatten zum Beginn des 14. Jahrhunderts wirklich schon alle Regionalkirchen ein Dogma ausgebildet? So verwunderlich diese Frage klingt, so notwendig ist sie jedoch. Daran kann nun nicht gezweifelt werden: Wenn die mittelalterlichen Glaubensgemeinschaften sich wirklich als „Kirchen" organisiert hatten, so bedeutet das, sie besaßen Hierarchie und Dogma. Oder stellen wir das zu erforschende Objekt noch schärfer wie folgt ein. So-

weit die Glaubensgemeinschaften sich bereits zur „Kirche“ organisiert hatten, bestanden bei ihnen Dogma und Priestertum. Soweit das der Fall war! Wie? Sollte es christliche Gemeinschaften gegeben haben, die sich nicht in der Form der „Kirche“ organisiert hatten? Die kein Dogma und keine Hierarchie geduldet hätten? Die Möglichkeit solcher Christengemeinschaften kann nicht bestritten werden, der Begriff „Kirche“ im eigentlichen Sinn allerdings wäre dann auf solche Vereinigungen nicht anwendbar. Meine Antwort: Es gab im Spätmittelalter solch priesterlose Gemeinschaften. Und diesmal können wir sogar die gefälschte Überlieferung, mit kritischer Sichtung ihrer Angaben selbstverständlich, als Beweiszeugen zulassen.

Da hören wir aus den Quellen über Anschauungen gewisser „Ketzer“ (des lombardischen Zweiges der „Waldenser“) folgendes: *„Sie verwarfen die hierarchischen Namen wie Papst und Bischöfe, … alle Abzeichen und Vorrechte ihres Standes, vor allem aber die ganze soziale, öffentlich-rechtliche und ökonomische Ausstattung der Kirche und ihres Klerus',… jede feste Dotierung und Fundierung von Pfarreien und kirchlichen Stellen. Die Parochialeinteilung selbst erscheint ihnen als menschliche Erfindung. Ihr Ideal ist die durch keine kirchliche Gliederung eingezwängte Christenheit und deren geistliche Bedienung durch wandernde, nirgends seßhafte, auf die täglichen Almosen und Gaben … und auf den Ertrag ihrer eigenen Handarbeit angewiesenen Apostel … Es fällt aber auch das ganze System der kirchlichen Weihen und kultischen Feiern …, so vor allem der Mittelpunkt des Gottesdienstes, die Messe. Die Kirche ist ihnen das Steinhaus oder Strohhaus, in dem Gott nicht wohnt, das Gebet nicht erhörlicher wird … Der Altar* [heißt bei ihnen] *Steinhaufen: es sei schade, daß die Decken darüber faulen … Das kirchliche Begräbnis in geweihter Erde hat für sie keinen Reiz.“ (M., 110 it.)*

Hier ist viel Wahres und Erlogenes innigst miteinander gemischt überliefert; leicht können wir aber die lügnerische Spreu von dem Weizen sondern. Da wir uns in der Epoche vor dem 15. Jahrhundert befinden, müssen wir alle Angaben, die das Dasein der Universalkirche für jene Zeit bekunden sollen, als Tendenz-

spreu beiseitefegen. Was aber übrigbleibt, fesselt unser Interesse mächtig. Denn wir halten jetzt den Beweis in der Hand, daß es im Mittelalter tatsächlich priesterlose Christengemeinschaften gegeben hat. Nicht einmal besondere Gebäude – Stein- oder Strohkirchen – wollten diese „freien" Christen unter sich dulden, in denen sie mit kultischen Feiern Gott „gedient" hätten! Wirklich, es ist ein ganz eigentümliches „freies Christentum", das uns hier entgegentritt. Von Gottesdienst, Priesterschaft und Dogma, also von einer organisierten Gemeinschaft, von einer „Kirche" ist bei diesen Christen nicht die Rede. Wandernde „Apostel", die für ihren Lebensunterhalt auf Almosen und den Ertrag ihrer Handarbeit angewiesen waren, waren ihre Lehrer im Christentum; aber diese Apostel waren keine Priester. Doch halt! Diese Apostel waren doch Priester, berichten uns die Quellen in einem Atemzuge! Und diese Apostel waren sogar straff organisiert, erzählen die Quellen; sie waren nämlich hierarchisch organisiert in der Dreigliederung Diakon, Presbyter, Bischof! Und wenigstens ein paar dogmatische Lehrsätze vertrat diese Hierarchie der „freien Christen" auch, und diesen kleinen dogmatischen Schatz hatten ihre Apostel von der „katholischen Universalkirche" gestohlen!! Sie spendeten ihren Gläubigen nämlich auch das Abendmahl. Sie waren also nach diesen Quellenaussagen trotz ihres Radikalismus gar nicht so „freie" Christen, als wie sie sich manchmal gebärdeten. O nein, plaudern die Quellen, diese Freien im Christentum hatten sich sogar die Möglichkeit offengelassen, wenn ihnen um ihre Freiheit bange wurde, zu ihrer Mutter – der katholischen Kirche! – zu laufen, um *„bei Priestern der römischen Kirche die Sakramente zu nehmen, auf deren Empfang man überhaupt noch Wert legte."* (M., 115) Ganz sonderbare „freie Christen", fürwahr! Die relativistischen Historiker können sich trotz emsigen Nachdenkens über die psychische Mixtur des freien Christentums gar keinen rechten Vers machen. Was kein Wunder ist. Denn sie nehmen das, was die Überlieferung hier frischweg auftischt, für – bare geschichtliche Münze.

Im Spätmittelalter existierten dogmen- und priesterfreie Christengemeinschaften; dieser Tatbestand ergibt sich als der historische Kern der überfälschten Ketzerquellen nach Abstreifung der Hülle. In der Entwicklung des Christentums haben wir demnach eine Epoche vorgefunden, in welcher dogmatisches und dogmenloses Christentum gleichzeitig und nebeneinander bestanden. Die so wichtige Frage: Welche von den beiden Formen des Christentums war zuerst da? soll an dieser Stelle nur kurz beantwortet werden, ohne daß ich mich auf die ausführliche Begründung einlassen kann, da ich sonst die gesetzte Zeitgrenze – das Jahr 1300 – nach rückwärts überschreiten müßte. Zuerst war das Leben da, dann kam auch die Lehre! Mit Dogma und Priester war ein unerhört Neues, etwas Gefährliches, Kalt-Verstandesmäßiges, Juristisches und Beamtenhaftes in die religiöse Gefühlswelt des genuinen Christentums hereingebrochen. Was galt nun schon christlich leben? Viel wichtiger war die neue, von den Priestern (Theologen) in der Heiligen Schrift „wiederentdeckte" Lehre über Christus. Dein Glaube macht selig, nicht dein Leben, so lautete die neue „Heilsbotschaft". Aus dem freien Christengemeinschaften wurden die wohlorganisierten „Kirchen", die *„aus göttlichem Auftrag heraus"* an die freien Christen die Forderung zum Eintritt richteten. Der große Kampf um die Seelen begann, der sich in der rauhen Wirklichkeit sehr bald in weltpolitische Kampfhandlungen um die Leiber verwandelte.

Uns drängt sich jetzt eine hochbedeutsame Frage auf. Wie verteilten sich, räumlich gesehen, dogmatische Kirchen und freie Christengemeinschaften um das Jahr 1300 etwa? Wegen der Überfälschung der gesamten Ketzergeschichte besteht leider keine Möglichkeit, auch nur annähernd genaue Grenzlinien zu ziehen; ja, die Natur der Sache gestattet eine solche scharfe Umgrenzung überhaupt nicht. Man wird leicht einsehen, wenn man sich das Entstehen und Wachsen einer dogmatischen Partikularkirche (einer dogmatischen Sekte) innerhalb einer bisher organisationsfreien Christenwelt einmal vergegenwärtigt. Da fallen nicht, vom räumlichen Entstehungspunkte einer Kirche aus vor-

wärtsgeschritten, nacheinander lückenlos Quadratkilometer um Quadratkilometer alle freien Gläubigen der organisierten Vereinigung zu, vorausgesetzt, daß nicht Waffengewalt sie zur Unterwerfung zwingt. Die Bezirke der sich ausdehnenden Regionalkirchen konnten also unter Umständen lange von mehr oder weniger ausgedehnten Enklaven dogmenfreier Christen durchsetzt sein. Nur brutale Gewalt war dann schließlich imstande, die „Ketzernester" dieser freien Christen – in den Augen der Dogmenchristen mußten die Freien ja „Ketzer" sein und heißen! – auszurotten, um das Gebiet einer Kirche zur räumlichen Einheit zu gestalten. Können wir daher auch für einen bestimmten Zeitpunkt keine haarscharfe Trennungslinie zwischen Dogmenchristen und dogmenlosen Gläubigen, sogar nicht einmal zwischen zwei Regionalkirchen ziehen, so gibt uns doch die gefälschte Überlieferung selbst eine große Scheidelinie in der spätmittelalterlichen Christenheit bekannt. Auf die eine Seite sehen wir Frankreich gestellt, auf die andere Seite aber Oberitalien und Deutschland! In der Geschichte der Ketzer nämlich gewahren wir diese Unterscheidung und Gruppierung, genauer gesagt, in der Geschichte der sogenannten Waldenser. Diese große Ketzerfamilie, so wird uns berichtet, zerfiel in zwei Gruppen: 1. die Armen von Lyon in Frankreich, 2. die Armen von Lombardien in Oberitalien, denen sich die „Waldenser" in Deutschland eng angeschlossen hatten. Als das charakteristische Unterscheidungsmerkmal dieser beiden Gruppen wird von den Quellen ihr Verhältnis zur römischen Universalkirche angegeben: während nämlich die französischen Ketzer die Hierarchie und Einrichtungen der katholischen Allkirche nur lau bekämpften und sogar ihre Sakramentsverwaltung anerkannten, standen die italienisch-deutschen Waldenser dieser katholischen Teufelskirche in Todfeindschaft gegenüber. Setzen wir nun für „katholische Kirche", die es damals noch nicht gab, einfach das Wort „Kirche" ein, so erkennen wir sofort, was die französischen Christen von ihren italienisch-deutschen Brüdern im Christentum unterschied. Die grundsätzliche Stellung zur organisierten Dogmenkirche näm-

lich! Trotzdem würden wir fehlgehen, wenn wir für das Jahr 1300 die Lage der Dinge noch so scharf gesondert annehmen wollten, als soeben angedeutet wurde. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts gab es auch in Italien und Deutschland wohlorganisierte, dogmatische Partikularkirchen; die freien Christen waren in die Verteidigung gedrängt. Sie galten nun als Ketzer und waren gezwungen, sich ihres Glaubens und Lebens zu wehren.

4.

Idee und Verwirklichung des universalen Dogmas

Unsere Schilderung der allgemeinen religiösen Lage um die Wende des 13. zum 14. Jahrhunderts erwähnte nur christgläubige Menschen. Wer, wie heute noch die relativistischen Forscher, die Quellenüberlieferung des Mittelalters für echte Geschichte annimmt, die nur durch gelegentliche „praktische" Fälschungen ein wenig an der Oberfläche verunziert worden sei, dem wird es schwerlich in den Sinn kommen, daß es um das Jahr 1300 sowohl in Deutschland als auch in allen anderen europäischen Ländern noch ein offenes Heidentum gab. Was unter diesem Wort „Heidentum" zu verstehen ist, wird dem Leser sofort deutlich, wenn wir seinen Inhalt durch einen ganz modernen Begriff kennzeichnen, durch den Begriff „Gottgläubigkeit" nämlich. Wie? Gottgläubige deutsche Menschen gab es schon im 14. Jahrhundert? So formuliert, trifft die Frage nicht den einheitlichen Kern des Problems; sie muß lauten: Gab es noch im 14. Jahrhundert in Deutschland „gottgläubige" Menschen? Allerdings, und ihre Zahl kann in manchen Gegenden Deutschlands gar nicht klein gewesen sein.

Aus den gefälschten Quellen zur Ketzergeschichte wird man selbstverständlich über das Dasein und über die Anzahl der deutschen „Heiden" des Spätmittelalters die Wahrheit nicht erfahren können. Viel gründlicher als bezüglich der „Ketzer-

geschichte“ mußten die Väter der Fälschungsaktion hinsichtlich der Geschichte des mittelalterlichen Heidentums den historischen Tatbestand verwischen und vernichten. Die Geschichte der spätmittelalterlichen Gottgläubigkeit ist denn auch fast total ins Christlich-Ketzerische umgefälscht worden; und meist rangieren diese Heiden unter der Sammelbezeichnung Mystiker und Pantheisten. Nur vereinzelt wird in den Quellen auf die Möglichkeit!) des Heidentums leise hingedeutet. In der Geschichte der Femgerichte – die uns in einem späteren Heft eingehender beschäftigen wird – spielt eine Schrift, die sogenannte Arnsberger Reformation vom Jahre 1437, eine Rolle. Hier wird angeordnet, das heimliche Gericht (Femgericht) sei zuständig, zu richten *„über Christenlaien männlicher Geburt, welche von dem Christenglauben treten in Unglauben.“* Was unter diesem „Unglauben“ zu verstehen ist, ergibt sich ganz von selbst aus einem anderen „Arnsberger Kapitel“ (vom Jahre 1490), das u.a. der heimlichen Acht zuweist: *„So Jemand Ketzerei ausheckt …, so jemand vom Glauben abfällt und Heide wird.“* [79] Hier finden wir den Ketzer ausdrücklich von den Heiden unterschieden! Es war nicht mehr gefährlich für die Verhüllung des früheren wahren Tatbestandes, wenn hier für eine so späte Zeit (1490!) zwar nicht das Bestehen des Heidentums, sondern bloß die Möglichkeit des „Abfalls“ zum Heidentum aktenmäßig nicht geleugnet wurde. Um 1490 hatten nämlich Scheiterhaufen und das Schwert des weltlichen Armes der Universalkirche unter Ketzern und Heiden so gründlich aufgeräumt, daß solche Kirchenfeinde jetzt seltene Erscheinungen geworden waren.

Will man wissen, wie die Heiden des Mittelalters über das Christentum dachten, so braucht man nur noch einmal überzulesen, was die „freien“ Christen vom organisierten Kirchenchristentum hielten und sich dazu die Seelenhaltung eines Menschen vergegenwärtigen, der jede geschriebene Offenbarung Gottes, also auch die Heilige Schrift, grundsätzlich ablehnen muß. Man braucht sich nur, um den Geist des deutschen „Heidentums“ kennenzulernen, jenes Deutsch-Gottgläubigen zu er-

innern, der in der Überlieferung als sein bedeutendster Vertreter und Bekenner gilt: Meister Eckharts. Aber Eckhart war doch Scholastiker und mystischer Pantheist, dazu Dominikaner und anfangs ein treuer Sohn der katholischen Kirche! Nun ja, so stellt es die Überlieferung dar; aber erstens ist diese Überlieferung gefälscht, und zweitens kann im 14. Jahrhundert von einer katholischen Universalkirche noch gar keine Rede sein. Eckhart soll aber schon 1327 gestorben sein! Dazu zeigt er sich, auf Grund einer Analyse seines „Systems", weder als Scholastiker noch als Mystiker ganz originell. *„Seine Gedanken in der Mystik lassen sich schon bei den Viktorinern nachweisen; durch die pseudo-areopagitischen Schriften kamen auch neuplatonische Grundsätze in seine Mystik."* [80] Dieser nicht so originelle „Dominikaner" soll nun, wie es oben heißt, als bedeutendster Bekenner deutscher, artgemäßer Gottgläubigkeit angesehen werden!? So zweifelnd und verwundert fragt nur, wer Eckharts Schriften für unangetastet hält und wer die Nachrichten über seine angeblichen Lebensumstände nach herkömmlicher Meinung für lauterste Wahrheit nimmt. Die Schriften des Mannes, den die Väter der großen Fälschungsaktion mit Berechnung in die Kutte des Dominikaners gesteckt haben, sind in den Filialen der Fälscher gründlich „überholt" worden. Nur weil Eckharts Schriften systematisch zurechtgestutzt sind, gewinnt es den Anschein, als habe dieser deutsche Heide *„die* [katholische] *Kirche nicht bekämpft und die Sakramente nicht geringgeschätzt"*. (H. 5,1. Hälfte, 279) Nur daher erklärt sich sein „schwankender Charakter", konnte er *„wohl christlich denken"*, obwohl er sich gleichzeitig zu pantheistischen, d.h. unchristlichen Anschauungen hingezogen fühlte.[81] Wer noch zweifeln wollte, was mit Eckharts Schriften in den Fälschungsfilialen geschehen sei, dem wird alles sehr klar, wenn er erklärt: *„Klaren und unzweideutigen Texten … stehen ebenso klare und unzweideutige Texte gegenüber."* [81] Diese Taktik kennen meine Leser. Es trifft auch nur nach Darstellung der gefälschten Überlieferung, nicht aber historisch wahrheitsgemäß zu, wenn B. Peters erklärt: *„Mit revolutionärer Kraft kommt in ihm ein neuer Lebensstil zum Durch-*

bruch, eine neue Weltanschauung … Eckhart ist … eine Neugeburt des deutschen Geistes.“ [82] Eckhart ist vielmehr der von den Fälschern grausam verchristelte Verkünder der uralten, unsterblichen germanischen Welt- und Gottanschauung, die er gar nicht erst zu entdecken oder auch nur wiederzuentdecken brauchte! Uraltes germanisches Glaubensgut ist von den Fälschern in Eckharts Schriften gnädigst am Leben gelassen worden, nachdem man es in ein christlich-mystisches Mäntelchen gekleidet hatte. Meister Eckhart stand auch nicht allein, hoch oben auf einsamer Höhe des germanischen Geistes. Aber wo sind die gleichartigen und gleichwertigen schriftlichen Gedankenerzeugnisse seiner Vorgänger? Sie sind vernichtet oder verchristelt worden. Ebenso wie die germanische Philosophie des Mittelalters in die scholastische Philosophie verwandelt worden bzw. in ihr untergegangen ist.

Die Zahl der deutschen Gottgläubigen kann um das Jahr 1300 nicht klein gewesen sein. Hierunter sind nämlich z.B. jene „Ketzer“-Sekten zu zählen, die unter der Bezeichnung: Brüder des freien Geistes und „Begharden“ von den Vätern der Fälschungsaktion in die Überlieferung eingeschmuggelt wurden. Was diese „Abtrünnigen“ von der „katholischen Universalkirche“ vor dem 15. Jahrhundert angeblich als „Hauptirrlehren“ vorgeworfen wurde, ist tendenziöse Erfindung der Fälscher; man hätte diesen „Abgefallenen“ ebensogut ganz andere Irrtümer andichten können. Die Hauptsorge der Fälscher war ja, unbedingt vor der Nachwelt die gefährliche Tatsache zu unterdrücken, daß es im Spätmittelalter in allen Ländern noch zahlreiche Heiden, Gottgläubige gab, und zwar keine Kirchen-Abtrünnigen – denn die Universalkirche wurde erst im 15. Jahrhundert verwirklicht –, sondern genuine Gottgläubige, die wie ihre Eltern und Ureltern und Ahnen einen aus der arteigenen Überlieferung entsprießenden Glauben lebten. Es ist bemerkenswert, daß nach den Quellen die „pantheistischen Begharden“ von Niederdeutschland „ausgegangen“ sein sollen.

Für die allgemeine religiöse Lage um das Jahr 1300 haben unsere Untersuchungen nunmehr dieses Ergebnis gezeitigt: drei große Gruppen von religiös interessierten Menschen existieren, nämlich 1. Gottgläubige, 2. freie Christen, 3. kirchlich organisierte Dogmenchristen.

Hörten wir bisher nur vom partikularen Dogma der Regionalkirchen, so treten wir mit diesem Kapitel an ein Neues heran,. nämlich an die Idee eines christlichen Universaldogmas und die ersten Versuche der praktischen Verwirklichung.

Können wir auch nicht sagen, wer zuerst den Plan eines Universaldogmas ersonnen hat, – in Verbindung mit der systematischen Verfälschung der mittelalterlichen Überlieferung auf allen anderen Gebieten ist natürlich auch die Dogmengeschichte, wie sie vorliegt, gefälscht worden –, so wissen wir doch mit annähernder Genauigkeit den Zeitpunkt der Verwirklichung des Planes anzugeben: die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert. Und wir wissen noch mehr: Wir kennen das Land, in dem der Plan Wirklichkeit wurde. Frankreich kann die Ehre – wenn es eine ist! – in Anspruch nehmen, als „allerchristlichstes" Land die Geburtsstätte des universalen katholischen Dogmas zu sein. Ja, es läßt sich noch genauer bestimmen, wo und durch welche Männer das Universaldogma geschaffen wurde. Die theologischen Magister der Pariser Universität sind seine Urheber! Es ist zweckmäßig, vorerst über ihre angebliche Gründung, ihre Einrichtungen und allgemeine Bedeutung kurz das Nötigste zu sagen.

Nach den Quellen soll die Universität Paris im Jahre 1300 schon auf ein stattliches Alter als Studienanstalt haben zurückblicken können; seit dem 12. Jahrhundert hatte sie die „Führung" auf den Gebieten der Philosophie (Scholastik) und Theologie inne. Diese Angabe läßt uns aufhorchen. Denn was bedeutet das: die Pariser Universität war in der Theologie „führend"? Es soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß diese Anstalt die geistliche Behörde war, die offiziell über die Reinheit des „katholischen Glaubens" wachte. (Zu einer Zeit, als es noch gar keinen

katholischen, d.h. universalen Glauben gab!) An die Pariser theologischen Doktoren wandte sich die christliche Welt – auch der „römische Papst" –, wenn Meinungsverschiedenheiten über universaldogmatische Lehrsätze zu untersuchen und beizulegen waren. (Zu einer Zeit, als es noch gar keine Universallehrsätze gab!) Seit dem 12. Jahrhundert war also die Universität zu Paris das höchste Tribunal – erzählen uns die Quellen. Diese theologische Vormachtstellung muß etwas merkwürdig anmuten. Woher diese Bevorzugung? Sie hat sich aus der „Tradition" ergeben, meinen die Kirchenhistoriker; zu Paris strömten ja „seit alters" die gelehrtesten Theologen aus aller Herren Länder zusammen. Aus Tradition eben! Diese Erklärung aus Gewohnheit und Tradition ist nun recht nichtssagend. Mir will ganz und gar nicht einleuchten, warum ausgerechnet in Paris die gelehrtesten Theologen „aus Gewohnheit" zusammenströmten und nicht in – Rom! Wenn irgendwo, dann wäre doch in der christlichen „Welthauptstadt" Rom der gegebene Platz für das dogmatische Obertribunal gewesen! Aber nein, Rom sah leider die gelehrte Theologengesellschaft nicht in seinen Mauern. Auch die bedeutendsten mittelalterlichen Rechtsschulen waren nicht in Rom beheimatet, sondern zu Ravenna, Bologna und Padua. Ferner gingen die Medizinstudenten nicht nach Rom, sondern holten sich Wissen und Können aus Salerno. Warum diese Scheu vor Rom? Die Leser meiner Schrift *Rätsel Rom* wissen prompt die richtige Antwort, und diese lautet: Kein Mensch ging nach Rom, weil es im Mittelalter eine Stadt Rom gar nicht gab. Die theologischen Magister dachten daher nicht daran, sich in der Einöde am Tiber zu versammeln, sondern wanderten nach Paris. Warum sie sich aber gerade nach Paris wandten, werden wir etwas später erfahren.

Die philosophisch-theologische Hochschule der Christenheit stand in Paris; mit dieser Angabe berichtet die Überlieferung etwas historisch Wahres. Was die Quellen jedoch sonst noch alles von dieser Anstalt, insbesondere von ihrer Entstehung und aus ihrer Frühzeit, zu erzählen wissen, muß sehr kritisch gewürdigt

werden, denn diese Vorgeschichte bis 1300 und sogar darüber hinaus enthält ein gerütteltes Maß Tendenzdichtung. Im 14. Jahrhundert birgt die Geschichte der Universität wenigstens einen Kern echter Tatsachen, und mit dieser Epoche müssen wir uns jetzt beschäftigen.

Im 14. Jahrhundert bildetet die Universität zu Paris eine berühmte, mit staatlichen und kirchlichen Privilegien reich ausgestattete gelehrte Körperschaft. Die innere Organisation, der geistige Habitus dieser Gesellschaft, fand Ausdruck in den bekannten vier Fakultäten (Kollegia doctorum): 1. Die sieben „freien Künste" oder Fakultät der Artisten (die heutige philosophische), 2. Theologie, 3. Rechtswissenschaft, 4. Medizin. Hierbei fiel der Artistenfakultät die Aufgabe zu, ihre Schüler für das Studium in einer der „höheren" Fakultäten vorzubilden.

Nun vernehmen wir aber noch von einer anderen Form der Universitätsorganisation. Die Mitglieder der gelehrten Anstalt gliederten sich nach Nationen! Welche Mitglieder? Die Professoren oder die Schüler oder beide Klassen? In Paris kamen ja Studenten und Lehrer aus allen Ländern der Christenheit zusammen. Ist es da nicht sehr natürlich und verständlich, wenn sich die Schüler aus einem bestimmten Lande oder Landstriche in der fremden Stadt eng aneinanderschlossen, eine „Nation" bildeten? Aber die Quellen reden in dieser „Nationen"-Angelegenheit so dunkel und zurückhaltend, daß sich die relativistischen Forscher mit dem besten Willen über Ursprung und Alter dieser Nationen-Einteilung nicht klar werden können, schon gar nicht darüber, welche Universitätsmitglieder denn eigentlich so eine „Nation" verkörperten. Selbst der von stupender Gelehrsamkeit strotzende Denifle, dem wir gründliche (relativistische) Quellenforschungen über die Pariser Universität verdanken, muß betreffs der Entstehung dieser „Nationen" bekennen: *„Da kein einziges Dokument darüber vorhanden ist, lassen sich nur Vermutungen aufstellen."* [83] Nach seiner Meinung (a.a.O., 81) ist der eigentliche Grundstock der Anstalt, nämlich die Doktoren-Fakultät, von den „Nationen" zu trennen; das Verhältnis beider Organisationen zueinander

bleibe jedoch unaufgeklärt. Die Quellen lassen hier verschiedene(!) Deutungen zu. Sie erwecken einmal den Anschein, als hätten sich alle Fakultäten – d.h. Professoren und Studenten – in Nationen gegliedert; das andere Mal scheint es, als hätte nur die Artistenfakultät (Doktoren und Schüler) das Prinzip der Nationen-Einteilung gekannt.

Immer aber ist einstimmig von vier Nationen auf der Universität die Rede. Als solche werden genannt: 1. die Gallier (Franzosen, zu denen aber auch Italiener und Spanier zählten), 2. die Engländer (später auch deutsche Nation genannt), 3. die Pickarden, 4. die Normannen. Es fällt uns sofort auf, daß Pickarden und Normannen, die ja auch Franzosen (und Belgier) waren, eigene Nationen gebildet haben sollen; ferner fällt auf, daß die vier Gruppen zuerst eigentlich nur Frankreich (und dann England) umfaßten und alle übrigen Völker sich in die vier „Nationen"-Fächer einfach einschachteln lassen mußten. *„Diese Nationeneinteilung ist gekünstelt"*, sagt Denifle mit Recht, denn ein Prinzip der Einteilung sei nicht zu ermitteln. Ich werde sogleich die Lösung dieses schweren Nationen-Rätsels verraten, muß vorher jedoch noch einige interessante Eigentümlichkeiten der Universität zur Sprache bringen.

Alle Mitglieder des Lehrkörpers waren geistlichen Standes! Selbst die mit zur Universität zählenden Schreiber und „Buchhändler" mußten wenigstens die sogenannten niederen Weihen empfangen haben. Wir ersehen daraus, in wessen Dienste diese gelehrte Anstalt stand: im Dienste der „Kirche", d.h. der Priesterschaft und des Dogmas! (Aber wohlgemerkt: nicht im Dienst der katholischen Universalkirche, die es im 14. Jahrhundert noch nicht gab!) Die kirchliche Charakter der Anstalt wird auch noch daraus schön ersichtlich, daß berichtet wird, die Universität habe damals kein eigenes Schulgebäude besessen; die Vorlesungen seien in verschiedenen Klöstern (von Paris) gehalten worden. Weiter interessiert die Mitteilung, daß alle Kandidaten des Magistergrades eidlich versprechen mußten, *„alle philosophischen*

Fragen im Interesse des Glaubens zu lösen" und „*die Geheimnisse*[!] *der Korporation zu wahren.*" [84]

Nachdem wir uns soweit über die Einrichtungen der Pariser Universität orientiert haben, können wir zum eigentlichen Thema dieses Kapitels zurückkehren, zu der Idee des neuen universalen Dogmas.

Warum treffen wir zu Beginn des 14. Jahrhunderts gerade zu Paris eine Anstalt (Universität), die sich als theologisch-dogmatisches Tribunal betätigt? Gewiß, in der grasbewachsenen Einöde am Tiber konnten zwar die Theologen nicht gut zusammenströmen, aber warum gerade in Paris? Auf die Spur leitet uns die vorher erwähnte „Nationen-Organisation der Pariser Anstalt. Es fiel auf, daß von den vier Nationen drei auf Frankreich entfielen. In der Vierzahl erscheint die englische Nation neben drei französischen wie ein Fremdkörper; man gewinnt den Eindruck, als sei ursprünglich die Universität eine rein nationalfranzösische Angelegenheit gewesen. Theologen aus verschiedenen Landesteilen Frankreichs versammelten sich in Paris. Zu welchem Zwecke? Ohne Frage deshalb, um sich mit „Gottesgelahrtheit", d.h. mit dogmatischen Fragen und alles was damit zusammenhing, zu beschäftigen. Hätte nun damals eine Universalkirche existiert, – was nicht der Fall war –, so hätte die Unterhaltung der Magister zweifellos dem universalen Dogma gegolten. (Im Vorbeigehen bemerkt: Daß die theologischen Professoren der Universität gleichzeitig als Lehrer wirkten, ist für das vorliegende Problem gleichgültig.) Da es noch keine Universalkirche mit universalem Dogma gab, so kann sich die theologische Arbeit der in Paris Versammelten nur auf partikulare Dogmen, d.h. auf das Verschiedenartige im Dogma der Regionalkirchen bezogen haben. Französische Theologen werden sich nun nicht (oder doch wenigstens nicht zuerst und in der Hauptsache) mit irgendwelchen Glaubenssätzen fremder Nationen und deren „Kirchen" befaßt haben, sondern mit nationalfranzösischen Dogmenproblemen. Nun bleibt noch ein kleiner Schritt zu tun, um die Situation zu gewahren, die zur Gründung

der Pariser „Universität“ geführt hat. Diesen Schritt ermöglicht uns aber die rätselhafte Organisation der Anstalt in „Nationen“. Aus dem Namen sehen wir, daß es sich hinsichtlich dieser Nationen ursprünglich nur um französische Landschaften (Regionen) gehandelt hat. Aus diesen Regionen Frankreichs kamen Theologen in Paris zusammen zwecks Besprechung theologisch-dogmatischer Angelegenheiten. Die Tatsache, daß sich die Abgesandten in Paris sonderten (in „Nationen“) erklärt sich aus dem Umstände, daß sie nicht Abgesandte einer Universalkirche, sondern von einzelnen (französischen) Regionalkirchen waren. Einheitsbestrebungen der französischen Regionalkirchen (Vereinheitlichung des Dogmas und der Hierarchie) haben zur Gründung einer zentralen „Dogmenanstalt“ geführt (die dann bald zu einem Lehrinstitut, zur Universität, erweitert wurde, um das geschaffene Einheitsdogma angehenden Theologen zu vermitteln). Daß eine solche nationalfranzösische Anstalt zu Paris gegründet wurde, ergab sich aus der Bedeutung dieser Stadt.

Der Prozeß, der dann später in der Form wirklicher Nationen-Beteiligung (Frankreich, England, Deutschland, Italien) verlief, spielte sich also zunächst im kleinen innerhalb des französischen Volkes (den „Nationen“ als Regionalkirchen Frankreichs) ab. Die Franzosen waren das erste Volk, das den Plan eines einheitlichen Nationaldogmas zur Diskussion stellte und, wie schon jetzt gesagt werden kann, diesen Plan auch als erste Nation verwirklicht hat.

Mit dem Augenblick jedoch, in welchem das erste nationale Einheitsdogma und damit die erste wohlorganisierte Nationalkirche eine Wirklichkeit in der christlichen Welt geworden war, entstand in dem Ursprungslande, oder genauer: in der ursprünglichen Dogmenzentrale der Universität Paris, ein gewaltiger dogmatischer Magnet, eine religiös-dogmatische Kraftzentrale, die ihre anziehenden Wirkungen überallhin ausüben mußte. Mit jenem Augenblicke rückte die „Universität“ Paris gleichsam automatisch zu einem dogmatischen Tribunal in der gesamten Christenheit auf. Das französische Beispiel mußte auf die an-

deren Nationen, die alle noch religiös-dogmatisch formlos, in regionalen Gruppen zerspalten lebten, als unwiderstehliche Lokkung zur Nachahmung wirken – nicht auf die Gottgläubigen und freien Christen der anderen Völker selbstverständlich, sondern auf die Hierarchie der Regionalkirchen außerhalb Frankreichs. Einheit gibt Kraftzuwachs, und die Priesterschaft war natürlich auch in anderen Ländern auf Zuwachs ihres Einflusses bedacht.

Ein gewaltiger Kampf der Geister um die (vorerst nationale) Vereinheitlichung des Dogmas hub an. Aber erst nach Verlauf eines ganzen Jahrhunderts war das Endziel dieser Kämpfe erreicht: das Universaldogma und mit ihm die katholische Universalkirche. Nur die ersten Etappen der um das Jahr 1300 entbrennenden kirchlich-dogmatischen Kämpfe können in diesem Heft geschildert werden. Ein Kampf der Geister hub an, sagte ich. Aber ein jeder Geist steckt in der Hülle von Fleisch und Blut, und so ist denn auch der Kampf der „Geister" recht oft in Wahrheit ein Kampf der Menschen. Auch die höchsten geistigen Kämpfe schweben beständig in Gefahr, mehr oder weniger tief in die Sphäre des Menschlich-Allzumenschlichen hinabzusinken. Der religiöse Geist sollte diesem Gesetze der menschlichen Schwerkraft nicht folgen; aber leider ist es eine – Binsenweisheit der Erfahrung, daß gerade der christlich-religiöse Geist fast keinen einzigen Schritt tat und noch tut, ohne sich als Stütze des „weltlichen Armes" zu bedienen. Niemals hat der christliche Geist aus eigener Kraft gehen können; immer brauchte er die starke Hilfe des weltlichen Armes. Das rührt daher: In dem Augenblick, als das bis dahin „freie" Christentum, das eine private Angelegenheit der Seele war, sich dogmatisierte und eine Hierarchie schuf, schlug es zwangsläufig in eine politisierende Religion um. Kein Dogma ohne Hierarchie, und keine Hierarchie ohne Totalitätsanspruch.

Worin liegt diese „weltliche" Neigung des dogmatischen Christentums begründet? Im Wesen des Dogmas selbst, dessen Besonderheit, wie wir oben sahen, darin besteht, nicht eine bloße

Meinung zu sein, sondern sich als „göttliche Allgemeinwahrheit“ autoritative Geltung über alle Menschenseelen zu verschaffen. Diese beanspruchte Autorität sollte durchaus eine rein geistige sein, aber leider vermag sie das nicht. Damit sich das mit tausend Zweifeln beladene Dogma überhaupt durchsetzen kann, bedarf es dazu notgedrungen der Hilfe durch äußere Autorität. Diese Autorität ist nun zwar in erster Linie die „Kirche“, d.h. ihre geistliche Beamtenschaft, ihre Hierarchie; aber der Priester als solcher kann ja eine Autorität nur insofern beanspruchen, als er sie wieder – aus dem Dogma herleitet! Der Priester beruft sich auf eine Autorität, die er sich selbst erst gesetzt hat! In Wirklichkeit ist auch nicht das Dogma „herrschsüchtig“ und darauf bedacht, sich durchzusetzen, sondern die Priester wollen mit der Waffe des Dogmas die „Kirche“, d.h. sich selbst durchsetzen. Es entsteht zwischen Dogma und Priestertum ein merkwürdiger Kreislauf von Ursache und Wirkung. Was ist Ursache, was ist Wirkung? Sehr schön kann man diesen *circulus vitiosus* bei Augustin studieren: *„Bald ist* [nach ihm] *die Schrift eine Instanz, welche ihre Autorität an der Kirche hat, bald soll die Kirchenlehre und alle consuetudo an der Schrift gemessen worden.*“ (Hnl., III, 115, Anmerkg.) Was ist Ursache, was ist Wirkung? Will man das wissen, so muß man auf den Anfang, auf die Entstehung von Dogma und Priestertum blicken. Am Anfang waren die Theologen! Das Dogma ist ein *„Erzeugnis der Theologie“*! Nun waren auch die Pariser Dogmatiker nur Menschen; und obwohl sie das Dogma, richtiger ihr Dogma, angeblich infolge göttlicher Erleuchtung schufen, sprangen aus dieser dogmatischen Schöpfung, ihrer Schöpfung, unendliche Vorteile für – sie selbst(!) heraus. Wie gesagt: Auch Dogmatiker sind nur Menschen. Aus dem Dogma ergab sich nämlich, daß dem Priester eine Würde verliehen wurde, die zu schildern keine Zunge imstande ist. In der Tat, im Dogma und durch das Dogma ist für das Priestertum ausgiebig gesorgt. (Im Dogma haben die Priester selbst ausgiebig für sich gesorgt!) Es wäre ein Wunder, wenn die Pariser Dogmatiker bei der Aufrichtung des dogmatischen Lehrgebäudes vergessen hät-

ten, auch die Ansprüche des Priestertums an den weltlichen Staat mit einzubauen. Sie haben es nicht vergessen. Und siehe da, aus dem Lehrgebäude „folgt" u. a., daß auch *„die Staaten keine anderen Aufgaben haben, als durch Beförderung der dem Gesetze Gottes* [das nur der Priester richtig auslegen kann!] *entsprechenden virtus für das Seelenheil*[!] *ihrer Untertanen zu sorgen."* (Hnl., III, 404, Anmerkung 2)

Wie aber nach Schaffung des französischen Nationaldogmas Frankreichs weltliche Macht in der Praxis für das Seelenheil der Untertanen sorgte, oder, rund herausgesagt, wie der Staat im Verein mit der Hierarchie durch Folter, Brand, Schwert und Geld, viel Geld, das neugeschaffene Dogma in Geltung setzte, davon soll das nächste Kapitel eine deutliche Sprache reden.

5.

Die Schaffung der französischen Nationalkirche

Die theologischen Magister der Pariser Universität haben um das Jahr 1300 nicht etwa zum erstenmal die angebliche Quintessenz (das Dogma) des biblischen Schrift-Christentums ausdestilliert, denn es existierten zu diesem Zeitpunkt bereits nicht bloß in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern Regionalkirchen mit Dogmen verschiedenster Prägung. Die Theologen, die sich in Paris versammelten, waren ja Abgeordnete der bestehenden französischen Regionalkirchen, und jede Gruppe brachte von „ihrer" Kirche einen Schaft bestimmter Dogmenlehrsätze mit nach Paris. Selbstverständlich wollten sich die Abgesandten in ihren Konferenzen nicht bloß über die Verschiedenartigkeit ihrer einzelnen Dogmen platonisch unterhalten; sie hatten eine ganz besondere Aufgabe zu erfüllen. Und nicht der Zufall hatte diese Männer vor ihre Aufgabe gestellt, Gott selbst schien ihnen ihre schwere Aufgabe ans Herz gelegt zu haben. Wie eine Mahnung

und Drohung lag etwas in der Luft, über den Regionalkirchen, über – der Priesterschaft der einzelnen Kirchen.

Welcher Alpdruck lag auf der Priesterschaft der einzelnen Regionalkirchen? Eine bange Frage, und eine sehr unbequeme dazu, bewegte nachdenkliche Geister in der Hierarchie und auch unter den Laien-Gläubigen der verschiedenen „Kirchen". Die Verschiedenartigkeit der Dogmen hatte diese Frage erzeugt und unter die Gläubigen geworfen. Sie lautete: Welches Dogma ist denn nun das *richtige,* ist der *wahre* Extrakt des göttlichen Bibelwortes? Denn *ein* Dogma kann doch nur das wahre sein! Was sollten die Priester in den Regionalkirchen antworten, wenn ihnen von ihren nachdenklichen Gläubigen dieses Argument entgegengehalten wurde? Wirklich, ein böser Alpdruck lag auf den Priestern. Jede „Kirche" konnte der anderen vorwerfen: ihr irrt euch; nur wir haben in unseren Dogmen die wahre Auslegung des göttlichen Willens herausgestellt. Ein böser Alpdruck lagerte auf den Priestern. Gab es keine Möglichkeit, die unbequeme Situation aus der Welt zu schaffen? Es gab eine Möglichkeit, und die Priesterschaften der einzelnen Kirchen in Frankreich haben diese Möglichkeit nicht bloß erkannt, sondern auch zuerst die Schritte getan, die ihnen solche Möglichkeit nahelegte. Die Parole ihres Handelns drängte sich ja förmlich auf: Union! Einigung des Dogmas und der Regionalkirchen! Schaffung einer einigen französischen Nationalkirche! Union! Das war die Aufgabe, zu deren Lösung die Theologen in Paris zusammentraten. Vorerst handelte es sich zwar nur um die Union der französischen Kirchen, aber schon tauchte am Horizonte auch die Forderung nach Union aller Kirchen, d.h. nach der Schaffung der „katholischen" Universalkirche als Zauberformel auf.

Frankreich betrat zuerst die Bahn der Union und erreichte tatsächlich das heiß erstrebte Ziel: die Nationalkirche. Die Vorbedingung war die Schaffung eines einigen (nationalen) Dogmas; sie wurde in der „Universität" Paris erfüllt. Dann war die allerschwerste Aufgabe zu erledigen: die siegreiche Durchführung des neuen Nationaldogmas. Hierfür reichte aber der Kampf der

Geister nicht aus. Blut mußte den Kitt abgeben, um diese Stücke zur Einheit zusammenzupressen. Die Autorität des Schwertes und Scheiterhaufens mußte aufgerufen werden, um dem Nationaldogma siegreich seine Bahn zu brechen. Von nun an war jeder Christ (und auch der Gottgläubige) ein „Ketzer", wenn er sich weigerte, Gott im Schoß der Nationalkirche zu „dienen". Und es weigerten sich viele. Aber schon war auch vor gesorgt, die trotzig Widerstrebenden zu beugen. Der starke „weltliche Arm" war bereit, dem Dogma (der geeinigten Priesterschaft) zum Siege zu verhelfen. Nicht bloß über dogmatische Probleme war in den Konferenzen der theologischen Abgesandten zu Paris gesprochen worden. Sehr weltliche Dinge wurden oft hinter verschlossenen Türen der „Universität" erörtert, und bei solchen Geheimsitzungen waren dann häufig hohe Beamte des französischen Königs Philipp IV. zugegen. Was dann beraten und beschlossen wurde, sollte sehr bald aller Welt offenbar werden.

Der erste französische Nationalpapst. Hören wir vorerst mit dem ganzen kindlichen Vertrauen der Relativisten auf die Echtheit der mittelalterlichen Geschichte zu, was diese „Geschichte" uns über die kirchlichen Vorgänge zum Beginn des 14. Jahrhunderts in Frankreich zu erzählen weiß. Im Jahre 1305, so lautet die Geschichtserzählung, war wieder ein Papst der Universalkirche(!) zu wählen. Die Kardinäle der Universalkirche(!) vereinigten ihre Wahlstimmen auf den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got, der sich als Papst der Universalkirche(!) Klemens V. nannte. Der damalige König von Frankreich, Philipp IV., soll die Kandidatur dieses Bertrand de Got mit einigem Nachdruck den Wählern „empfohlen" haben. Klemens V. und Philipp IV. verstanden sich so gut, daß der neue Papst gar keine Anstalten traf, Frankreich zu verlassen, und nach einigem Umherziehen in dem französischen Städtchen Avignon seine päpstliche Residenz aufschlug. So geschah es, erzählt die „Geschichte" weiter, daß der „altehrwürdige" Papststuhl in der christlichen „Welthauptstadt" Rom leer stehenblieb, obwohl nach Gottes Ratschluß der Sitz des Oberhauptes der „Universalkirche" immerdar in der

Tiberstadt sein sollte, da, wo die Gräber der Apostelfürsten liegen. Mit dem Verbleiben Klemens V. in Frankreich habe so das siebzigjährige Exil des Papsttums seinen Anfang genommen, erzählt die „Geschichte". Was aber die so redselige „Geschichte" ganz vergißt zu erzählen, das Wichtigste bei dieser Exil-Angelegenheit, das ist eine „Tatsache", über die wir einfach sprachlos sind. Von Ausnahmen abgesehen, die so verschwindend sind, daß wir sie nicht zählen, regte sich über das Exil des Papsttums keine christliche Seele irgendwie auf! Was aber dieses Schweigen der Quellen über eine Empörung der ganzen Christenheit wider den Papst, wider alle Päpste in Avignon bedeutet oder vielmehr, wie es zu erklären ist, darüber muß sich der Leser näher in meiner Schrift *Rätsel Rom* unterrichten. Die treuherzige Erzählung der „Geschichte" von der Übersiedlung des Papsttums von Rom nach Avignon ist nämlich durch und durch Lüge! Meine Leser wissen es ja bereits: Eine katholische Universalkirche mit einem Universalpapst zu Rom hat es vor dem 15. Jahrhundert gar nicht gegeben. Darum konnte im Jahre 1305 weder der Residenz des Universalpapstes von Rom nach Avignon verlegt noch überhaupt ein Universalpapst gewählt werden.

Von wem und als was ist dann Klemens gewählt worden? Er ist zum Papst der französischen Nationalkirche gewählt worden, und zwar von der kurz vorher geeinten Hierarchie Frankreichs. Klemens ist der erste „Papst" der französischen Nationalkirche. Daß Klemens seine Residenz in Frankreich nahm, ist selbstverständlich und bedarf keiner Erörterung.

Sich ein Oberhaupt, einen „Papst" zu wählen, war für die französische Hierarchie ein Leichtes. Unendlich schwer aber war es, die Idee einer Nationalkirche Frankreichs in der Praxis zu verwirklichen, dem neuen Einheitsdogma die faktische Allgemeingültigkeit zu verschaffen. Das war nur möglich, wenn der „weltliche Arm" seine tatkräftige Hilfe lieh. Und die weltliche Macht war in der Person des Königs Philipp IV. zu dieser Hilfe bereit, um so mehr bereit, als auch dem Staat und seinem Monarchen aus der Verwirklichung einer Nationalkirche die bedeu-

tendsten Vorteile zufließen mußten. Mit der Religion läßt sich unter Umständen vortrefflich gut weltliche Politik machen, erkannte Philipp IV., und er zögerte nicht, gemäß solcher Erkenntnis zu handeln.

Man wird nun von der gefälschten Überlieferung nicht erwarten wollen, daß sie uns in ihren Quellen den rechten Verlauf der Kämpfe um die Verwirklichung der Nationalkirche Frankreichs erzählt. Das wäre ein unbilliges Verlangen. Bei wahrheitsgemäßer Darlegung der Ereignisse hätte man ja seitens der Väter der Fälschungsaktion vor allem zugeben müssen, daß es zu jener Zeit noch gar keine Universalkirche mit einem Universalpapst gab. Dieses Zugeständnis erwies sich jedoch aus der Generaltendenz der großen Fälschungskampagne als absolut unmöglich. Also mußten alle Vorkommnisse bei den Kämpfen um die Nationalkirche umgefälscht, umgedeutet werden, soweit man es nicht für besser fand, überhaupt einen verhüllenden Schleier über die Dinge zu bereiten. Nur in tendenziöser Vermummung also wird uns die „Geschichte" von den Kämpfen berichtet, die zwecks Durchsetzung des neuen Einheitsdogmas gemeinsam Arm in Arm von Papst Klemens und König Philipp geführt wurden.

Die bekannteste Vermummung jener Kämpfe bietet uns die gefälschte Überlieferung in der sogenannten **Vernichtung des Templerordens.**

Was die „Geschichte" über die angebliche Entstehung und den Zweck des Templerordens, ferner über seine Einrichtungen und sein Wirken bis zur Katastrophe im Jahre 1307 berichtet, kann in jedem Geschichtswerke nachgelesen werden. Es sind Lügen, was wir da zu hören bekommen. Vom Anfang bis zum Ende stellt die Geschichte der Templer ein Gewebe und Gewirr von Lügen dar. Der verübte Trug ergibt sich überzeugend aus der Generaltatsache, daß es vor dem 15. Jahrhundert eine universale, katholische Kirche – mit welcher der Orden so verbunden erscheint – nicht gegeben hat. Wie gesagt, der Trug folgt axiomatisch aus dieser Generaltatsache. Trotzdem will ich noch im folgenden kurz den Beweis der Fälschung in einem konkreten

Einzelfall führen. Das geschieht, indem ich Quellenkritik betreibe; und zwar soll die angebliche ursprüngliche *Templerregel* einer kritischen Betrachtung unterworfen werden. Diese „Regel" enthält statutenmäßige Bestimmungen über die Aufnahme neuer Mitglieder im Orden, über das Zusammenleben der Ordensritter usw. Um zu sehen, wie es mit dieser Regel beschaffen ist, folgen wir den Angaben G. Schnürers.[85]

Der Wortlaut der ursprünglichen Templerregel ist uns in einem französischen und einem lateinischen Text überliefert. Der lateinische Text ist wieder in 2 Handschriften [V, angeblich vom Ende des 12. Jahrhunderts, und A, vom Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts] erhalten. Die französische Fassung existiert in 3 Handschriften [R.D.P. vom Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts]. Welcher Text ist nun der ursprüngliche? Schnürer sieht den lateinischen als ursprünglich an, hält also den französischen für eine Übersetzung. Ein anderer Forscher (Prutz) hat die umgekehrte Meinung verfochten, was wir nur zur Kenntnis nehmen wollen. Bei folgender Mitteilung horchen wir aber auf: Die beiden Texte weisen Sinn-Verschiedenheit auf! *„Der Sinn des lateinischen Textes kann* [an einer Stelle] *nur der sein, daß die Templer, wo immer sie gerichtlich belangt werden, vor Gericht erscheinen sollen."* Im Gegensatz hierzu steht die „Übersetzung", in welcher der Sinn sich spontan geändert hat! *„Im französischen Text wird nicht von einem fremden Gericht gesprochen, vor dem die Templer erscheinen …, sondern von einem Gericht, das die Templer selbst aus ihrer Mitte bilden sollen."* (S., S. 22) Sonderbar, wie sich doch der Sinn durch die „Übersetzung" so total ändern konnte! Und siehe da, noch an einer anderen Stelle verwandelt sich der Sinn des Textes unter den Händen des „Übersetzers"! Wie ist so etwas möglich? fragen wir unseren Forscher. Nun, entgegnet Schnürer (S., S. 26), diese Verschiedenheit beruht auf einem bedauerlichen *„Mißverständnis des Übersetzers"*. Und leider muß Schnürer noch öfter auf *„Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche"* in den Fassungen aufmerksam machen. So wird an einer Stelle des französischen Textes den Tempelordensrittern etwas

anbefohlen, was, wie unser Forscher mit Recht bemerkt, *„jeden aufs höchste befremden muß“*. Die Regel im französischen Text befiehlt nämlich, man solle *„exkommunizierte*[!] *Ritter vorzüglich aufsuchen, um sie zum Eintritt* [in den Orden] *zu bewegen“*. Wie? Was? Der so gutkatholische Orden befiehlt alsbald nach seiner Gründung in seiner Ordensregel, hauptsächlich solle man exkommunizierte Ritter zum Eintritt veranlassen? *„Wie kam der französische Verfasser zu seinen Änderungen?“* fragt Schnürer und wir mit ihm. *„Wollte er absichtlich dieser Verordnung* [im lateinischen Text] *einen anderen Sinn geben?“* Nun sind wir aufs äußerste gespannt, wie Schnürers Antwort lautet. *„Es ist mir das wenig wahrscheinlich“*, meint er, *„viel näher liegt, daß er die Stelle nicht verstand und sie sich, so gut es ging, zurechtlegen wollte.“*

Da haben wir das Verhängnis! Der Mann verstand nicht, was er übersetzen sollte, und legt sich, so gut es geht(!), einen Sinn zurecht. Totale Sinn-Veränderungen fließen ihm beim „Übersetzen“ aus der Feder. Dieser Übersetzer muß ein Trottel von außergewöhnlichem Format gewesen sein, oder – kannte er als Franzose vielleicht kein Latein? Es handelte sich doch nicht um eine Schularbeit, um eine Übung, sondern um eine hochwichtige Angelegenheit, um die Übersetzung der Ordensregel ins Französische. Verstand der Mann als Laie nicht viel Latein, so brauchte er nur einen Fachmann, einen Priester, um Rat anzugehen oder vielmehr diesem die Arbeit zu überlassen. Solche Priester, die ihnen den lateinischen Text übersetzen konnten, hatten nach der Überlieferung die Templer immer bei sich. Aber nein, ein Stümper muß höchst flüchtig und mißverständlich die Statuten übersetzen, und die erfreuten Ritter nehmen ein solches sinnverdrehtes Machwerk mit Dank an, verwahren es als kostbares Instrument ihrer Ordensregel in einem ihrer Archive und – lassen von dem Produkt sogar Abschriften herstellen!

Lächelnd werden sich inzwischen schon die Leser meiner früheren Schriften der stattlichen Reihe von geistigen Zwillingsbrüdern erinnert haben, die unser Übersetzungstrottel im Mittelalter aufzuweisen hat. Aber wie steht es um den lateinischen

Text für sich? Könnte nicht dieser echt sein? Aber siehe, auch er hat seine Besonderheiten. In den erhaltenen beiden Handschriften sind die verschiedenen Kapitel verschieden geordnet. Das brauche *„kaum besonders aufzufallen“*, meint zwar Schnürer, weist dann aber selbst auf eine weitere befremdende Erscheinung hin, daß nämlich *„in derselben Handschrift die Reihenfolge* [zwischen voraufgehendem Inhaltsverzeichnis und dem Kapiteltext] *nicht die gleiche ist, daß in V wie in A der Text nicht völlig mit dem vorausgeschickten Inhaltsverzeichnis in der Reihenfolge übereinstimmt.“* Wieder hat da irgendein Trottel „Verwirrung“ angestiftet, diesmal sogar im ursprünglichen Text!

Was sich bereits axiomatisch aus der Generaltatsache – vor dem 15. Jahrhundert existierte noch keine Universalkirche – ergibt, daß nämlich die Berichte von der Gründung, dem Zwecke und den angeblichen Taten des Templerordens erlogen sind, das hat unsere kurze Betrachtung der „ursprünglichen Templerreger' erhärtet. Und auch das Ende des Ordens, das uns an dieser Stelle besonders interessiert, seine Vernichtung, der ganze Templer-Prozeß ist ein gewaltiges Lügengewebe. Indem wir auf die Katastrophe des Templerordens näher eingehen, werden die Beweise für die Verfälschung nicht lange auf sich warten lassen.

Was führte, nach der gefälschten Überlieferung, zu der Katastrophe, die den Templerorden vernichtete? Philipp IV., der Schöne genannt, Frankreichs Monarch, habe die Vernichtung des Orden „beschlossen“, meldet die „Geschichte“. *„Warum Philipp der Schöne die Vernichtung des Ordens beschlossen, ist nicht vollständig aufgeklärt“*, hören wir von unseren relativistischen Historikern. (Hf., VI, 412) *„Wahrscheinlich … war Philipp auf die Macht des Ordens eifersüchtig und nach seinen Schätzen gierig. Zu seinen absolutistischen Tendenzen paßte gar übel eine Korporation, die in Frankreich sozusagen einen Staat im Staate bildete und über ein stehendes Heer von 15 000 Reitern verfügte, das unter Umständen dem König sehr gefährlich werden konnte.“* (a.a.O., S. 412) *„Dazu kam, daß nur ein tüchtiger Griff in das Besitztum des Ordens der peinlichen*

Finanznot des Königs ein Ende machen konnte.“ (a.a.O., S. 413) Natürlich habe König Philipp, so sagen die Forscher, nicht offenherzig bekennen dürfen, daß er nur aus Habsucht die Ausrottung der Templer anstrebte; er mußte, um sein gemeines Vorgehen beim Volk zu rechtfertigen, einen „ideellen“ Grund ausfindig machen. Auf welchen „ideellen“ Ausweg verfiel also der König? *„Das Templergut konnte der König nur bei einer förmlichen Auflösung des Ordens erlangen. Diese konnte aber nur erzielt werden, wenn gegen ihn die Anklage auf Häresie erhoben und begründet werden konnte … Es mußten sonach die Templer als Ketzer erscheinen; seine Pflicht war es dann, einzuschreiten.*“ [86] Nun war aber eine Aufhebung des Ordens Amtssache des „katholischen Universalpapstes“; den Papst Klemens V. mußte also Philipp davon überzeugen, daß die Templerritter arge Häretiker seien, um ihn zum Einschreiten zu bewegen. Vor allem kam es darauf an, „Beweise“ für die Ketzerei der Ordensmitglieder in die Hände zu bekommen; und da ist es, wie Hefele meint, *„unbestreitbare Tatsache, daß Nogaret* [der Siegelbewahrer des Königs] *im Verein mit einigen gewissenlosen Priestern*[!], *darunter auch der Beichtvater des Königs, einige Zeit vor Ausführung des geplanten Schlages irgendwelche unsaubere Praktiken getrieben hat, teils mit abgefallenen oder aus dem Orden gestoßenen Templern, teils mit solchen, die unter schamloser Rechtsverhöhnung … ins Gefängnis gebracht und daselbst maltraitiert wurden.*“ (Hf., VI, 415, Anmerkung 2) Durch Folter- und andere unsaubere Praktiken erhielt König Philipp also die gewünschten „Beweise“ und schilderte daraufhin dem „Universalpapst“ Klemens *„den Orden als einen Pfuhl von Lastern, Greueln und Ketzereien. Die kirchliche Untersuchung aber, die der Papst infolge dieser schmählichen Verleumdungen in Aussicht gestellt hatte, konnte und durfte der König nicht abwarten; er wäre ja hierdurch unfehlbar als ehrloser Verleumder entlarvt worden; er mußte ihr vielmehr durch einen Gewaltakt zuvorkommen.*“ (a.a.O., 415) Dieser königliche Gewaltstreich bestand darin, daß am 13. Oktober 1307 in der Frühe des Tages sämtliche Templer in ganz Frankreich „verhaftet“ und ins Gefängnis abgeführt wurden. Der dann einsetzende große Prozeß, der gleich-

zeitig von königlicher und päpstlicher Seite durchgeführt wurde, endete mit dem erstrebten Ziel: der Verbrennung zahlreicher Templerritter und der Aufhebung des ganzen Ordens. – So etwa, sagen unsere Forscher, hat sich die betrübliche Katastrophe des Templerordens nach den überlieferten Quellenberichten zugetragen. Der Orden ist unschuldig verurteilt worden, d.h. er war in Wirklichkeit der angeklagten Greuel und der Häresie nicht schuldig – das ist heute die durchaus vorherrschende Ansicht der Historiker.

Ich gehe jetzt zu einer kritischen Untersuchung der Templerkatastrophe über. Diese Untersuchung wird bestätigen, was wir bereits wissen: wie die ganze „Geschichte" der Templer, so ist auch das katastrophale Ende ein Lügengespinst. Nicht ein Lügengespinst im Sinne, daß völlige Erdichtung von Tatsachen vorläge; nein, der angeblichen Ordenskatastrophe liegt ein Komplex echt geschichtlicher Ereignisse zugrunde: es sind um das Jahr 1307 in Frankreich tatsächlich zahllose Menschen als „Ketzer" vernichtet worden! Man kann unter gewissen Beschränkungen sogar von einem „Orden" (oder besser von zwei) sprechen, der damals ausgerottet worden ist. Ich komme zum Schluß des Kapitels hierauf zurück.

Manchem Leser wird schon gleich bei der obigen kurzen Angabe über die Veranlassung der Katastrophe einige Verwunderung angeflogen sein über die Psyche der handelnden Hauptpersonen in diesem Drama. Auf der Bühne, auf den Brettern, die die Welt nur bedeuten, könnte man allerdings das Templerdrama, so wie es gedichtet wurde, ohne großen psychologischen Anstoß spielen lassen. Aber im Leben, d.h. als Ausschnitt ehemaliger lebendiger Erfahrung gesehen, gefällt uns die Psyche der Akteure gar nicht. Sehen wir uns das Ding unter dem kritischen Mikroskop einmal genauer an.

Am 13. Oktober 1307 wurde die Welt, die darob nicht wenig erstaunte, durch die Nachricht von der erfolgten Verhaftung sämtlicher Templer in Frankreich überrascht. Nun, auch wir haben allen Grund zum Erstaunen. Da legte also in zahlreichen Or-

ten Frankreichs, in denen sich die Templer angesiedelt hatten, ein Polizeileutnant den Rittern die Hand auf die Schulter und erklärte sie für verhaftet. Völlig von Überraschung gelähmt, ergaben sich die Ritter in ihr Schicksal und folgten den königlichen Beamten ins Gefängnis. Wie? War denn von dem ruchlosen Plane des Königs nichts, gar nichts durchgesickert? Waren die Beratungen Philipps mit seinen sauberen Ministern und mit „Papst" Klemens in solcher Heimlichkeit vor sich gegangen, daß die Ritter von dem drohenden Unheil ganz und gar nichts erfuhren? Laut erhaltenem königlichen Manifest vom 14. Sept. 1307 hat Philipp bereits einen Monat vor seinem Zugriff seine Beamten im Lande, zugleich mit der Anweisung zur Inhaftierung, von den fluchwürdigen Vergehen der Templer in Kenntnis gesetzt. Kein Warnruf ist an die armen Opfer gelangt, denn wirklich, alle Beamten im Lande haben über das Bevorstehende striktes Stillschweigen bewahrt. Sie müssen doch wohl nichts verraten haben, denn wie wäre es sonst begreiflich, daß sich die Templerritter einfach „verhaften" ließen, ohne erbittertsten Widerstand zu leisten? Wir hörten oben von 15 000 Templerrittern – wohlverstanden: Rittern! Eine stattliche Zahl, und eine starke Macht, wenn sie bewaffnet waren! Und den Rittern stand noch ein schlagkräftiges Heer sogenannter dienender Waffenbrüder zu Gebote! Man stelle sich nur vor, von dem ruchlosen königlichen Plan wäre etwas durchgesickert und die Ordensritter hätten Gegenmaßregeln getroffen! Mit der „Verhaftung" der Ritter hätte es äußerst böse ausgesehen! Aber zum Glück für König Philipp hielten alle Beamten dicht, und die Templer konnten dingfest gemacht werden.

Aber die Templerkatastrophe müßte keine dramatische Dichtung sein, wenn sie uns nicht mit Überraschungen bedächte. Der bisherige Siegelbewahrer Erzbischof Ascelin von Narbonne, so berichtet die Überlieferung, weigerte sich, *„den banditenartigen Überfall als Staatsakt zu unterzeichnen"* und wurde *„durch den gewissenlosen Nogaret ersetzt."* (Hf., VI, 415) Doch auch der Erzbischof kann ja, obwohl er mit dem Staatsakt nicht einverstanden

war, geschwiegen haben, gewiß. Was sollen wir aber von den Ordensrittern halten, wenn wir folgendes hören? „Papst" Klemens hat schon monatelang vorher den Ordensmeister Jakob von Molay von den gegen die Templer erhobenen Anschuldigungen in Kenntnis gesetzt, und Molay verlangte damals selbst *„eine genaue Untersuchung wegen der Verbrechen, die man seinem Orden zur Last lege"*. (a.a.O., 413) Also war der Ordensmeister und durch ihn ganz gewiß auch die Ritter, wenigstens von den ausgestreuten Anschuldigungen unterrichtet! Doch von dem geplanten „Staatsakt" brauchten Molay und die Ritter noch nichts erfahren zu haben. Aber nun beginnen wir wirklich zu staunen, denn: *„Trotz aller Vorsicht war von dem Anschlag doch eine leise Kunde durchgesickert; Beweis dessen ist die Reise des Großpräzeptors Peraud zum Papst anfangs Oktober, sowie der Austritt mehrerer Mitglieder aus dem Orden gerade in dieser kritischen Zeit."* (a.a.O., 416) Es war also tatsächlich eine leise Kunde durchgesickert; und schon diese „Tatsache" reicht hin, um die angeblichen „Verhaftungen" der Ordensbrüder, d.h. ihre angebliche völlige Arglosigkeit und Willenslähmung ins Reich der Fabel zu verweisen. Wenn nur das Allermindeste von dem königlichen Plan durchsickerte, mußte sich alsbald die allerleiseste Kunde in der Ordensritterschaft lawinenartig verbreiten. Dann hätten aber die bedrohten Templer nicht gezögert, sich gehörig zum Gegenschlage vorzubereiten, und glattweg verhaften lassen hätten sich dann wohl nur wenige Ordensmitglieder, die überschwengliches Vertrauen in die Redlichkeit des königlichen Monarchen besaßen. Das unverständliche Verhalten der Ordensritter vor ihrer „Verhaftung" ist das erste psychische Rätsel, das uns das Templerdrama aufgibt.

Ein anderes psychisches Problem betrifft König Philipp als den Urheber der Katastrophe. Was soll doch den Monarchen veranlaßt haben, den Orden zu vernichten? Die Gier nach dem großen Besitztum und den reichen Schätzen des Ordens; die durch Kriegshändel gänzlich geleerte Staatskasse mußte und sollte durch den Zugriff auf das Vermögen der Templer wieder gefüllt werden. Gerade vom Templerorden hatte sich der König, wie die

Quellen wissen wollen, bereits die stattliche Summe von 500 000 Pfund abgeborgt. Glückte nun der vernichtende Schlag, so war Philipp nicht nur seiner Schuld ledig, sondern konnte obendrein durch Beschlagnahme der Ordensgüter eine neue, ergiebige Einnahmequelle erschließen. Solche allgemeine Erwägungen klingen zwar ganz einleuchtend und scheinen geeignet, Philipps „Staatsakt" zu erklären, aber eine kleine Untersuchungsprobe genügt, um die Unsicherheit der sachlichen und psychologischen Basis herauszufinden. Die „Geschichte" berichtet nämlich, daß in jenem kritischen Jahre Philipp IV. mit dem Orden in einem außerordentlichen guten Einvernehmen lebte. Wir hörten bereits, daß er nicht vergeblich an der Kassentür des Ordens anklopfte, wenn er Geld brauchte. Andererseits hören wir nichts davon, daß die Ordensleitung nun plötzlich den weiteren finanziellen Forderungen des Monarchen gegenüber den armen oder geizigen Mann gespielt hätte, daß sie nicht bereit gewesen wäre, weitere Geldmittel der Staatskasse zur Verfügung zu stellen. Es war sogar, wenn wir der Überlieferung glauben wollen, ein „Lebenszweck" des reichen Ordens geworden, mit Geld Geschäfte zu machen; hatten doch *„die Templer im Mittelalter den eigentlichen Geldhandel in Händen"*. (Hf., VI, 413, Anmerkg. 1) Wenn also Philipp für die Staatskasse Geld benötigte, so war es ein bequemer und ganz ungefährlicher Weg, dazu nach Lage der Dinge sicher nicht aussichtslos, wenn er bei dem Bankier-Orden weitere Anleihen tätigte.

Was tat aber der König? Wenn die Überlieferung wahr wäre, tat der König nicht das Naheliegendste, sondern das Entfernteste; nicht das Vernünftigste, sondern das Unvernünftigste, nicht das Sicherste, sondern das Gefährlichste. Er stürzte sich in eine Sache, die ihm den Hals kosten konnte. Wer garantierte denn, das Banditenstück werde so verlaufen, wie man es in Szene zu setzen gedachte? Wenn etwas von der geplanten Büberei durchsickerte? Hiermit mußte der König, der ein kluger und vorsichtiger Mann war, rechnen; und das bedeutete, daß er eines Tages vor seinem ganzen Volke als entlarvter Schuft dastehen konnte.

Denn der Orden war überall, und ganz besonders in den „höheren“ Kreisen sehr geachtet. (Lo., 239) Der Großmeister war sogar Pate eines der königlichen Kinder! Man bedenke auch folgende Schwierigkeit. Würde es, vorausgesetzt, die Ritter ließen sich willenlos verhaften, gelingen, die Ritter der ihnen angedichteten lächerlichen Häresie wirksam zu überführen? Unter den Inquisitoren mochten fügsame königliche Werkzeuge vorhanden sein – aber diesmal handelte es sich nicht um die Aufdeckung einer wirklich vorhandenen Häresie, sondern um die Herauspressung einer angedichteten Ketzerei, und dazu bei Persönlichkeiten, die bisher in höchster Achtung gestanden hatten. (Immer angenommen, die Überlieferung des sogenannten Templerprozesses sei echt; was ja in Wirklichkeit nicht der Fall ist!) Sogar als der Staatsstreich so wunderbar glatte Erledigung gefunden hatte [nichts oder doch so gut wie nichts war durchgesickert!! Die Ritter konnten ohne nennenswerten Widerstand verhaftet werden!!] konnte *„das bisherige hohe Ansehen des allgemein geachteten Templerordens trotz der Wandelbarkeit der Volksgunst selbst durch die königliche schwere Anklage nicht ins Gegenteil verkehrt und die gewaltige Erregung des Volkes nicht beruhigt werden“*(Hf., 417). Alle diese gefährlichen Eventualitäten mußte ein vernünftiger und vorsichtiger Mann in Rechnung stellen; und auch König Philipp würde das getan haben, d.h. er würde den so ganz ungefährlichen Weg der Anleihe beim Orden beschriften haben – wenn, ja wenn der ganze Templerprozeß eben keine psychologisch verunglückte Dramendichtung wäre!

Sogar die relativistischen Forscher schütteln oft über die Akteure dieses Dramas verzweifelt das gelehrte Haupt. Sollte es wirklich die Geldgier des Königs gewesen sein, die ihm den Plan der Vernichtung des Ordens einflößte, fragen sich einige Forscher. Nein, erklärt man, wenigstens war die Hoffnung auf Geldgewinn nicht die einzige und nicht einmal die vornehmste Triebfeder. *„Eiserne staatspolitische Notwendigkeit“* hat Philipp IV. bestimmt, mit dem Templerorden aufzuräumen, erklären uns einige Historiker. Der Orden sei ein fremdes, störendes Element in-

nerhalb der französischen Nation gewesen, der sich auf Grund von Privilegien seinen Verpflichtungen gegenüber dem Staatswesen entzog und der vor allem der vom König verfolgten Haupttendenz seiner Politik – nämlich der staatlichen Einigung – hindernd im Wege stand. Also schön. Aber nun verrate man mir, warum denn Philipp zur Erreichung des staatspolitischen Zweckes nicht den legalen Weg einschlug! Denn ohne sich in ein gefährliches und dummes Abenteuer zu stürzen und seinen Ruf als Ehrenmann ganz unnötigerweise aufs Spiel zu setzen, konnte der König zum Ziel kommen – auf legalem Wege. Einfach durch legale Beschneidung der lächerlichsten Privilegien des Ordens! Wirklich soll ja Philipp vorher schon einmal diese legale Taktik zur Anwendung gebracht haben: Um die Wende des Jahres 1286/87, so berichtet die Überlieferung, hatte er nämlich *„alle Güter, welche der Orden während der letzten 30 Jahre erworben, mit Beschlag belegen und durch seine Beamten in Verwaltung nehmen“* lassen.[87] Was sollte Philipp hindern, frage ich, die Beschlagnahme allmählich auch auf die vor 50 und 100 Jahren in Frankreich erworbenen Ordensgüter auszudehnen? Etwa sein „Echo“, der „Universalpapst“ Klemens?! Aber nein, dieser königliche Dramenheld muß nicht das Naheliegendste und das Sicherste, er muß das Entfernteste und Dümmste tun! Weil die Dichter dieser Tragödie es so haben wollen; und die Dichter – die Fälscher – waren nun einmal durch ihre Generaltendenz gezwungen, die der „Templerkatastrophe“ zugrunde liegenden Geschichtstatsachen so zurechtzustutzen, daß wirkliche eine psychische Tragikomödie herauskam. Es ist unnötig, noch weitere psychologische Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten zur Sprache zu bringen. Wir wissen schon jetzt: Die Templerkatastrophe ist in der überlieferten Aufmachung ein Lügengewebe. Und selbstverständlich sind auch die angeblichen Verhör-Protokolle Erzeugnisse der gelehrten spätmittelalterlichen Geschichtsfälschungsaktion.

Die ganze „Templer“-Tragödie stellt aber, das habe ich schon einmal betont, keine von Anfang bis zu Ende durchweg erdichte-

te Geschichtsfälschung dar; ein historisch echter Kern liegt vielmehr dem Ganzen zugrunde. Welches ist dieser geschichtliche Kern?

Wir kommen den geschichtlichen Ereignissen, welche die gefälschte Überlieferung tendenziös als angebliche Tragödie des Templerordens vermummt hat, sofort auf die Spur, wenn wir uns die Ergebnisse des vorigen Kapitels erinnern. Es stimmt schon, daß der französische König Philipp IV. und sein geistliches Gegenstück, der erste französische Nationalpapst Klemens, zu Beginn des 14. Jahrhunderts einen blutigen Vernichtungsfeldzug gegen ganz bestimmte Volkskreise Frankreichs geführt haben. Als die Schaffung der französischen Nationalkirche beschlossene Sache war, galt es, eine sehr schwere Aufgabe zu erledigen: die allgemeine Durchsetzung des neuen Einheitsdogmas, oder anders ausgedrückt: die Unterwerfung aller Widerstrebenden. Wir kennen diese Widerstrebenden, die sogenannten Ketzer. *Den freien Christen und den heidnischen Gottgläubigen galt der Vernichtungskampf.* Vom nationalkirchlichen Standpunkte betrachtet, waren diese religiösen Rebellen tatsächlich eines Verbrechens, eben der Ketzerei, schuldig; und auch der König konnte und mußte gegen solche Kirchenfeinde mit staatlichen Gewaltmitteln einschreiten, sobald sein Staatsrat – und der bestand fast ganz aus Interessenten, nämlich aus Mitgliedern der geeinigten Hierarchie – die Ketzerei und Kirchenfeindlichkeit als Staatsverbrechen erklärte. Es ist sehr wahrscheinlich, ja sicher, daß es in diesem Ketzervernichtungskampf zu richtigen großen Kampfhandlungen, aber auch zu zahlreichen Verhaftungen mit nachfolgenden Prozessen gekommen ist. Ebenso ist es auch sicher, daß unter den „Ketzern" viele Ritter waren und als Kirchenfeinde verfolgt, eingekerkert und verbrannt worden sind. Die durch die Fälscher vorgenommene dichterische Verkleidung der Ereignisse (als Katastrophe des angeblichen Ordens der Templer) läßt also noch recht viele echthistorische Einzelheiten durchschimmern. Allerdings galt der Unterwerfungskampf des weltlichen Armes der soeben geschaffenen französischen Natio-

nalkirche nicht bloß Rittern und hohen Personen, sondern jedem Franzosen, der sich von nun an weigerte, Gott in den Formen der organisierten Kirchenreligion zu dienen.

6.

Die Ursache der deutschen Zwietracht im Spätmittelalter

Das ganze 14. Jahrhundert zeigt uns Deutschland – und übrigens auch Italien – im Spiegel der Geschichte als das klassische Land der Zwietracht, und zwar der gefährlichsten Art Uneinigkeit: der inneren Zwietracht. Lenken wir den Blick von Frankreich her auf das spätmittelalterliche Deutschland, so sticht der grelle Unterschied hinsichtlich der völkischen Einigkeit besonders schmerzlich ins Auge. Das Eigentümliche dieser inneren Zwietracht des deutschen Volkes in jenem Jahrhundert tut sich kund in der langanhaltenden Dauer und in der klaffenden Tiefe der Gegensätze. Mit Bitterkeit und Befremden fragt man sich: Was ist das für eine Macht, die ein Volk so tief zerspalten kann? Welche gefährliche Macht hat damals diese Zwietracht angefacht und verstanden, sie beständig am Brennen zu erhalten? Um konkreter zu sprechen: Was steckt als geheimnisvoll wirkender Faktor hinter der befremdenden Tatsache, daß fast jeder deutsche König des 14. Jahrhunderts von Adolf von Nassau an seinen königlichen Nebenbuhler zur Seite erblickte? Das Doppelkönigtum war politischer Gewohnheitszustand geworden: Welcher Spaltpilz schuf solche permanente Gegensätzlichkeit?

Natürlich haben unsere Historiker sich genugsam über die wahnwitzige deutsche Zwietracht jenes Jahrhunderts die Köpfe zermartert. Und welche Erklärung bieten sie uns an? Es ist folgende: Die auf allen Gebieten in Erscheinung tretende Zerrissenheit des deutschen Volkes habe ihren Grund darin, daß damals das Volk der Deutschen kein straffes staatliches Band zusammengehalten habe. Wohl, meine Historiker; aber bemerkt man

denn nicht den versteckten Zirkelschluß, der diesem Gedankengang zugrunde liegt? Selbstverständlich würde ein straffes Staatsband, d.h. ein machtvolles Königtum das Feuer der Zwietracht ausgeblasen haben. Aber die große Frage lautet ja eben: Warum fehlte damals ein solches starkes, einiges Königtum? Wer verhinderte das einheitliche Königtum und damit das Knüpfen eines starken staatlichen Bandes um das deutsche Volk? In der Tat liegt ein fataler Zirkelschluß vor, wenn man demonstriert: die Zwietracht brach deshalb aus, weil ein starkes Königtum mangelte. Denn nun fragt man sofort: Was hat ein starkes Königtum verhindert? Antwort: die geheimnisvolle Zwietracht! So dreht sich also der Fragende im Kreise herum, bis er endlich einsieht, daß es darauf ankommt, die rätselhafte Ursache von zwei miteinander zusammenhängenden Erscheinungen (der Zwietracht und des Mangels eines starken Königtums) zu erforschen.

Hat der Teufel die Zwietracht ins deutsche Volk des 14. Jahrhunderts gesät? Wer geneigt ist, an magische Einflüsse zu glauben (wer also seinen Verstand nicht gern anstrengt), könnte wahrhaftig so argumentieren. Die Sachlage erklärt sich aber ganz natürlich, ganz menschlich.

Wie nämlich? Immer sind es die in den Ideen aufgespeicherten geistigen Kraftspannungen, welche die Menschheit im Innersten aufwühlen und ihr Denken und Wollen bestimmen. Dem geistigen Wirbelstrom einer großen Idee vermag sich kaum ein Mensch ganz zu entziehen; er wird gezwungen Stellung zu nehmen, sei es im bejahenden oder verneinenden Sinne. Wie aber war die ideelle Situation im deutschen Volke zu Beginn des 14. Jahrhunderts? Der Leser weiß auf diese Frage ohne Zögern zu antworten, denn unsere Untersuchungen in den früheren Kapiteln haben uns in den Stand gesetzt, gleichsam mitten in das ideelle Räderwerk jener Epoche zu blicken. Als geistigen Kraftmittelpunkt gewahren wir das religiöse Phänomen. Wir erinnern uns der großen revolutionären Wandlungen, die in der religiösen Sphäre vor sich gegangen waren und noch weiter mit An-

bruch des 14. Jahrhunderts vor sich gingen. Die Idee der Dogmatisierung des Christentums bedeutete den Gipfelpunkt der religiösen Revolution und strahlte über den Beginn des 14. Jahrhunderts ihre Spannung aus. Als Urheber und Vertreter der Idee war im Gefolge der Dogmatisierung ein besonderer Stand aus der bisher uniformen Masse der Christgläubigen herausgetreten: die Priesterherrschaft. Indem wir dieses Wort aussprechen, haben wir nun gleichzeitig die gesuchte Ursache der deutschen Zwietracht gefunden und gekennzeichnet! Das Priestertum hat den Samen der Gegensätzlichkeit in das deutsche Volk gesenkt!

Wie konnte das möglich sein? Deshalb, weil im Wesen des Priestertums der Zwang zur religiösen Totalität, zur Alleinherrschaft im Reiche der Seelen und damit verbunden der Zwang zur Intoleranz beschlossen liegt. Der Priester ist ein Diener des Dogmas, aber ein Tyrann der Seele. Sein „göttlicher Auftrag" liegt ja darin, das Dogma über alle Seelen zur Herrschaft zu bringen. Der Priester will nicht Zwietracht säen; was er will, ist, das Dogma siegreich durchzusetzen. Aber diese gewaltsame Durchsetzung erzeugt naturnotwendig als Folgeerscheinung die Zwietracht, der Priester mag solche Begleiterscheinung beabsichtigen oder nicht. Als man daher im Spätmittelalter daranging, das Christentum dogmatisch zu organisieren (Regionalkirchen zu gründen), da schieden sich die Geister. Sie schieden sich um so mehr, je mehr Partikularkirchen für ihre Dogmen um die Seelen warben. Die größte Scheidewand aber erhob sich jetzt zwischen dem Dogmenchristentum auf der einen und dem dogmenfreien Christentum und gottgläubigen „Heidentum" auf der anderen Seite. Das Dogma mit seiner grundsätzlichen Intoleranz wirkte im deutschen Volke des 14. Jahrhunderts wie ein gefährlicher Brandherd, der immer neue Flammen der Zwietracht erzeugte. Artgemäße Gottgläubigkeit ist wesenhaft tolerant, denn sie kennt nicht irgendeinen *„formulierten und organisierten "* Glauben und zwingt nicht dazu. Und auch ein wirklich dogmenfreies Christentum (d.h. ein Christentum ohne Dogma, ohne

Priestertum, ohne Kirche) konnte tolerant sein, da es ja nicht in seinem Wesen liegt, dogmatische Lehrsätze durchzusetzen. Als man aber den Gottgläubigen und den freien Christen unter einem Dogmenglauben beugen, ihm eine organisierte Religion und die „Kirche“ mit ihrer geistlichen Beamtenschaft aufzwingen wollte, da wäre ein Beharren in seiner toleranten Haltung ein Verrat an seiner Seele gewesen, da mußte er sich zur Wehr setzen und gegebenenfalls die Verteidigung mit dem Angriff vertauschen.

Mit dem Anbruche des 14. Jahrhunderts hatte sich jedoch das Kräfteverhältnis im religiösen (und damit korrespondierend im politischen) Raum zu Ungunsten der Gottgläubigen und freien Christen gestaltet. Wie in Frankreich, so war auch in Deutschland das kirchlich organisierte Dogmenchristentum im siegreichen Vordringen begriffen. Und wie jenseits des Rheins drängten auch in Deutschland die Regionalkirchen zur Union, zur einigen deutschen Nationalkirche. Doch dies Ziel wurde in Deutschland nicht erreicht, eine deutsche Nationalkirche konnte nicht verwirklicht werden; die regionalkirchlichen Priesterschaften haben sich in Deutschland niemals zu der vollkommen einheitlichen Hierarchie verschmelzen können wie in der französischen Nationalkirche. Wer hat diese Union verhindert? Wer trägt die Schuld daran, daß in Deutschland die regionalkirchliche Entwicklung nicht bis zur Nationalkirche fortschreiten konnte? Die Antwort lautet: Schuld daran ist die französische Nationalkirche!

Auf den ersten Blick scheint diese Antwort befremdend zu sein. Was kann die soeben erst konstruierte Nationalkirche Frankreichs mit den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands zu tun haben? Doch formulieren wir unsere Frage lieber so: Was konnte die französische Nationalkirche mit den deutschen Regionalkirchen an Interessen gemein haben? Das Allerwichtigste, das Grundinteresse war gemeinsames Gut – das dogmatische Problem nämlich!

Vermöge seiner Eigentümlichkeit als erste Verwirklichung eines Einheitsdogmas barg das französische Nationaldogma gefährliche Anziehungs- und Angriffskräfte in sich. Schon durch seine bloße Verwirklichung, durch sein bloßes Dasein mußte das französische Einheitsdogma sowohl ein Vorbild als auch eine Mahnung für die übrige dogmatische Christenwelt sein. Eine alte, brennende Frage mußte durch die Existenz des französischen Generaldogmas lauter denn jemals ertönen: welches der vielen (regionalkirchlichen) Dogmen ist denn nun eigentlich der wahre Ausdruck des göttlichen Offenbarungswillens? In Frankreich bekannte sich (zwar noch nicht in der Praxis, aber in der Theorie) ein ganzes Volk zu einem Dogma. Wie? fragten sich auch Gläubige diesseits des Rheins: Sollte sich nicht gerade in diesem einheitlichen Dogma der wahre Wille Gottes ausgesprochen haben? Wenn so viele Menschen einig denken, muß da nicht Gott die Hand im Spiel haben? Bestehen dann unsere Glaubenssätze noch zu Recht? Nein! ertönte es selbstverständlich aus dem Munde des ersten französischen Nationalpapstes Klemens: Ihr seid im Irrtum, seid Ketzer! Nur unser Dogma kann den Anspruch erheben, die einzige wahre Formulierung des christlichen Glaubens zu sein! Das französische Nationaldogma ist in Wahrheit das Alldogma, das göttliche Universaldogma!

Solche Fanfaren ertönten aus Frankreich (von der Kurie zu Avignon und von der Universität zu Paris) in die Christenheit hinein. Und wie immer, fühlte sich natürlich auch die geeinigte Hierarchie Frankreichs infolge „göttlichen" Auftrages verpflichtet, ihr Dogma, das Dogma schlechthin, in der ganzen Christenheit zur Geltung zu bringen. Nicht nur in Frankreich selbst, auch über die nationalen Grenzen hinaus mußte *„auf Gottes Befehl hin"* das französische Einheitsdogma mit Hilfe geistiger (und politischer!) Waffen die Herrschaft über die Seelen erobern.

Jetzt endlich sind wir in die Lage versetzt, Sinn und Ursprung aller jener Machtkämpfe in Deutschland zu erkennen, die das 14. Jahrhundert durchwirren; endlich sind wir in der Lage, zu ge-

wahren, wo die Ursache der deutschen Zwietracht jener Jahrzehnte geheimnisvoll verborgen lag.

Von dem Augenblicke an, als sich im deutschen Volke infolge der eingetretenen Dogmatisierung des Christentums religiöse Gruppen bildeten, die in den Regionalkirchen den freien Christen (und den Gläubigen) gegenübertraten, war bei einer Königswahl an die Aufstellung und Durchsetzung *eines* Kandidaten nicht mehr zu denken. Jedes der feindlichen Lager mußte von nun an zwangsläufig darauf bedacht sein, *seinen* König auf den Schild zu heben. Wenn die „Geschichte" jenes Jahrhunderts die immer wieder auftretende Erscheinung des *Doppelkönigtums* auf alle möglichen politischen Konstellationen innerhalb der Wählerschaft zurückführt, so hat sie ja im Prinzip nicht ganz unrecht (denn wir wissen, daß das Dogma zu seiner Durchsetzung des weltlichen Armes bedarf), nur verschweigt sie wohlweislich und bewußt, was solcher Politik als innerste Triebfeder zugrunde lag.

Es kann hier nun keineswegs meine Aufgabe sein, bis in jede einzelne Phase hinein die entbrennenden Machtkämpfe um das Dogma zu verfolgen; nur die Höhe- und Wendepunkte des dogmatisch-politischen Geschehens sollen in den kritischen Blickpunkt gerückt werden. Wir überspringen daher die Ereignisse um die Könige Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich und wenden uns der Geschichte Heinrichs VII. zu.

Da wird nun der Leser mit Recht sofort mit der verwunderten Frage kommen: Wo ist denn der königliche Gegenspieler Heinrichs VII.? Er ist nicht vorhanden. Und das hat seinen guten Grund! Wie? fragt aber der Leser; waren also die geschilderten religiösen Gegensätze bei der Wahl Heinrichs von Luxemburg nicht vorhanden? Sie waren vorhanden, aber sie waren nicht wirksam. Wie ist das zu erklären?

Um die Lage der Dinge bei der – wunderbarerweise einstimmigen – Wahl Heinrichs zu verstehen, bedarf es folgender Erinnerung. Auch die Kirchenfürsten bildeten damals noch keine feste dogmatisch-kirchliche Einheit, sie lebten in getrennten Regio-

nalverbänden. Praktisch hatte das die Bedeutung, daß zwischen diesen Regionalkirchen eine grundsätzliche Rivalität bestand, die sich den Umständen nach mehr oder weniger stark gegeneinander auswirken mußte. (Sie waren zwar alle dogmatische Christen, aber sie schworen auf verschiedene Dogmen!) Gerade bei der Wahl eines neuen Königs lag die Gefahr nahe, daß eine einheitliche Politik der Dogmenchristen unmöglich wurde. Gewiß, als Ganzes (aber als sehr lockeres Ganzes) standen die Kirchenchristen den freien Religionsgemeinschaften in geschworener Feindschaft gegenüber. Sobald jedoch ein bedeutender, augenblicklicher Vorteil für die Priesterschaft einer Partikularkirche einzuheimsen war, konnte diese kirchliche Sondergruppe sehr wohl geneigt sein, vorübergehend ein Abkommen mit gewissen Gruppen „freier" Christen oder Gottgläubigen zu treffen. Unter Umständen war mit den freien Christen – wenn man vorübergehend den Angriff gegen sie einstellte – bequemer auszukommen als mit den eifernden dogmatischen Rivalen. Was die Lage noch verwickelter gestaltete, war der Befund hinsichtlich der räumlichen Verteilung der dogmatischen Kirchen und der freien Gemeinschaften, auf die wir oben hingewiesen haben und die durch religiöse Enklaven und Exklaven charakterisiert war. Während im Süden und Südwesten Deutschlands die Kirchenchristen (allerdings selbst wieder in Partikularkirchen getrennt) das Feld behaupteten, hatten im Osten die „freien" Christen und im Norden Deutschlands die „heidnischen" Gottgläubigen noch bedeutenden Einfluß in die Waagschale zu werfen. Letzten Endes kam es darauf an, ob die kirchlichen und freien Gemeinschaften kräftige Stützen an weltlichen Mächten und Fürsten fanden (wobei seitens der kirchlichen Gruppen die ideale Lösung in der Vereinigung eines hohen geistlichen mit einem fürstlichen Amte in einer Person liegen mußte!).

Läßt man seinen Blick auf dem geschilderten Wirrwarr der widerstrebenden religiösen (und damit auch politischen) Interessen im deutschen Volke zu Beginn des 14. Jahrhunderts ruhen, so sieht man leicht ein, daß die Einigung über einen Königskandi-

daten eine schwierige, ja fast unmögliche Sache war. Und doch wurde Heinrich VII. „einstimmig" gewählt! Noch einmal: Wie ist das zu erklären? Ganz einfach durch die Tatsache, daß oft bei Interessen-Widerstreit ein neutraler, über den Parteien stehender Kandidat als die glücklichste Lösung erscheint. Diese „neutrale" Lösung nun ist mit der Wahl Heinrichs VII. versucht worden. Daß jedoch als neutraler Kandidat ausgerechnet Heinrich von Luxemburg in die Wahlarena geschoben wurde, dieser Vorgang ist Frankreichs Werk, richtiger gesagt, ist das Werk des ersten französischen Nationalpapstes Klemens. Die Neutralität aber brachte Heinrich durch seine Eigenschaft mit, kein (ganzer) Deutscher, sondern mindestens dreiviertel – Franzose zu sein! Die soeben konstituierte französische Nationalkirche schaltet sich in die europäische Politik ein – das ist die Signatur des anbrechenden 14. Jahrhunderts, das ist von nun an ein volles Jahrhundert lang die geheimnisvolle letzte Grundursache aller dogmatisch-kirchlichen und politischen Ereignisse in Europa und nicht zum wenigsten in Deutschland und Italien. Selbstverständlich wollte auch die Nationalkirche Frankreichs „eigentlich" mit weltlicher Politik nichts zu schaffen haben; selbstverständlich war es auch „eigentlich" die ganze Sorge Klemens' und seiner französischen Nationalhierarchie, die Seelen (selbstverständlich im französischen Vaterlande) auf die Seligkeit vorzubereiten; wie alle Kirchenleute beteuern und versichern, so wollte auch Klemens „eigentlich" nur den göttlichen (dogmatischen) Auftrag an die Seelen ausführen, indem er überall dem göttlichen Willen (das Dogma, sein Dogma) die gebührende Geltung verschaffte. Gewiß: „Eigentlich" war es die Mission der Nationalkirche Frankreichs, in aller Welt das Dogma (ihr Dogma) durchzusetzen, und das selbstverständlich „eigentlich" nur mit geistlichen und geistigen Waffen. Was aber, wenn sich herausstellt, daß das mit tausend Zweifeln beladene Dogma mit den beiden Autoritätskrücken des Geistes (Theologie und Philosophie) nur mühsam eine kleine Wegstrecke dahinwanken kann? Dann ergeht die göttliche Aufforderung an den „weltlichen

Arm“, dem Dogma seine Bahn zu bereiten! Und wir haben es erfahren: in Frankreich erfüllte die weltliche Macht den Auftrag Gottes (der Kirche), „seinem“ Dogma zum Siege zu verhelfen, bereitwilligst.

Die französische Nationalkirche schaltete sich in die weltliche Politik Europas ein: Aus dieser Tatsache ist der folgende absonderliche Plan zu erklären. Der französische König Philipp der Schöne stellt an die deutschen Kurfürsten das Ansinnen, die erledigte deutsche Königskrone seinem Bruder, dem Franzosen Karl von Valois aufs Haupt zu setzen! Ein sehr wunderliches Ansinnen, fürwahr. Dieser französische Plan ist bisher von den Historikern immer unter dem „weltlichen“ Aspekt begutachtet worden, unter der Annahme, daß ihm profanpolitische Expansionsgelüste Philipps IV. zugrunde lägen. Nun weist selbstverständlich der französische Plan auch eine eminent profanpolitische Seite auf. Nur fragt es sich: Handelt es sich um genuine weltliche Politik? Oder war das Weltlich-Politische nur die äußere Erscheinung einer ganz anders gearteten inneren Wirklichkeit? War die Politik Philipps bloß ein Vorwand, ein Vorspann? War es vielleicht so, daß zwar der König handelte, aber ein anderer für ihn dachte und seine Schritte leitete? Dieser andere könnte dann nur „Papst“ Klemens gewesen sein.

Es läßt sich nicht vermeiden, im Vorbeigehen einen Blick auf das gegenseitige Verhältnis des französischen Königs und des französischen Papstes zu werfen. Wer von den beiden war der starke Mann, der da bestimmte, was geschehen sollte? Die Historiker sind sich darüber einig, daß König Philipp der überlegene Staatsmann war, der es schlau verstand, „seinen“ ergebenen, nicht sehr willensstarken Papst für seine politischen Vorteile einzuspannen. Philipp dachte, und Klemens mußte, obzwar widerstrebend, gemäß den königlichen Direktiven handeln – so sehen die Historiker bis heute die Sachlage und berufen sich dafür auf die Quellen. Nun ist jedoch die Sachlage von den gefälschten Quellen tendenziös verschleiert, besser gesagt, sie ist auf den Kopf gestellt. In Wahrheit war Philipp IV. der Diener seines

Herrn, des Papstes Klemens (oder noch zutreffender ausgedrückt: Philipp war das Werkzeug der geeinigten französischen Nationalhierarchie, deren Repräsentant der „Papst" lediglich darstellte). Was die Geschichtsforscher verleitet hat, König Philipp für den starken, bestimmenden Mann zu halten, ist u.a. seine „führende" Rolle im Templerprozeß. Aber wir wissen, daß dieser Templerprozeß, wie ihn die Quellen schildern, ein Gewirr von Wahrheit und Dichtung ist und daß bei dem historischen Vorgang, der als echter Kern dem angeblichen Templerprozeß zugrunde liegt – die Vernichtung der der Nationalkirche widerstrebenden Ketzer – die Hierarchie Urheber und Führer spielte. Der französische König hat sich im angeblichen Templerprozeß nur als der weltliche Arm der Kirche betätigt. Nicht der König hat den „Universalpapst" zum Einschreiten gegen einen verderbten Orden gedrängt, sondern der Nationalpapst (die Hierarchie) hat den König zum Vorgehen gegen die Ketzer aufgefordert und ihn auch weiterhin als Büttel seiner Interessen zu benutzen verstanden. Um über das Verhältnis Klemens-Philipp ins reine zu kommen, beachte man doch auch einmal folgende, in den Quellen gehandhabte Taktik: Immer nur dann läßt sich der angeblich so willensschwache Papst von dem König drükken, drängen und zu etwas „zwingen", wenn es (vor der Nachwelt) gut und höchst angebracht ist, daß er als der „Gezwungene" erscheint! Immer nur dann, wenn es des guten Nachrufes wegen vorteilhaft ist, die Schuld für eine heikle Tat auf einen andern zu wälzen, stellt die Überlieferung Papst Klemens als den bedauernswerten Mann hin, der vom König zu solcher bösen Tat „gezwungen" sei. (So zum Beispiel im sogenannten Templerprozeß und später, als der arme Klemens „wider Willen" Kaiser Heinrich VII. „fallen" lassen mußte, da im Auftrage des Königs seine drei Söhne und andere hochgestellte Persönlichkeiten beim Papste einen direkten Erpressungsversuch unternahmen!) In solchen heiklen Fällen läßt sich – in der Überlieferung allerdings nur! – Klemens immer von Philipp IV. „zwingen". Aber merkwürdig, niemals gelingt es Philipp, den Papst zu etwas zu zwin-

gen, was dieser nicht selbst gern wollte, was etwa gegen das Interesse der Kirche gewesen wäre!

Wie wenig König Philipp das *„Papsttum in seiner Gewalt“* hatte, wie sehr ganz im Gegenteil Papst Klemens (die französische Hierarchie) das tat, was er selbst und seine Hierarchie wollten, beweist die zurechtgestutzte Überlieferung auch sonst. Wir hören nämlich, daß Klemens gar nicht daran dachte, dem König in der Angelegenheit seines Bruders Karl von Valois zu Diensten zu stehen, daß er vielmehr dem König entgegenarbeitete, indem er Heinrich von Luxemburg zum deutschen König wählen ließ. Die Herrin Frankreichs war die geeinigte nationale Hierarchie, und ihr Exponent „ihr“ Papst. König Philipp aber war der gehorsame weltliche Diener der französischen Nationalkirche, der Diener insonderheit des Papstes Klemens.

Fiel der ursprüngliche Plan, des Königs Bruder auf den deutschen Thron zu bringen, ins Wasser, so war doch Papst Klemens mit „seinem“ Kandidaten, dem Grafen Heinrich von Luxemburg, vom Glück begünstigt. Das Glück hatte er allerdings selbst recht kräftig herangelockt. Wer war nun dieser Heinrich, Graf von Luxemburg?

Der nachmalige deutsche König Heinrich VII. *„war nach Sprache und Denkungsart Franzose, wenn seine luxemburgische Grafschaft auch ein Bestandteil des deutschen Reiches bildete … Philipp der Schöne war es, der ihn zum Ritter schlug und dessen Vasall er wurde.* (Lo., 248) Ein sonderbarer Kandidat für die deutsche Krone, dieser Graf, der sich gegen eine jährliche Rente dem französischen König zum Vasallendienste verpflichtet hatte! Der kaum ein Wort Deutsch sprechen konnte! Wenn jetzt schon dem Leser die Vermutung kommt, daß wohl schwerlich die deutschen Wahlfürsten aus sich heraus auf diesen eigenartigen Thronkandidaten verfallen sind, so hat er richtig geraten. Dieser Dreiviertel-Franzose mit der hundertprozentigen französischen Denkungsart wurde von der französischen Nationalkirche, von Papst Klemens dem deutschen Volke präsentiert. Auch die gefälschte Überlieferung gibt es zu, daß dieser Graf von Luxemburg von

Klemens, nicht etwa von dem König Philipp, Glück- und Segenswünsche mit auf den königlichen Weg bekam. Später hat es, wie uns der „zeitgenössische" Chronist Mussatus berichtet, Heinrich selbst verraten, wer seine „Führer" und „Anstifter" gewesen sind: Gott und Papst Klemens! [88] Der Chronist läßt hier zwar Heinrich von seiner Heerfahrt nach Italien sprechen, wir wissen aber, sein Eingeständnis trifft auf seine ganze königliche Laufbahn zu. Heinrich hatte einen jüngeren Bruder, Balduin, der Erzbischof von Trier und somit Kurfürst war. In der Praxis ist es seinen Bemühungen gelungen, bei seinen kurfürstlichen Wahlgenossen die Thronerhebung des Bruders durchzusetzen. Auch Balduin war in Frankreich(!) erzogen, und die „Geschichte" meldet, daß er französischem Einfluß seine Ernennung zum Erzbischof von Trier zu verdanken habe.

Hier müssen wir wieder einen Augenblick einhalten; wir stolpern nämlich über das Wort Erzbischof. Warum? Wir wissen, vor dem 15. Jahrhundert hat eine katholische Universalkirche noch nicht existiert. Aus diesem Axiom folgt nun, daß zu Anfang des 14. Jahrhunderts von einem nicht existierenden Universalpapst unmöglich Bischöfe und Erzbischöfe ernannt und eingesetzt werden konnten; daß es damals überhaupt noch keine Priester einer Universalkirche geben konnte. Der Gang unserer Untersuchung läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel mehr darüber: Soweit es in den einzelnen Regionalkirchen Bischöfe und einen Erzbischof gab, waren sie durch den Willen ihrer Gläubigen (d.h. in der Praxis: durch die Übereinkunft der betreffenden regionalen Priesterschaft) in solche hierarchische Oberstellen gelangt. Die einzelnen Bischöfe bildeten also die Spitze der priesterlichen Hierarchie der Regionalkirchen in dem Sinne, daß sie unabhängige, nur ihrer Gläubigengemeinschaft verpflichtete Oberhäupter, gleichsam „regionale Päpste" waren. Solange die einzelnen deutschen Regionalkirchen getrennte Gemeinschaften waren, gab es für den einzelnen regionalen Papst keine Überinstanz mehr. Erzbischof in dieser Bedeutung war Balduin von Trier und, wie wir sogleich mit anführen wollen, Peter von Aspelt zu

Mainz und Heinrich von Virneburg zu Köln. Drei Erzbischöfe: drei Regionalkirchen im westlichen Deutschland!

Die genannten drei Erzbischöfe waren nun auch, wie bekannt, Mitglieder des Kollegiums, das den deutschen König zu wählen hatte. Als dann Balduin von Trier mit der Kandidatur seines Bruders Heinrich hervortrat, fand dieser Vorschlag bei seinen beiden geistlichen Kollegen einen bemerkenswerten raschen und lauten Beifall. Sollen wir diese Übereinstimmung mit dem schon genannten Chronisten Mussatus auf das direkte *„Walten der Gottheit"* zurückführen, oder lassen sich irdisch-menschliche Ursachen dafür auffinden? Es lassen sich wirklich recht menschlich zu erklärende Ursachen entdecken. In welcher Richtung diese liegen, wird uns sofort klar, wenn wir vernehmen, daß alle drei Erzbischöfe und geistlichen Kurfürsten *„mit Frankreich im Bunde standen"*. Mit Frankreich ist Papst Klemens, d.h. die französische Nationalhierarchie gemeint. Daß Balduin von Trier und sein Bruder Heinrich von Luxemburg nicht lange vor der Wahl des letzteren zum deutschen König bei Klemens am päpstlichen Hofe zu Poitiers geweilt haben, berichtet übrigens die Überlieferung selbst. Was hatten aber die „Erzbischöfe" von Trier, Mainz und Köln mit der französischen Kirche und ihrem Oberhaupt zu schaffen? Das Beispiel von den Mücken, die nach dem Licht streben, kann die Situation veranschaulichen, in welcher sich die Hierarchie der drei westdeutschen Regionalkirchen der französischen Nationalkirche gegenüber befand. Wie schon oben bemerkt wurde, war das französische Einheitsdogma durch sein bloßes Dasein im christlich-religiösen Raum als ein ungemein starker Magnet wirksam. Dieses Dogma, als nationales Einheitsdogma, trat mit einem bedeutend schwereren Gewicht hinsichtlich seines göttlichen Wahrheitsgehaltes auf den Plan als die einzelnen Partikular-Dogmen. Nicht wenig dürfen wir dies Übergewicht den Bemühungen der Pariser Theologen zugute halten, die nicht verfehlten, ihr Dogma von der Geburt an nicht nur theologisch, sondern auch philosophisch gründlich zu untermauern. Es kommt die eigentümliche Erscheinung hinzu, daß

der Wahrheitsgehalt eines Dogmas gleichsam automatisch mit der Masse seiner Gläubigen zu wachsen scheint. Vertritt nun ein ganzes Volk ein Dogma, so strahlt von diesem eine magische Überzeugung der Wahrheit aus und verdunkelt jedes „kleine" Partikulardogma mit seinem blendenden Licht. Was so viele Menschen einmütig glauben, das muß doch göttliche Offenbarungswahrheit sein! Solche Meinung wurde natürlich von dem französischen Priestertum kräftig in der Christenheit verbreitet; und eben die erwähnten „Beziehungen" der rheinischen Erzbischöfe zum Papst Klemens verraten uns, daß in der Tat dogmatische Annäherungsversuche nicht bloß in der Luft lagen, sondern bereits zu bestimmten Ergebnissen geführt hatten. Das Pariser Dogma war auf dem Marsche über Frankreichs Grenzen hinaus und hatte sich sowohl in Deutschland als auch in Italien festen Boden verschafft. Der Einfluß des französischen Dogmas hat dann auch verschuldet, daß in diesen beiden Ländern die Schaffung einer (deutschen und italienischen) Nationalkirche nicht verwirklicht worden ist.

Doch nicht nur ideelle (dogmatische) Gründe haben in Deutschland und Italien die Priesterschaft mancher Regionalkirchen veranlaßt, bei der Nationalkirche Frankreichs Rückendeckung zu suchen. Rufen wir uns in Gedächtnis zurück, daß die Regionalkirchen, räumlich gesehen, keine fest geschlossenen Einheitsgebilde waren. Auch die Partikularkirchen der drei westdeutschen „Erzbistümer" dürfen wir uns nicht als abgeschlossene, einheitliche Raummassen vorstellen, – diese homogene Gestalt haben die Erzbistümer erst etwa hundert Jahre später als Bestandteile der dann geschaffenen katholischen Universalkirche erhalten –, sondern als zersplitterte Landgebilde. Noch hatte in Deutschland nicht der weltliche Arm die Widerstrebenden mit brutaler Gewalt der „Kirche" zugeführt, noch lebten im Gebiete jeder Regionalkirche mehr oder weniger einflußreiche Kreise freier Christen und gottgläubiger Menschen. Solche Ketzer und Heiden konnten im Raum einer Partikularkirche hier und dort die Oberhand behalten haben, und besonders in manchen Städ-

ten war das der Fall. Sie konnten auch jederzeit verlorengegangenes Gelände wiedergewinnen. Befanden sich aber die Dinge noch in so ständigem Fließen, so mußte die Lage der Hierarchie einer Regionalkirche oft nicht die glänzendste sein. Im ureigensten Interesse (im Interesse des Dogmas konnte man jederzeit sagen) mußte die Priesterschaft der einzelnen Kirchen auf Festigung und Klärung der religiösen Verhältnisse bedacht sein. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß zum Beispiel die „Erzbischöfe" der benachbarten Partikularkirchen Fühlung miteinander nahmen; und auch schon vor der Konstituierung der französischen Nationalkirche waren zwangsläufig zu französischen Regionalkirchen Beziehungen angeknüpft und gepflegt worden. Als dann die Nationalkirche Frankreichs Wirklichkeit geworden war, gerieten die Erzbischöfe und geistlichen Kurfürsten nicht nur immer stärker in den Bann des französischen Einheitsdogmas, sondern wurden vielleicht noch stärker durch die weltliche Machtstellung dieser Großkirche geblendet, von der sie unter Umständen kräftige Unterstützung auch für ihre weltliche Stellung und Sendung erhoffen durften. Und siehe da, über Erwarten sahen sie schon bald ihre Hoffnungen erfüllt. Vorerst ergoß sich sogar in einer sehr angenehmen und bedeutungsvollen Form das französische Wohlwollen über das westliche Deutschland: in Form von Geldsendungen von Seiten des Papstes Klemens nämlich (der allerdings vorsichtshalber den Umweg über „seinen" König Philipp wählte). *„Schon seit 1305* [dem Jahre der Wahl des französischen Nationalpapstes!] *suchte Philipp unter den geistlichen und weltlichen Fürsten Westdeutschlands eine französische Partei zu bilden und zahlte an eine Reihe derselben regelmäßig Jahrgelder."* (Hf., VI, 427)

Dogma und Geld! Diese beiden heterogenen Begriffe brachten es im Anfange des 14. Jahrhunderts fertig, jahrzehntelang – nur jahrzehntelang? – sich innigst miteinander zu vermischen. Sozusagen auf goldenen Flügeln eroberte sich in jenem Jahrhundert das Dogma die Herzen. Wieder war es der französischen Kurie in Avignon vorbehalten, den siegreichen Wert des Geldes für die

Durchsetzung des Dogmas zu erkennen und in der Praxis auszumünzen: Schon unter Klemens' Nachfolger Johann hatte sich die französische Kurie zur ersten Geldmacht der Welt emporgeschwungen! Und die kleinen Geister (auch in Deutschland) lernten sehr rasch von dem großen französischen Bruder. In Deutschland war besonders Balduin von Trier(!) ein gelehriger Schüler in Geldsachen: *„Kaum irgendwo in Deutschland dieser Zeit sind die Gewinne der jüdischen Geldmänner intensiver für die Staatskasse nutzbar gemacht worden als in Trier."* [89]

7.

Das französische Nationaldogma als übervölkische Macht

Die französische Nationalkirche schaltet sich in die europäische Politik ein; das Pariser Dogma überschreitet die nationale Grenze und versucht, teilweise mit Erfolg, in den Teilkirchen anderer Nationen bestimmenden Einfluß zu gewinnen. Mit dieser Feststellung drücken wir, schon einmal wurde das hervorgehoben, allen bedeutenden religiös-kirchlichen und weltlich-politischen Ereignissen des anbrechenden 14. Jahrhunderts den Ursprungsstempel auf.

Eine ungeheure Machtfülle war in der Institution der gallischen Nationalkirche zusammengeballt worden. Diese Macht rührte natürlich vor allem daher, daß es Frankreichs Nationalkirche verstanden hatte, sich der uneingeschränkten Hilfe des weltlichen Arms zu versichern. Alle „weltliche" Politik wurde von nun an jahrzehntelang in Frankreich – und auch in den übrigen Ländern – von der kirchlich-dogmatischen Sphäre her innerviert. (Damit entartete die weltliche Politik Europas und ließ sich für mehrere Jahrhunderte ihrem gottgewollten, natürlichen Ursprünge und Zwecke – Einigung und Erhaltung des Volkes – entfremden!) Vom 14. Jahrhundert an wird in ganz Europa die Geschichte zur (offenen oder verkappten) Kirchengeschichte.

In der Nationalkirche Frankreichs bildeten drei große Systeme eine Einheit: Kirche – Staat – Wissenschaft (wobei hierunter Theologie und Philosophie zu verstehen ist). Diese zusammengeschmolzene Dreieinigkeit kann man nicht besser bezeichnen, als mit einem Begriffe, der bisher allerdings erst für das Ende des 14. Jahrhunderts gebräuchlich war, mit dem Begriff Gallikanismus nämlich. Und um noch die Geschichte des ganzen 14. Jahrhunderts in eine Formel zu kleiden: Der Gallikanismus wandelt sich langsam um in den Romanismus. Mit dem Begriff Romanismus aber haben wir das Wesen der zu Beginn des 15. Jahrhunderts konstituierten katholischen Universalkirche am treffendsten gekennzeichnet. Romanismus ist sozusagen europäischer oder universaler Gallikanismus.

Kein Mensch wird die Geschichte des 14. Jahrhunderts und des beginnenden 15. Jahrhunderts in ihrer Ursächlichkeit begreifen können, wenn er den Gallikanismus nicht in seinen Verwurzelungen erkannt hat; und keiner wird den Gallikanismus verstehen, wenn er die ausschlaggebende Bedeutung des ersten Drittels seines Wesens: der Wissenschaft übersieht. Wissenschaft im Gallikanismus besagt aber eigentlich Theologie (Dogmatik) und Philosophie; oder anders ausgedrückt: mit gallikanischer Wissenschaft meint man die Universität Paris. Wer die Geschichte des 14. Jahrhunderts verstehen will, muß seinen Blick dauernd auf die Universität Paris gerichtet halten. Nicht die Kurie der französischen Nationalkirche in Avignon (schon lange nicht der königliche Hof in Paris), sondern die theologische Fakultät der Pariser Universität ist das Gehirn, von dem die Willensströmungen ausgehen, die alles Geschehen bestimmen und leiten. Gewiß, der „Papst" zu Avignon war offiziell das Oberhaupt der Nationalkirche und in hierarchisch-sakramentaler Hinsicht ihr Leiter und Führer; aber Papst und Hierarchie standen (damals noch nicht!) fest auf eigenen Füßen, sie wurde vielmehr gestützt und gelenkt von einer besonderen Institution: von der Universität Paris! Der französische Papst war von der Universität abhängig wie ein Wetterzeiger vom Winde, wie eine Pflanze von ihrem

Nährboden. Dauernd versuchte zwar die Kurie sich zu emanzipieren, aber es kam auf die jeweilige Persönlichkeit des Inhabers der obersten Kirchenwürde an, wie weit die Verselbständigung gelang, aber ebenso dauernd wirkte der bestimmende Einfluß der Pariser theologischen Fakultät.

Um diese „ *Überheblichkeit und Anmaßung*“ der Pariser Universität zu verstehen, dieser „Professorenclique“ die sich „herausnahm“, über die Kirche und den Papst zu Gericht zu sitzen; um diese Erscheinung – über die heute noch alle Kirchenhistoriker verwundert das Haupt schütteln – zu verstehen, muß man sich freilich der wirklichen Gründung und Aufgabe, muß man sich des wahren Wesens dieser Lehranstalt erinnern. Man muß sich erinnern, daß diese Universität in erster Linie gar keine „Lehranstalt“ sein konnte und wollte. Gelehrt wurde im Rahmen der Universität allerdings auch, und zwar gewann diese lehrhafte Seite mit den Jahren des Bestehens der Anstalt mehr und mehr an Bedeutung; die eigentliche Aufgabe der Magister und Doktoren lag aber in den ersten Jahrzehnten, ja im ganzen ersten Jahrhundert, auf einem andern Gebiete. Die Universität hatte sich aus den Abgeordneten der französischen Regionalkirchen zur gesetzgebenden (dogmagebenden!) Körperschaft der zu verwirklichenden Universalkirche Frankreichs konstituiert! Denn das war ja die große Aufgabe der Pariser theologischen Doktoren: ein Einheitsdogma, eine Einheitshierarchie und einen Nationalpapst erst überhaupt schaffen! Es gab ja um das Jahr 1300 noch keine katholische Universalkirche, keinen Universalpapst und also auch kein katholisches Universaldogma! Es gab noch nicht einmal eine Nationalkirche mit einem nationalen Einheitsdogma! *Das alles mußte noch erst geschaffen werden!* Um in Frankreich ein Einheitsdogma und damit eine Nationalkirche zu schaffen, deshalb ist die Pariser Universität ins Leben gerufen worden. Die theologische Fakultät *sollte das Dogma schaffen:* das war ihre oberste und erste Aufgabe. Auf Grund dieser Funktion war und blieb die Universität in der Tat für lange Jahrzehnte das Gehirn der französischen Nationalkirche, ihre eigentliche Le-

bensquelle. Es konnte gar nicht anders sein, als daß der Papst zu Avignon in allen wichtigen (theologisch-dogmatischen und gesetzgeberischen) Beschlüssen auf die Auslegung der Pariser Väter des Dogmas angewiesen war. Denn Wohlgemerkt: Es existierte noch kein universales Dogma und seine kurialistische Auslegung! Augustin und Thomas von Aquin sind aus der theologischen Fakultät der Universität zu Paris hervorgegangen, und das noch nicht einmal gleich zu Anfang des 14. Jahrhunderts! Die Universität hat nicht bloß ein paar dogmatische Lehrsätze aufgestellt, sie hat auch in zahlreichen Kommentaren die so wichtige und schwierige Ausdeutung des Dogmas geschaffen; und noch ein Wichtiges: Sie hat Dogma und Auslegung des Dogmas gleichzeitig auf eine tragfähige „vernünftige" Basis, das heißt auf ein geniales philosophisches System (die Scholastik!) gestellt. Alles in einem: Die Pariser Universität war Herz und Gehirn der Nationalkirche Frankreichs und des Gallikanismus überhaupt.

Wenn also in Wahrheit die Dinge so liegen, wie sie eben geschildert wurden, so muß die herkömmliche „Geschichte" der Universität zu Paris zum großen Teil, besonders hinsichtlich der Gründung und des Hauptzweckes dieser Anstalt, erlogen sein. Es folgt das schon axiomatisch aus der Grundtatsache, daß es vor dem 15. Jahrhundert weder eine Universalkirche noch ein Universaldogma gegeben hat. Ein direkter Beweis der Fälschung wird trotzdem manchem Leser nicht unwillkommen sein; ich lasse ihn daher nachfolgen.

Viele Lehrstühle der Universität waren im Besitze von Ordenshörigen, berichtet die Überlieferung. Auch der Predigerorden stellte regelmäßig Magister aus seinen Reihen im Betriebe der Anstalt an. Nun hat Denifle eine alte Liste solcher Magister des Ordens an der Pariser Universität von angeblich 1229 bis 1360 einer kritischen Begutachtung unterworfen und dabei merkwürdige Dinge ans Licht gezogen. [90]

Die Grundlage dieser Mitgliederliste rührt von dem Dominikaner Stephan de Salanhaco her, die weitere Ausführung von

dem bekannten Inquisitor Bernhard Guidonis (und anderen). Natürlich ist das erste Exemplar der von Guidonis verfaßten Liste verloren! Aber der „Zufall" hat mehrere Abschriften am Leben gelassen, die wir also hübsch miteinander vergleichen können. Wir kommen sofort zur Hauptsache, indem wir uns als Befund der Handschriften-Vergleichung die am meisten verfolgte Fälschungstaktik – den absichtlichen Widerspruch! – von Denifle bestätigen lassen. Natürlich ungewollt bestätigen lassen, denn Denifle selbst hat nicht mit dem kleinsten Gedanken an die Fälschung gedacht. Die Handschriften weisen also Widersprüche in der Reihenfolge der Magisternamen auf! Bis zum 65. Magister wird nun mit Widersprüchen noch sparsam gewirtschaftet; aber es ist bezeichnend: Je näher der Verfasser der Liste ihrer eigenen Zeit kommen, desto stärker divergieren die Angaben bezüglich der Magister. Und endlich tritt eine geradezu babylonische Verwirrung ein. (Denifle, S. 188 f.) Wir erwarten mit Recht größere Genauigkeit und schließlich absolute Einstimmigkeit, je mehr die Listenaufsteller sich der letzten Vergangenheit und zumal ihrer damaligen Gegenwart nähern. Aber wir trauen kaum unseren Augen: Das Gegenteil ist der Fall! Denn je näher der damaligen Gegenwart, desto ungeheuerlicher die Verwirrung! Manche Handschriften sind vom Jahre 1316 ab *„so höchst nachlässig redigiert"*, daß wahllos in dieser oder jener Handschrift Magister fehlen oder aufgenommen sind. Auch „unerklärliche Umstellungen" in der Reihenfolge der Namen treten auf! So also sieht die Namenliste der theologischen Doktoren aus, die von 1229 an im Rahmen der Pariser Universität als Lehrer ihres Amtes gewaltet haben, das heißt angeblich gewaltet haben sollen! Die Historiker stehen angesichts solcher Listen mit ihren „unerklärlichen" Lükken und Umstellungen in den Namen vor einem Rätsel, an dessen Lösung sie von vornherein verzweifeln müssen. Denn diese Listen sind – nach ihrer vererbten Meinung – doch echt! Wer in aller Welt, rufen sie entgeistert aus, hätte denn ein Interesse daran gehabt, solche Namenlisten zu fälschen und zusammenzudichten? Meine Leser wissen nun ganz genau, daß man sehr

wohl ein Interesse an solchen erlogenen Namenlisten Pariser Magister haben konnte, ein ganz gewaltiges Interesse sogar – und zwar in der Zentrale der spätmittelalterlichen Fälschungsaktion. Das brennende Interesse der Fälscher bezog sich diesmal auf die „Geschichte" der Universität Paris, und diese „Geschichte" hatte es überaus dringend nötig, zurechtgezupft zu werden. So sind denn auch die ganzen „Akten" der Universität vor 1400 mit größtem Mißtrauen zu betrachten (und sogar nach 1400 ist noch lange nicht alles Gold und historisch echt, was „geschichtlich" scheint).

Die Pariser Universität in ihrer historischen wahren Gestalt (als Dogmen-Institut) hat zum Siegeszuge der französischen Nationalkirche, und des Gallikanismus überhaupt, ungemein beigetragen. Nicht zum wenigsten durch die zu Paris im Dienste des Dogmas erwachsene theologische Philosophie (Scholastik: eine Philosophie, die wirklich in der schola als Gemeinschaftsarbeit entstanden ist). Sehen wir von der Tendenz ihrer Aufgabe und damit verquickt ihres Inhaltes ab, so stellt die Pariser Universitäts-Scholastik in ihren beiden Hauptrichtungen (Realismus und Nominalismus) formal-philosophisch betrachtet, ein Wunderwerk geistiger Konstruktionskunst dar. Ein solches Gedankenkunstwerk mußte die Geister blenden und gefangennehmen, und das nicht bloß in Frankreich. Damit berühren wir einen wichtigen Punkt; er betrifft die Universität zu Paris in ihrer Eigenschaft, auch eine Lehranstalt zu sein. Fast vom ersten Jahre ihrer Gründung und ihrer dogmatisch-philosophischen Arbeit an haben die dogmatisierenden und philosophierenden Magister ihre neue „Wissenschaft" auch lehrend weitergegeben und verbreitet. Sie waren durch die Natur der Sache zum Lehramt verpflichtet, sollte anders ihre „Wissenschaft" von dogmatischen und philosophischen Dingen nicht mit ihnen wieder aussterben! Sie betrieben ja ihre Wissenschaften nicht aus Liebhaberei und Zeitvertreib, sie betrieben sie am allerwenigsten um der „reinen Wahrheit" willen, sondern unter dem Banne einer ganz bestimmten Aufgabe und eines ganz bestimmten Endzweckes:

um der zu gründenden Nationalkirche Frankreichs (und der schon damals am Horizont auftauchenden und erstrebten Universalkirche) ein theologisch und philosophisch wohlfundiertes Dogma zu verschaffen. Das Amt des Lehrers war also den Doktoren durch den Zweck ihrer „wissenschaftlichen" Arbeiten einfach aufgenötigt. Es ist nun sicher, daß nicht bloß die Mitglieder der Hierarchie Frankreichs zum Besuch der „Universitäts-Vorlesungen" verpflichtet waren, sondern daß sehr bald auch „ausländische" Hörer zugelassen worden sind. Gab es denn einen besseren Weg, dem französischen Dogma über die nationale Grenze hinaus eine Bahn zu brechen, als durch Gewinnung von „Schülern" aus fremden Nationen? Diese Schüler nahmen dann später Pariser Theologie und Philosophie mit in die Heimat; und wenn sie hier, wie es vielerorts der Fall war, im Einvernehmen und mit Unterstützung einflußreicher Mitglieder der regionalen Priesterschaft als Lehrer den gallikanischen Geist verbreiteten, standen sie auf Vorposten für die Nationalkirche Frankreichs. Es konnte natürlich auch geschehen, daß der fremde Student, wenn er sich brauchbar erwies, an der Universität Paris selbst zum Amte eines Doktors und Magisters aufrückte und einen Lehrstuhl betreute.

Am augenfälligsten trat natürlich der bestimmende Einfluß des französischen Nationaldogmas als übervölkische Macht auf dem Gebiete der kirchlich-weltlichen Politik in Erscheinung. Die Wahl Heinrichs VII., des kleinen „Pensionärs" Philipp IV. von Frankreich, des hundertprozentigen Gesinnungsfranzosen, der Papst Klemens als Vater, Meister und Führer verehrte, war erstmalig der sichtbarste Erfolg des sich zu glänzenden Taten rüstenden Gallikanismus. Und einstimmig wurde Heinrich von Luxemburg deshalb gewählt, weil er wirklich bei nicht allzu tief dringender Betrachtung als der unter Umständen sehr willkommene Mann der Neutralität erscheinen konnte, als ein Herrscher, der wirklich über den Parteien zu stehen schien. Da der Graf von Luxemburg nur eine kleine Hausmacht besaß, so waren die Kurfürsten um so geneigter, ihn zu wählen, denn desto weniger ge-

fahrdrohend mußte seine Macht und Stellung als deutscher König ihnen dünken. In der Tat kümmerte sich der neue Herrscher wenig um die Zustände in Deutschland und erwies sich wirklich als der kluge Herr über den Parteien. Beschwichtigen, ausgleichen, versöhnen hieß sein taktisches Wort, und bezeichnend ist der allgemeine Landfrieden, den er für Deutschland im Jahre 1310 auf dem Reichstage zu Frankfurt anordnen ließ. (Über die Bedeutung der im 14. und 15. Jahrhundert in Deutschland wie Pilze aus dem politischen Erdreich schießenden allgemeinen und partikularen Landfrieden kann erst im nächsten Heft das Nötige gesagt werden.)

Aber wie? Hatte denn der Vater und Führer Papst Klemens seinen getreuen Schützling Heinrich den Weg zum deutschen Königsthron hinaufgeschoben, damit dieser, oben angekommen, die Hände in den Schoß legen sollte? Es schien doch aus der Regierung Heinrichs wenig oder nichts für die französische Nation herauszuspringen? Doch der Schein trügt hier gewaltig. Gerade Heinrich verdankt der Gallikanismus (und der aus ihm sich entpuppende Romanismus!) die allerwichtigsten Dienste. Freilich, was Deutschland anbetrifft, blieben solche Verdienste aus guten Gründen mehr unter der hellen politischen Oberfläche verborgen; nichtsdestoweniger ließen sie sich erzielen, und zwar sozusagen auf kaltem Wege. Heinrich brauchte nur seinen königlichen Einfluß in gesetzgeberischer Weise auszunutzen, um französische Belange durch Verleihung von allerlei Privilegien an die franzosenfreundlichen „Erzbischöfe“ und weltlichen Großen Westdeutschlands tatkräftig zu fördern! Allerdings springt Heinrichs Wirken im Dienste der französischen Nationalkirche viel deutlicher im Bezirke seiner äußeren Politik in die Augen. Er diente hier dem Gallikanismus dadurch, daß er ihm die nötige Vorpostenstellung für weitere erfolgreiche Kämpfe um die Dogmen-Union schuf. Solche Vorpostenstellungen legte der König in Italien und Böhmen an.

Der böhmische Erfolg liegt denn auch klar zutage. Heinrich erstrebte und erreichte ihn damit, daß er Böhmen für sein Haus

gewann und die Erwerbung durch die Verheiratung seines Sohnes Johann mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth für die Zukunft festigte. Der gallikanische Einfluß hatte so allerdings im Osten Deutschlands nur eben erst festen Boden gefaßt, in der Folgezeit jedoch – unter dem gallikanischen „Pfaffenkaiser" Karl IV. – sollte die Bedeutung des böhmischen Besitzes für das Haus Luxemburg und damit automatisch für das dogmatische Christentum im gallikanischen Sinne der Union schwer in die Waagschale fallen.

Was aber hatte der deutsche König Heinrich VII. mit Italien zu schaffen? Ei nun, sehr viel! denkt der Leser, und dabei fällt ihm die ganze mittelalterliche „Geschichte" ein mit den vielen Heerfahrten deutscher Herrscher nach Italien und insbesondere nach der christlichen Welthauptstadt Rom, wo die deutschen Könige vom Papste zum Kaiser gekrönt worden sind. Italien gehörte ja zum „Imperium", so meldet die „Geschichte". Indem sich aber der Leser der mittelalterlichen Geschichte erinnert, erinnert er sich sofort auch des Generalergebnisses meiner kritischen Untersuchungen, welches besagt, daß die Geschichte des Mittelalters, wie sie heute in den Quellen geschrieben steht, wenigstens bis zum 14. Jahrhundert ein größtenteils erdichteter Tendenzroman ist. (Erst etwa vom Jahre 1300 an kann man mit starken Einschränkungen von wirklicher Geschichte, allerdings immer noch stark verfälschter, sprechen.) Der Leser erinnert sich, daß es ja vor dem 15. Jahrhundert eine katholische Universalkirche noch nicht gab, und daß auch vor diesem Termin in der Einöde am Tiber noch kein Universalpapst residieren konnte, weil nämlich damals eine Stadt Rom noch gar nicht existierte! Folglich können vor dieser Epoche in der nicht existierenden Christenhauptstadt Rom auch keine deutschen Könige zum „römischen" Kaiser gekrönt sein!

Doch nehmen wir einmal vertrauensvoll an, die mittelalterlichen Quellenüberlieferung sei wirkliche Geschichte: Was bewog Heinrich VII., über die Alpen zu ziehen? Wenden wir uns an die Historiker; welche Antwort halten sie bereit? Da versichert uns

ein Forscher: *„Als dieser* [Heinrich VII.] *sich plötzlich … auf den ersten Thron der christlichen Welt versetzt fand, da erwachte in seinem ritterlichen phantasievollen Gemüt alsbald der Gedanke, die alte Tradition* [des „Imperiums"] *zu erneuern … Mit der ganzen Glut seiner Natur klammerte er sich an den Vorsatz der Wiederaufrichtung des* [angeblich jahrzehntelang brach gelegenen] *Kaisertums.*"(V., I,3) Eine romantische Idee also hatte sich „alsbald" bei Heinrich eingenistet: Er wollte und mußte das Kaisertum, das lange dahingeschwundene, wieder erneuern. Und nur unter einer Bedingung konnte das geschehen: Der König mußte sich aus Italien, aus Rom, die Kaiserkrone holen. *„Hebet die Adler empor!"* befahl er, *„auf nach Italien!"* (V., I, 69) Es ist doch merkwürdig; ausgerechnet der „Franzose" auf dem deutschen Throne faßt den Entschluß, die verbliebene alte Kaiserherrlichkeit aufzufrischen. Ausgerechnet dieser französische Pensionär und Vasall fühlt sich berufen, in Italien dem deutschen Einfluß wieder Bahn zu schaffen. Und das zu einer Zeit, wo die Zustände in Welschland auch für einen viel mächtigeren deutschen König als Heinrich herzlich wenig Verlockendes boten. Das damalige Italien war nämlich *„von Parteien blutig zerrissen"* (wie eine schöne Phrase in Geschichtsbüchern lautet); ja, wenn wir den Quellenberichten italienischer „Zeitgenossen" glauben wollen, hatte sich das Italien jener Jahrzehnte in ein Tollhaus verwandelt. *„Es schien, als ob die fast wunderbare Fülle von Lebenskraft, welche dieses Land aufzuweisen hatte, es zwänge, sich selbstmörderisch zu zerfleischen."* (V., I, 9) Aber warum denn, um Gottes willen, diese selbstmörderische Zerfleischung? Weil der „uralte" Gegensatz zwischen den Ghibellinen (Anhängern des Kaisertums) und Guelfen (Anhängern des Papsttums) immer wieder mit äußerster Heftigkeit aufflammte, entgegnen die Quellen. Doch nein, meinen die Historiker, indem sie sich auf andere Quellenaussagen berufen, *„je länger der Kampf dauerte, desto weiter entfernte er sich von seiner ursprünglichen Basis, desto weniger waren bei Guelfen und Ghibellinen Beziehungen zur Kirche oder zum Kaisertum wahrnehmbar"* (V., 1,9) Kurz gesagt heißt das: Einerlei, worauf der augenblickliche Ge-

gensatz zweier Parteien in einem Gemeinwesen Italiens wirklich beruhte, die eine legte sich die Bezeichnung Ghibellinen, die andere den Namen Guelfen bei! Betrachtet man die Sache genauer, versichern uns einige Historiker, so erscheinen die italienischen Wirren *„wesentlich unter dem Bilde eines Ständekampfes, in welchem das demokratische Prinzip mehr und mehr zum Siege gelangt"*. (V., I, 10)

Italien hatte sich also in ein Tollhaus verwandelt; und gerade der ritterliche und phantasievolle Heinrich VII. dünkte sich, der vom Schicksal erkorene Mann zu sein, das sich selbstmörderisch zerfleischende italienische Volk zu patrifizieren. Denn zwar will er sich von Rom die kaiserliche Krone holen, aber nicht als Parteimann will er jenseits der Alpen auftreten, sondern als Friedensbringer, als Versöhner der Parteigegensätze. *„Ich also, der ich als Bote des Papstes Klemens*[!] *und unter dessen Zeichen einherziehe, ich soll hier erscheinen, um den einen zu Willen zu sein, die anderen zu verraten? Nicht so!"* läßt der Zeitgenosse Mussatus den edlen König ausrufen. (V., 1,86) Und mutig stürmte Heinrich los, und *„seine Leichtgläubigkeit … stürzte ihn fast mit sehenden Augen in die Schlingen, die jene* [die italienischen Parteihäupter, die Stadttyrannen] *ihm gelegt"* – sagt Ferreto von Vicenza, ein anderer geschichtsschreibender „Zeitgenosse" (V., I, 393) Zuerst ging dem König das lachende Glück direkt an seiner Seite: Alle Städte Oberitaliens empfingen den königlichen Besucher herzlich. Wenn der königliche Italienreisende – er soll seine Fahrt mit nur 3000 Mann Kriegsvolk angetreten haben – in einer Stadt zu den Ghibellinen und Guelfen sagte: Ich bitte, vertragt euch! Siehe da, die Parteien vertrugen sich. Überall führte der gute Kaiser die seit Jahren verbannten Parteianhänger zurück, und gerne nahmen die ehemaligen Gegner diese wieder bei sich auf, so daß Heinrich bald an den Bischof von Straßburg schreiben konnte: Versöhnung zwischen Guelfen und Ghibellinen auf der ganzen Linie! [91] Aber plötzlich wendete sich das Blatt, und es trat ein, was Heinrich (und seine Ratgeber und Begleiter) hätten voraussehen können. In Mailand erfolgte eine Empörung, die zwar niederge-

schlagen wurde, als Signal jedoch auf andere Städte wirkte. Aus dem Friedensbringer mußte sich Heinrich nun in einen Kriegsmann, aus dem Vermittler in einen Parteimann verwandeln. Der König mußte das Schwert ziehen gegen – die Guelfen! Denn diese waren es, die sich gegen Kaiser und „Reich" empörten. Womit erwiesen wäre, daß die „alten" Parteigegensätze (Anhänger des Papsttums, Anhänger des Kaisertums) doch noch in aller Stärke wirksam waren. Mit Mühe gelangte der König an das lockende Ziel seiner Sehnsucht, nach der Hauptstadt der Christenheit, nach Rom. Von Legaten des „Universalpapstes" aus Avignon, so meldet die „Geschichte", wurde er dann hier zum Kaiser gekrönt.

Es wäre Raumverschwendung, die angebliche Geschichte Kaiser Heinrichs VII. in Italien anhand der Überlieferung noch weiter dem Leser vorzuführen. Wir wollen nicht länger gefälschten Quellen nachplaudern, sondern jetzt daran gehen, die historische Tatsächlichkeit aus dem Überlieferungswust herauszuschälen. Heinrichs Italienfahrt, so wie die Quellen sie uns darstellen, ist ein Reiseroman, in welchem nur die handelnden Personen einigermaßen geschichtlich echt sind. Was die erzählten Begebenheiten anbetrifft, so sind fast alle tendenziös übermalt und zurechtgestutzt, ein großer Teil ist überdies glatt erdichtet. Erdichtet sind die vorgeblichen Ereignisse in Rom, insbesondere die Kaiserkrönung, weil es ja vor dem 15. Jahrhundert weder eine Stadt Rom noch einen Universalpapst gegeben hat. Und weil die römischen Ereignisse erfunden sind, ist es den Vätern der Fälschungsaktion zum Beispiel bei der Aufstellung des Verzeichnisses der Ritter, die angeblich an der Krönungsfeierlichkeit teilgenommen haben sollen, nicht gelungen, in jedem Falle das Richtige zu treffen. Vergleicht man nämlich das Verzeichnis mit den Urkunden, so ergibt sich der auffällige Umstand, daß die Aufzählung der Teilnehmer in der Liste nicht vollständig ist! So ist etwa *„der Herzog von Bayern, der mit anderen Rittern drei Wochen nach der Krönung … nach der Heimat zurückkehrte, nicht erwähnt. Kein geistlicher Herr, kein Italiener wird genannt, obgleich die kaiserlichen Ur-*

kunden doch so zahlreiche Prälaten beider Länder und ferner so viele italienische Herren aufzählen.“ [92] Ich muß hier wieder einmal die kluge Vorsicht der Fälschungsväter bewundernd hervorheben. Warum nämlich hat bei Aufstellung der Liste kein Name eines italienischen Herren angeführt werden dürfen? Deshalb nicht, weil man bei den erdichteten Wirren in Rom, eben weil es sich um Phantasieerzählungen handelt, einfach nicht klipp und klar festlegen konnte: An diesem Tage (der Krönung) ist der und der italienische Ritter (oder Geistliche) als zeitweiliger Anhänger des Kaisers bei der Feierlichkeit zugegen gewesen. Wenn bei erdichteten Begebenheiten nicht alles glatt ineinander paßt, was naturgemäß um so mehr der Fall ist, je reicher und lebendiger der Roman ausgestattet wird, so hat das so lange keine Not, als die Dichtung als solche offen gekennzeichnet wird. Dann heißt es, vorsichtig verfahren und sich unter Umständen dumm stellen, d.h. Lücken lassen. Bei der Erdichtung der Krönungsfeierlichkeit in Rom war nun die Schwierigkeit, genau anzugeben, wer von italienischer Seite als Anhänger des Kaisers zugegen gewesen sei, so überaus groß, daß überhaupt italienische Namen verschwiegen wurden. Die Schwierigkeit lag darin, daß ja die Parteinahme (für oder gegen Heinrich, ob Ghibelline oder Guelfe) erdichtet werden mußte. Und mit diesem heiklen Punkte haben wir an das kritische Zentralproblem der ganzen „Geschichte“ von Heinrichs Italienfahrt gerührt.

Das Zentralproblem lautet: Ist das uns überall in Italien entgegentretende Phänomen der Parteigegensätzlichkeit mit der Gegenüberstellung Ghibellinen-Guelfen richtig gekennzeichnet? Kann die tiefe Zerspaltung im italienischen Volke historisch richtig unter der Parole: Hie Kaiser – hie Papst! verstanden werden? Wir kommen auf die Spur der Wahrheit, wenn wir uns fragen: Warum hat denn eigentlich der französische Nationalpapst Klemens seinen „Boten“ Heinrich über die Alpen geschickt? Was bezweckte Klemens damit, daß er „*seinen getreuen Sohn*“ nach Italien sandte? Denn – und das gibt auch die gefälschte Überlieferung zu – Papst Klemens war der wirkliche „Anstifter“ des

italienischen Abenteuers! Heinrich VII. hat nur als Werkzeug des französischen Papstes gehandelt. *„Heinrichs kirchliche Gesinnung lag klar zutage … der Papst und die Mutter Kirche beherrschen Heinrichs Gedankenwelt."* (Sch., 223) Die heiligsten Eide habe Heinrich dem Papst geschworen – melden die Quellen –, nichts gegen die Kirche zu unternehmen, dagegen aber überall mit großer Schärfe gegen die „Ketzer" einzuschreiten. Hier halten wir ein. Gegen welche Ketzer sollte der König vorgehen? Da es in jener Zeit noch keine Universalkirche gab, konnte Heinrich auch nicht gegen „Ketzer" Maßnahmen ergreifen, die von der (nicht existierenden) katholischen Universalkirche „abgefallen" waren! Es konnten demnach nur genuine „Ketzer" in Frage kommen, das heißt – genau wie in Frankreich und Deutschland – nur die gottgläubigen „Heiden" und die ebenso jeder kirchlichen Organisation feindselig gegenüberstehenden dogmenfreien Christen. Mit dieser Feststellung haben wir nun auch den wahren Charakter der „Parteikämpfe" in Italien erkannt. Auch in Italien wirkte das mit List, Geld und politischer Gewalt vordringende Dogma als unerschöpfliche Quelle der Zwietracht. Wie in Deutschland, so gab es auch in Italien dogmatische Regionalkirchen, die ihre Macht über die „Kirchenfeinde" auszudehnen gedachten. Und wie in Deutschland, so hatte auch jenseits der Alpen der Gallikanismus (Papst Klemens) Fuß gefaßt. Der Einfluß der französischen Nationalkirche muß hier sogar bereits recht erfolgreich gewirkt haben, weil in Italien (wenigstens in Unteritalien) die Bedingungen für das Eindringen des Gallikanismus besonders günstig waren. Der Boden war für die gallikanische Saat vorbeackert worden. Ich denke in diesem Zusammenhange nicht etwa an die angeblichen kirchenstaatlichen Besitzungen des Universalpapsttums in Italien (Rom, Kirchenstaat), die der „römische Universalpapst" bei der „Verlegung" der Residenz nach Avignon zurückgelassen, aber rechtlich noch immer im Besitze gehabt habe. Die Verlegung der universalpäpstlichen Residenz aus Italien nach Avignon ist ja eine Lüge! Der französische Papst Klemens hatte demzufolge nicht das mindeste Anrecht auf Rom

oder sonstigen italienischen Besitz. Woran ich denke, wenn ich von günstigen Vorbedingungen für die gallikanische Idee in Italien spreche, ist der Umstand, daß damals das Mitglied eines französischen Herrscherhauses (Anjou) den Thron von Neapel innehatte. (Da ich über das Jahr 1300 nicht zurückgehe, bleibt in diesem Heft die frühere „Geschichte" des Hauses Anjou unberücksichtigt.)

Robert von Anjou hatte natürlich sein vererbtes Königreich Neapel nicht als vorgeblich universalpäpstliches Lehnsreich aus der Hand des Papstes Klemens empfangen, wie die „Geschichte" uns einreden möchte; aber Robert war mit Frankreich, dem Ursprungslande seiner Familie, durch Bande der Tradition und Bildung verbunden, und Klemens war es in Avignon gelungen – sicher auch mit klingender Hilfe seines päpstlichen Kameraden –, ihn für seine Interessen einzuspannen. Kurz vor Heinrichs VII. Ankunft in Italien war Robert, vom Papst Klemens in Avignon kommend, auf der Heimreise in sein Königreich erfolgreich bemüht gewesen, in Oberitalien für die gallikanische Sache zu werben. Es war nun die dem deutschen König von seinem Vater und Führer Klemens übertragene Aufgabe, diese von Robert eingeleitete Gallikanisierung Ober- und Mittelitaliens mit aller Energie weiterzutreiben. Robert sollte in seinem Königreich für die Sache des französischen Dogmas tätig sein. Italien war also gleichsam in eine gallikanische Zange eingeklemmt.

Heinrich VII. ist als Werkzeug der Kurie zu Avignon nach Italien gekommen, und seine Aufgabe und sein Vorhaben war, den Gallikanismus in Lombardien und Tuscien mit politischer Macht durchzusetzen. Sogar die gefälschte Überlieferung gibt diesen Tatbestand zu (in dem Sinne, daß Heinrich für *„Papst und Kirche"* in Italien wirken sollte.) Es handelt sich, wie gesagt, um die Frage nach der Ursache von Heinrichs Italienfahrt. Alle Angaben der Quellen, nach denen der deutsche König über die Alpen gezogen sei, um sich in Rom die Kaiserkrone zu holen (und den *„verblichenen Glanz des Reiches"* wieder aufzufrischen), sind gemäß der Generaltendenz der Fälschungsaktion glatt erlogen.

Heinrich ist auch keineswegs als der Mann über den Parteien, als der Friedensbringer und Versöhner in Italien tätig gewesen. Von Anfang an hat er vielmehr im heftigen Kampf mit den Gegnern gestanden. Welches waren seine (und des Papstes) Gegner? Wir wissen es: Seine Gegner waren die „Ketzer", das heißt die Gottgläubigen und freien Christen, die auch in Italien von organisierter Dogmenreligion und Priesterherrschaft nichts wissen wollten. Ketzer und Kirchenchristen, das war die wahre Signatur der italienischen Parteigegensätzlichkeit. Will man die hergebrachten Parteinamen richtig anwenden, so hat man die Ketzer als Ghibellinen, die dogmatischen Kirchenchristen als Guelfen zu bezeichnen.

Nun wird man nicht verfehlen einzuwenden: Aber Heinrich hat doch gegen die Guelfen gekämpft (während die reichstreuen Ghibellinen seine Anhänger waren)! Das würde ja nach der soeben vorgeschlagenen Namengebung bedeuten, der König habe gegen die – Kirchenchristen gekämpft. Das aber widerspricht doch der Tatsache, daß Heinrichs Kampf gerade gegen die Ketzer gerichtet war! Sehr richtig. Die Auflösung dieses (scheinbaren) Dilemmas ist jedoch sehr einfach zu finden. Man erwäge folgendes: Die Geschichte von Heinrichs Italienfahrt wurde in ihrer Sinngebung aus zwingenden Gründen total verfälscht. Die wirkliche Bedeutung des königlichen Eingreifens in Italien durfte von den Vätern der Fälschungsaktion nicht aufgehellt werden; mit anderen Worten: Die wahre Natur der Parteigegensätzlichkeit durfte in der tendenziös übertünchten Überlieferung nicht mehr durchschimmern. Nachdem die Fälscher A gesagt hatten, mußten sie auch B sagen. Nachdem man in der Überlieferung das italienische Abenteuer so umgefälscht hatte, daß Heinrich das Imperium erneuern wollte, konnte man natürlich unmöglich den König das Schwert gegen seine Anhänger, die Reichstreuen, die Ghibellinen, schwingen lassen! Man muß eben auch bei Geschichtsfälschungen konsequent sein. „Kaiser" Heinrich mußte also in der gefälschten Überlieferung – nicht in der wirklichen Geschichte! – gegen die Guelfen und gegen den

Papst kämpfen. Als imaginärer Imperator blieb ihm – in den zurechtgebogenen Quellen – gar keine andere Wahl. Das obige angebliche Dilemma löst sich, wie wir nunmehr sehen, durch die Tatsache, daß die Parteibezeichnungen Ghibellinen-Guelfen erfunden und willkürlich angewandt worden sind. Historisch-kritisch gesehen bleibt es also bei unserer Feststellung: Heinrich hat in der Tat gegen die Kirchenfeinde (Ketzer) gekämpft. Er kam über die Alpen als Werkzeug der französischen Nationalkirche. Und es war notwendig, daß er kam, denn die Regionalkirchen Oberitaliens standen mit den „Ketzern" vielerorts in heftigem, offenem Kampfe und waren auf Hilfe angewiesen.

Der Kampf wurde von den Parteien mit wechselndem Erfolge geführt. Einen entscheidenden Sieg errangen auch die Kirchenfürsten nicht; Heinrich VII. aber *„sah die heimatliche Erde nicht mehr wieder, sondern sank unter dem Lärm der streitenden Parteien in ein frühes Grab."* [93]

Wenn uns die Quellen zu berichten wissen, Heinrich sei am Ende seines Lebens gegen „Papst" Klemens in Opposition gedrängt worden, so mag in diesen Darstellungen schon ein Körnchen Wahrheit verborgen liegen, denn auch bisherige gute Freunde können sich erfahrungsgemäß entzweien; nur muß man sich hüten, Ursache und Verlauf der Entzweiung wörtlich so hinzunehmen, wie die Quellen sie darstellen. Was alles immer mit den Generalergebnissen nicht im Einklang steht, wird als gefälscht ausgesiebt werden müssen.

Das nächste Heft wird unter dem Titel: *Die Gründung der katholischen Universalkirche* zuerst die weiteren Versuche zur Durchsetzung des französischen Nationaldogmas (unter Ludwig dem Bayern und Karl IV.) und dann die Umwandlung des Gallikanismus in den Romanismus schildern.

TEIL 5

Die Gründung der römischen Universalkirche

EINLEITUNG

Die Notwendigkeit geschichtskritischer Logik

Nicht verstanden zu werden ist keineswegs ein Schicksalsvorrecht der Philosophen; auch einem Geschichtskritiker kann es begegnen, gründlich mißverstanden zu werden. Wie beispielsweise mir. Wenn sich nun solch hartnäckiges Mißverstehen gerade auf das Allerwesentlichste, auf das Fundament meiner kritischen Forschungen, nämlich auf die Methode, erstreckt, so darf selbst harmlose Begriffsstutzigkeit nicht ganz ungeschoren bleiben. Oder liegt das Mißverstehen des Wesens meiner neuen „absoluten" Methode vielleicht an mir? Ich glaube, kein Leser wird mir den Vorwurf machen können, habe ich doch immer wieder, wo sich Gelegenheit bot, recht gründlich und durch Gleichnisse verdeutlichend auseinandergesetzt, was es mit meiner Untersuchungsmethode auf sich habe. Da nannte ich auch einige Male mein Verfahren die Methode des gesunden Menschenverstandes. Prompt hält mir kürzlich ein Oberflächenkritikus vor: „*Weiß man doch, wie oft der ‚gesunde Menschenverstand' sich im Laufe der Geschichte geirrt hat (man denke nur an verschiedene technische Errungenschaften: Eisenbahnen, Flugzeuge usw.)*" Mein naiver Kritikus beweist mit diesen Auslassungen, daß er vom Wesen meiner kritischen Methode nicht das mindeste begriffen hat. Sogar dem blutigsten Laien sollte doch bei einigem guten Willen und etwas Verstandestätigkeit ein Licht aufgehen, daß im Hinblick auf mein Verfahren von einer Anwendung eines gesunden Menschenverstandes auf technische oder überhaupt naturwis-

senschaftliche Möglichkeiten niemals die Rede gewesen ist oder sein kann. Sprach ich jemals von physischen Möglichkeiten? Immer und immer wieder habe ich allen Nachdruck darauf gelegt: psychische Möglichkeiten ständen zur ‚Erörterung'! Für notorische Mißverständler also nochmals folgender Hinweis: A) Physische Unmöglichkeit. Hier sage ich, daß in der physischen Welt kein Ding unmöglich ist (sofern es nicht gegen ein Naturgesetz streitet). B) Psychische Unmöglichkeit. Hier sage ich aufgrund der Erfahrung, daß in der geistigen Welt (in der menschlichen Psyche) gewisse Dinge unmöglich sind (z.B. daß ein normaler „praktischer" Fälscher seine Vorlage mit voller Absicht ungenau nachahmt!) Wer diesen Unterschied zwischen Möglichkeiten innerhalb der physischen und psychischen Welt nicht fassen kann, dem ist leider mit menschlichen Mitteln nicht zu helfen.

Andere Erfahrungen veranlassen mich, einmal in möglichster Kürze einen Vortrag über geschichtskritische Logik zu halten. Ein Schlagwort, das mir seit Erscheinen der letzten Schriften („Rätsel Rom im Mittelalter" und „Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung") mehrmals entgegen tönte, lautet: Verranntheit! Danach habe ich mich angeblich in meine „Hypothese" von der systematischen Verfälschung der mittelalterlichen Geschichte derart verrannt, daß ich *„blind für alles Widersprechende"* bin. Man hält mich also für einen völlig kritiklosen Kritiker!! Einige Besonnene schütteln besonders den Kopf darüber, daß ich für die Epoche des 14. Jahrhunderts so unbekümmert und selbstverständlich auszusprechen wage: Dies ist die echte historische Überlieferung und das ist Verfälschung oder gar glatte Dichtung. Wenn nun die Geschichte des 14. Jahrhunderts planmäßig gefälscht wurde, wie ist es dann möglich – so fragt man –, überhaupt noch eine Sichtung des geschichtlich Wahren und Falschen vorzunehmen? Verführe ich bei dieser Scheidung willkürlich oder auf Grund irgendwelcher Vorurteile oder Rücksichten, dann wäre mein Beginnen ein Frevel an der Wahrheit und an der Geschichte. Mein kritisches Tun bedarf also einer Rechtfertigung, d.h. ich habe die Verpflichtung darzutun, daß nicht Will-

kür und Vorurteil die Triebfedern meiner kritischen Arbeit sind. Meine Anerkennungs- und Verwerfungsurteile müssen notwendig, sie müssen vom Zwange der geschichtskritischen Logik diktiert sein.

Wer meine Beweisführung verstehen und meine Sichtung des geschichtlichen Wahren und Falschen als notwendig erkennen will, muß axiomatisch denken. Was heißt das? Sein kritischer Ausgangspunkt muß ein Axiom (oder eine Mehrheit von Axiomen) sein, d.h. eine aus der lebendigen Erfahrung genommene psychische Fundamentalwahrheit. In meinen bisherigen Schriften habe ich eine ganze Reihe derartiger Grundwahrheiten herausgestellt und damit gleichsam in einem sumpfigen Gelände feste Inseln angelegt. Nun ist eine solche axiomatische Fundamentalwahrheit keine tote Masse, sondern stellt einen lebendigen Geistesorganismus dar, ein konzentriertes, logisches Kraftfeld, von welchem nach allen Seiten hin „Folgerungen" ausstrahlen. Mit jeder aufgefundenen Zentralwahrheit (psychischer Art) gewinnt man im Sumpfgelände verfälschter Überlieferung einen festen archimedischen Punkt, und man ist imstande, von solcher Basis aus ganze Komplexe angeblich historischer „Tatsachen" als der Zentralwahrheit widerstrebend aus den Angeln zu heben, d.h. für unecht zu erklären. Um ein Beispiel zu nennen: Wenn ich (in *Rätsel Rom*) als Grundwahrheit ermittelt habe, daß das angebliche avignonesische Exil des Papsttums aus religionspsychologischen Gründen unmöglich ist, so folgt aus diesem Axiom mit logischer Notwendigkeit, daß tausend und abertausend entgegenstehende Angaben der schriftlichen Überlieferung gefälscht sein müssen. Kein wahrhaftiger Geist kann und wird sich gegen diese geschichtskritische Konsequenz sträuben, denn sie tritt mit derselben harten Notwendigkeit auf wie eine mathematische Folgerung. Was man als „Verranntheit" schilt, ist also nur das Stattgeben einer unabweisbaren geschichtskritischen Konsequenz. Und darin eben zeigt sich die wissenschaftliche Wahrhaftigkeit eines Kritikers, daß er vor keiner notwendigen Schlußfolgerung feige zurückschreckt.

Die Frage: Kann man aus dem Wirrwarr der gefälschten Geschichte überhaupt noch echte Bestandteile herausheben? ist mit obiger Darlegung in bejahendem Sinne beantwortet. Die Scheidungsprozedur der Überlieferung in unechte und echte Bestandteile ist also möglich und vollzieht sich „von selbst", d.h. mit logischer Notwendigkeit aus dem Ablauf des psychologisch-axiomatischen Denkens. Nicht Willkür ist am Werk, sondern die axiomatischen Reagenzkräfte erzeugen in der trüben Masse der gefälschten Überlieferung den historisch-echten Niederschlag. Allerdings muß ausdrücklich betont werden, daß es immer nur gelingen kann, die echte Geschichte in ihren großen Grundstrichen nachzuzeichnen. Je mehr man sich den tausend Einzelheiten des Überlieferungsbildes kritisch beobachtend hinwenden möchte, desto mehr tauchen die Einzelpunkte im Nebel der systematischen Fälschung unter. Axiomatisch denken bedeutet also noch ein weiteres: Denke wesentlich.

Für den Leser sei noch bemerkt, daß die vorliegende Schrift mit den beiden vorhergehenden (*Rätsel Rom im Mittelalter* und *Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung*) eine kritische Einheit bildet. In Hinsicht auf die große spätmittelalterliche Fälschungsaktion legen diese drei Hefte insgesamt die Ursache jener Aktion dar. Sie beantworten die Frage: Warum war die zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf den sogenannten Reformkonzilen gegründete römische Universalkirche gezwungen, die mittelalterliche Gesamtgeschichte systematisch nach einem bestimmten Grundriß umzufälschen?

1.

Die religiös-politischen Hauptprobleme des 14. Jahrhunderts

„Die französische Nationalkirche schaltet sich in die europäische Politik ein". Mit dieser Feststellung habe ich im letzten Kapitel des voraufgehenden Buches *Dogmenchristentum und Geschichts-*

fälschung den Ursprung aller bedeutenden kirchlich-religiösen und weltpolitischen Ereignisse des anbrechenden 14. Jahrhunderts aufgehellt. Nennen wir die Einheit der in der französischen Nationalkirche zusammengefügten drei großen Kraftsysteme (Kirche – Staat – Wissenschaft) den Gallikanismus, so können wir den Gang der Geschichte des ganzen 14. Jahrhunderts bezeichnen als die unter immerwährenden Kämpfen erstrebte Umwandlung des Gallikanismus in den Romanismus, wobei wir unter letzterer Bezeichnung die Idee der römisch-katholischen Universalkirche mit einem Universalpapst verstehen.

Ihres ersten großen Erfolges als übervölkische Macht konnte sich die Nationalkirche Frankreichs rühmen, als es ihr, unter anderem durch zweckmäßige Verwendung französischen Geldes in Westdeutschland, gelungen war, den Dreiviertelfranzosen Heinrich von Luxemburg auf den deutschen Königsthron zu setzen. Heinrich (VII.) war dazu ausersehen, als Werkzeug des französischen Nationalpapsttums dem französischen Dogma in Deutschland und vor allem in Italien eine Bahn zum einstigen Siege zu schaffen. Der Kampf Heinrichs gegen die Kirchenfeinde in Italien endete unentschieden, der „*Bote Gottes und Papst Klemens*“ schied durch einen frühen Tod mitten aus dem Kampf. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten uns die kritischen Untersuchungen des letzten Heftes geführt. Und an dieser Stelle setzen wir jetzt unsere Durchforschung der gefälschten Überlieferung des 14. Jahrhunderts fort.

Nach Heinrichs Tode wurde dem deutschen Volke wieder einmal ein Doppelkönigtum beschert. Gewählt wurde von der Partei der Wahlfürsten der Herzog Ludwig von Oberbayern, von der anderen Partei Herzog Friedrich der Schöne von Österreich.

Auch alle weltliche Politik des 14. Jahrhunderts ist entweder bereits im innersten Kern der Motive Kirchenpolitik oder sie wird unabweisbar sehr bald in den dogmatisch-kirchlichen Strudel gerissen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts nistet sich die Priesterschaft der einzelnen Religionskirchen mehr und mehr in

die „weltlichen“ Verhältnisse ein: Man versichert sich der Hilfe des „weltlichen Armes“ zur Durchsetzung eines Dogmas.

Fragt man nun: Welche religiösen Kampfgruppen fanden in der zwiespältigen Wahl Ludwig – Friedrich ihren machtpolitischen Ausdruck?, so muß, wie die Dinge infolge der planmäßigen Verfälschung der Quellen nun einmal liegen, jeder Versuch scheitern, im einzelnen die religiösen Kräfteverhältnisse klarstellen zu wollen. Wer immer sich in der Sphäre der gefälschten Überlieferung auf ein einzelnes Geschehnis, auf ein spezielles Faktum verlassen möchte, der kommt zwischen den Mühlsteinen des absichtlichen Widerspruches der Quellen elendig um. Über diese Tatsache wird sich auch der Leser meiner früheren Schriften ganz klar sein. Möglich ist jedoch, durch kritische Prozedur die großen Gebirgszüge der wirklichen Geschichte des uns hier interessierenden 14. Jahrhunderts durch den Quellennebel hindurch wieder sichtbar zu machen. Man bedenke ferner, daß die kirchlich-politische Kräftegruppierung jener Jahrzehnte – wie z.B. bei der Doppelwahl Ludwigs des Bayern und Friedrichs von Österreich – nicht etwa nach einem ein für allemal feststehenden Schema erfolgt zu sein braucht (hier: freie Christen, dort: Kirchenchristen!) Es bestand vielmehr die Möglichkeit einer ganzen Reihe wechselnder Parteikonstellationen. Um dem Leser von vornherein ein besseres Verständnis für die einsetzenden Parteikämpfe zu vermitteln, ist es zweckmäßig, schon an dieser Stelle die einzelnen Gruppen aufzuzählen und ihre wesentlichen Anschauungen und Parolen zu charakterisieren. Diese Gruppen, das sei ausdrücklich bemerkt, sind nicht *a priori* von mir erdacht, sondern durch kritische Begutachtung des Quellenmaterials erschlossen worden.

Die religiös-politischen Hauptgruppen des 14. Jahrhunderts

1. Die **Gottgläubigen** („Heiden“ eines artgemäßen lebendig-natürlichen Gottglaubens). Sie lehnten jede schriftlich fixierte sogenannte Offenbarungsreligion ab, wonach die Gottheit zu irgendeiner Zeit und durch irgendeine Person ihren Willen ver-

kündet hätte. Die Gegner der Gottgläubigen waren sowohl die freien Christen als auch die kirchlich organisierten Christengemeinschaften. Bei keiner religiösen Gruppe haben die Väter der Fälschungsaktion jede Spur des Daseins und Wirkens so gründlich verwischt wie bei diesen genuinen mittelalterlichen Heiden; sie sind untergegangen in dem künstlichen Sammelbegriff „Ketzer" überhaupt.

2. Die **freien Christen:** „Ketzer" und Vertreter der Idee von der unsichtbaren Geist-Kirche. Kein formulierter „Glaube" (Dogma), keine Hierarchie, keine Kirchenhäuser als Stätte der Andacht. Hauptstreitpunkt: Die Notwendigkeit und Berechtigung des Priesters, sowie einer äußerlichen Zwangsgemeinschaft (autoritärer Kirche) der Christen. Kein Mensch darf als angeblicher Stellvertreter und Beauftragter Gottes durch Zwangsmaßregel äußerliche Unterwerfung fordern oder sich anmaßen, das Heilswerk „vermitteln" zu wollen.

3. Die **organisierten Kirchenchristen;**

a) die kirchliche Laienwelt: Streit herrscht hier nicht mehr über die Notwendigkeit des Priesters als Heilsvermittler, sondern über die Reichweite der Befugnisse des Klerus und über die Würdigkeit des priesterlichen Mittlers. Erstes Hauptproblem: Darf der Klerus die Grenzen seiner rein geistlichen Funktion überschreiten und irgendwie in den Organismus des weltlichen Staates eingreifen? Darf der Priesterschaft überhaupt weltliche Macht (beispielsweise weltliche Gerichtsbarkeit) und weltlicher Besitz (Grundeigentum, Vermögen) zugestanden werden? Zweites Hauptproblem: Die sittliche Würdigkeit des Priesters. Drittes Hauptproblem: Das Ideal der Armut bei dem Priester als Stellvertreter Christi auf Erden.

b) der Klerus: Von größter Bedeutung für das Verständnis der Geschichte des 14. (und des 15.) Jahrhunderts sind die Auswirkungen von Spannungen und Gegensätzen unter den Mitgliedern des Klerus selbst. Von den hier in Frage stehenden Hauptproblemen seien folgende angeführt. Erstes Problem: Komplex aller Fragen, die den Priester als solchen angehen, wie sittliche

Würdigung, persönliche Armut, Ehelosigkeit usw. Zweites Problem: Die hierarchische Verfassung des Klerus. (Ist überhaupt ein Oberhaupt, ein „Papst" notwendig? Oder soll das bischöfliche Amt in dem Sinne die hierarchische Spitze darstellen, daß jeder Bischof für seine Teilkirche unabhängiger „Papst" ist?) Drittes Problem: Wenn ein Universalpapsttum für notwendig erachtet wird, welche Rechte sollen dann dem Inhaber dieses obersten Amtes übertragen werden? Viertes Problem: Wer soll höchste Instanz für alle dogmatischen und gesetzgeberischen Fragen sein? (Der Universalpapst? Ein allgemeiner Kongreß aller Bischöfe oder der gesamten Priesterschaft, also ein Konzil? Soll dies Konzil mit oder ohne Laienbeteiligung abgehalten werden? Oder soll einer besonderen Körperschaft theologischer Gelehrter – den Doktoren der Universität Paris? – die letzte Entscheidung in Glaubenssachen zustehen?) Fünftes Problem: Ist überhaupt ein allgemein verpflichtendes Universaldogma – und somit auch eine Universalkirche – notwendig? (Wie weit sind in dogmatischen, liturgischen und dergleichen Dingen partikuläre Besonderheiten und Freiheiten zu erlauben? Soll die Schaffung von mehr oder weniger abgesonderten Nationalkirchen die Form der organisierten Christenwelt festlegen?)

Das sind also die religiös-politischen Hauptprobleme, welche die Geister des 14. Jahrhunderts aufs tiefste erregten und die Menschheit in verschiedene feindliche Lager aufteilten.

Nehmen wir nun einmal für wenige Augenblicke ganz unbekümmert um unser besseres Wissen an, die mittelalterliche Überlieferung sei so echt, wie die relativistischen Historiker merkwürdigerweise noch immer wähnen, dann bietet uns die Kampfstellung der Gottgläubigen und freien Christen gegen die „Kirchen" nichts Befremdendes. Desto mehr Auffälliges tritt uns aber in der Geistesverfassung der Kirchenchristen entgegen, und zwar sowohl im Bezirk des Klerus als auch der kirchlichen Laienwelt. Ist die „Geschichte" des Spätmittelalters echt, so taucht wieder einmal ein religionspsychologisches Rätsel auf, für das es keine Lösung gibt. Wie verhält es sich nun mit dieser

religionspsychologischen Bruch- und Verwerfungsstelle im Material der schriftlichen Überlieferung? Da wird uns quellenmäßig belegt, mit Anbruch des 14. Jahrhunderts habe das Papsttum als Haupt der „römischen Universalkirche" auf denkbar höchster Stufe des Ruhmes und der Macht gestanden. Es genügt, den Namen des angeblichen Universalpapstes Bonifazius VIII. auszusprechen. Aber gerade dieser Papst ist doch am Ende seines Kampfes mit dem französischen König Philipp dem Schönen schmählich gedemütigt und sogar gefangen gesetzt worden, wird man entgegnen. Nehmen wir vorerst ruhig weiter an, die Überlieferung berichte hier die Wahrheit: Was aber hatte die Demütigung eines zeitweiligen Inhabers der höchsten kirchlichen Würden mit dem Institut des Papsttums als solchem und mit seinen Machtbefugnissen zu tun? Nicht auf den Mann, auf das Amt müssen wir blicken, nicht auf den derzeitigen Papst, sondern auf das Papsttum als Institution. Da „beweist" uns die „echte" Geschichte, dies „Universalpapsttum" habe zum Beginn jenes Jahrhunderts als Krönung einer festgefügten Hierarchie die denkbar größte Fülle der Macht errungen. Und diese universalpäpstliche Machtfülle sei auch allgemein als selbstverständlich anerkannt worden, weil sie auf den ehernsten und heiligsten Glaubensgrundsätzen der christlichen Religion fundierte. Daß das Universalpapsttum gemäß der Weisung Christi notwendig und mit der ganzen Fülle gesetzgeberischer Vollmacht ausgestattet sei, daran, so erzählen die Quellen, habe unter den Gläubigen jener Tage kein Zweifel mehr bestanden.

Plötzlich ereignet sich etwas Ungeheuerliches. In das geheiligte Feld der „altehrwürdigen" Tradition vom obersten Hirtenamt schlägt aus heiterem Himmel der Blitz der Skepsis und des Aufruhrs ein. Das ist das große religionspsychologische Rätsel: In der Kirche selbst erhebt sich über Nacht der radikale Zweifel! Und der Zweifel nagt nicht an Nebensächlichkeiten des kirchlichen Lebens, sondern er befällt seltsamerweise den heiligsten Glaubenssatz der Kirche. Das Papsttum als solches wird plötzlich kritisiert! Nicht etwa ein Inhaber, sondern das Papsttum als

Institut wird der Kritik und Skepsis unterworfen! Das Allermerkwürdigste aber ist: Als Zweifler des Papsttums traten Theologen, also Mitglieder des Klerus selbst auf!

Wie erklären uns die Historiker diesen plötzlichen Einfall der radikalsten Skepsis, die sogar die Frage nach der Notwendigkeit des Universalpapsttums nicht scheut? Unsere Relativisten geraten in Verlegenheit, denn vergeblich suchen sie in der Überlieferung den zureichenden Grund für die seltsame Revolte von Theologen gegen die heilige Tradition zu finden. Man könnte meinen, diese Theologen seien ganz ungläubige Geister gewesen oder geworden; aber wir werden sogleich hören, daß diese Vermutung fehlgeht. Auffallen muß übrigens auch, daß die skeptischen Theologen Mitglieder jener gelehrten Genossenschaft waren, die – wie sich der Leser aus der Schrift *Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung* erinnert – als höchster Gerichtshof in Glaubenssachen und Verteidigerin der Tradition fungierte: der Universität Paris nämlich! Vergeblich bemühen sich also die Historiker um die Lösung unseres religionspsychologischen Rätsels. Die große Verwirrung des angeblichen „Schisma" des Papsttums nach dem Jahre 1378 kann ebenfalls nicht die Skepsis hervorgerufen haben, denn die scharfe Kritik am Papsttum setzte schon zu Beginn des Jahrhunderts ein. Daß auch der politische Streit Philipps von Frankreich mit dem „Universalpapst" Bonifazius nicht etwa die Wirkung gehabt haben kann, bei gläubigen Theologen(!) und beamteten Verteidigern der Tradition Zweifel an der Berechtigung des Papstes hervorzurufen, wurde bereits betont. Somit stehen wir vor dem Faktum: Wenn die Überlieferung, wie wir wider besseres Wissen einmal annehmen wollen, echt wäre, wenn also schon vor dem 14. Jahrhundert viele Jahrhunderte hindurch eine Universalkirche mit einem Universalpapsttum bestanden hätte, dann fehlte jede Erklärung für die um das Jahr 1300 urplötzlich hervorbrechende radikale Kritik gläubiger Theologen am heiligsten Institut der Kirche, am Oberhirtenamt selbst.

Wilhelm Occam heißt der Mann, der – nach der Darstellung der Überlieferung – erstmalig und sogleich mit einer in Erstaunen setzenden Freimütigkeit und Radikalität in seinen Schriften zum Sturm gegen die hervorragendsten Glaubenssätze der „Universalkirche" vorging. Occam ist der auch in der Geschichte der Philosophie wohlbekannte englische Denker, der zu Beginn des 14. Jahrhunderts an der Universität in Paris lehrte. Wie nur kam dieser Priester und angebliche Franziskaner-Ordensmann dazu, die kritische Sonde an die Dogmen der Kirche zu legen, und zwar an solche Dogmen, die seit langem nicht mehr bezweifelt worden waren? Seine böse Philosophie – der sogenannte Nominalismus – habe bewirkt, so meint man wohl, daß Occam auch in der Theologie auf den Weg der Skepsis gedrängt wurde. In Wirklichkeit erklärt Occams Philosophie nicht im geringsten seine dogmatische Kritik und Skepsis; denn letzten Endes liegt ja der eigentliche Kern des Rätsels in der Frage beschlossen: Wie kommt um das Jahr 1300 ein gläubiger Theologe, ein Lehrer am obersten kirchlichen Glaubensgerichtshof dazu, die Philosophie, diese bisher immer so gehorsame Dienerin der Theologie, zu einem gefährlichen Wesen für rechtgläubiges Denken umzugestalten? Eine gefährliche Philosophie konnte der Theologe Occam nur aufbauen, nachdem bereits sein Glaube an wichtige Traditionssätze der Kirche ins Wanken geraten war. Das vorliegende religionspsychologische Rätsel kompliziert sich noch durch die auffällige Erscheinung, daß Occams geistiger Kirchensturm in der theologischen Welt nicht etwa eisiger Abwehr begegnete, sondern daß seine kritischen Sätze ein unerhört starkes Echo fanden. Wir werden darüber im nächsten Kapitel mehr hören.

Angeblich sah Occam sich genötigt, *„den Verdacht der baren Skepsis oder der vollendeten Häresie mit der Ausflucht abzuwehren, es handele sich ja nur um Denkübungen"*.[94] Verwundert fragt ein heutiger katholischer Forscher, wie denn ein echter Nominalist wie Occam *„mit dem Dogma von der Transsubstantiation zurecht kommen konnte"*. (De., S. 303). Zuletzt retteten sich angeblich die bö-

sen Nominalisten nach allen „verkehrten Spekulationen“ doch immer wieder unter den *„Schutzmantel des Glaubens“**. Sonderbare Traditionsstürmer, die bei aller Kritik am Ende demütig versuchen: *„Es bleibe nichts übrig, als sich dem Gebot des Glaubens und der Autorität der Kirche zu unterwerfen“.* (De., S. 307) Der Leser vergesse hier nicht, daß ja auch die Überlieferung über Occam und die Nominalisten überfälscht worden ist!

Für unseren Zweck ist eine ausführliche Darstellung der Gedanken Occams ganz überflüssig; es genügt das einfache Wissen der Generaltatsache, daß er gegen dogmatische Traditionssätze anging, die bis dahin unter den Gläubigen nach Angabe der Überlieferung jenseits jeder Skepsis standen. Man findet bei dem Pariser Theologen die verblüffende „Möglichkeit“ theoretisch erörtert, der Papst mit dem gesamten Klerus könne häretisch werden, wonach dann der rechte Glauben nur noch *„in einigen Frauen und Unmündigen“* gefunden werde … Diese merkwürdige Voraussetzung, daß der Papst und der gesamte Klerus abfallen könne …, zeigt, daß bei Occam von Kirchengewalt und von Autorität im eigentlichen Sinne keine Rede ist … um so viel weniger kann man nach Occam dem Papste eine Vollgewalt zuschreiben. Wenn aber das nicht, dann ist es überhaupt fraglich, ob ein Papst so unbedingt nötig(!) sei, oder ob nicht verschiedene Häupter als Vertreter verschiedener Teilkirchen(!) die Einheit der Kirche ebenso gut wahren könnten. (De., S.376 f.). Uns fällt besonders auf, daß die Möglichkeit des Daseins verschiedener Teilkirchen in Erwägung gezogen wird, und das zu einer Zeit, als doch – wenn die Überlieferung echt wäre – die Universalkirche nicht nur in der Idee und Tradition, sondern „in Wirklichkeit“ felsenfest gegründet stand.

Für die Praxis jener Jahrzehnte noch wichtiger wurde eine andere zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstandene revolutionäre Streitschrift, die gleichfalls zwei zu Paris wirkende Professoren, nämlich die Weltgeistlichen Marsilius von Padua und den Franzosen Johann von Jandun, zu Verfassern hat. Schon der Titel der Schrift ist bezeichnend: *Defensor Pacis* („Verteidiger des Frie-

dens“). Die Verfasser wollen mit ihrem Buche die Verteidigung des durch die Ansprüche der „Universalpäpste“ – in Wahrheit des französischen Nationalpapsttums – gestörten Weltfriedens(!) übernehmen. „*In dem Streite über die Armut Christi ganz auf Seite der Minoriten* [von denen wir im nächsten Kapitel hören werden] *stehend, weist er* [der *Defensor Pacis*] *die Kirche auf die vom Evangelium gebotene Grundlage zurück, verlangt, daß sie arm, machtlos, duldsam ihr einziges Ziel darin suche, durch geistige Mittel auf die Sittlichkeit der Menschen einzuwirken. Kein Primat* [Oberhirtenamt] *des Papstes, keine Hierarchie, keine weltliche Gewalt oder bevorrechtete Stellung des Priestertums! Nur durch staatliche Gesetzgebung etwa könne das Papsttum eine mehr als priesterliche Gewalt eingeräumt werden.* “ [95] Schärfer kann man gegen Universalpapsttum und Hierarchie nicht Sturm laufen, als es hier geschehen ist.

Aus obigen Darlegungen ergibt sich: Wenn wir annehmen, die Überlieferung hätte recht, daß bereits um das Jahr 1300 eine Universalkirche mit einem Universalpapst existierte, und zwar schon seit vielen Jahrhunderten in der Tradition fest gegründet existierte – so ist und bleibt die radikalskeptische Revolte gläubiger Theologen, die zu Beginn des 14. Jahrhunderts urplötzlich gegen die Glaubensgrundlagen des Papsttums und der Kirche einsetzte, ein unlösbares Rätsel. Nun wissen wir aber, daß die mittelalterliche Geschichte systematisch verfälscht wurde, und daß von einer Universalkirche und einem Universalpapsttum am Anfang des 14. Jahrhunderts in Wahrheit gar nicht die Rede sein kann. Eine nicht existierende Universalkirche konnte also auch von Occam und Marsilius nicht angegriffen werden. Und doch sind diese Angriffe nicht etwa total erdichtet! Sie wenden sich gegen eine damals sehr reale Macht: gegen die französische Nationalkirche und ihre universalistischen Bestrebungen! Nicht jahrhundertelang anerkannte Traditionssätze einer angeblichen Universalkirche werden in Zweifel gezogen; die Kritik bezieht sich überhaupt nicht auf aus der Vergangenheit Stammendes, sondern auf Neubildungen der damaligen Gegenwart, auf Probleme, die in den Tagen erstmalig von Frankreich aus in die

Christenheit hineingeworfen wurden! Zu diesen ganz neuartigen und unerhörten Problemen und Forderungen – unabhängigen Teilkirchen? Universalkirche? – nehmen Occam und Marsilius in ihren Schriften Stellung. Es gab ja damals in Wirklichkeit nur unabhängige Teilkirchen! Ist es zweckmäßig oder gefährlich, diese Teilkirchen zu einer Überkirche (Universalkirche) zusammenzuschließen?: das ist die neue, große Fragestellung, mit der sich die Geister des anbrechenden 14. Jahrhunderts so leidenschaftlich beschäftigt haben. Es handelt sich nicht um Vergangenes, sondern um Gegenwärtiges, besser noch: um Zukünftiges! Nichts Vergangenes wurde kritisiert, sondern der damals erstmalig auftauchende Plan einer künftig zu verwirklichenden Universalkirche mit einem Oberhirten wurde, wie nicht anders zu erwarten, aufs lebhafteste im bejahenden und (von Occam und Marsilius) im verneinenden Sinne theoretisch erörtert. In der französischen Nationalkirche war die zukünftige Überkirche soeben gleichsam in einem verkleinerten Maßstabe Wirklichkeit geworden; gegen das französische Papsttum richteten sich daher die Angriffe eines Marsilius in allererster Linie.

Der Schluß dieses Kapitels sei einem Nebenproblem gewidmet, auf das aufmerksame Leser wohl bereits gestoßen sein könnten. Dieses Problem gibt uns die Tatsache der Existenz einer so „kirchenfeindlichen" Schrift wie die des *Defensor Pacis* auf. Wie kommt es, daß von der um das Jahr 1400 einsetzenden Fälschungsaktion eine solche papstfeindliche Schrift nicht beseitigt wurde? Aber in der Tat: die Schrift ist beseitigt worden! Oder vielmehr: Sie ist tendenzmäßig umgefälscht worden! Was uns heute vorliegt, ist gar nicht die echte, ursprüngliche Schrift des Marsilius! Das geht aus mancherlei Anzeichen unzweideutig hervor. Zuerst fehlt selbstverständlich das Original (oder die Originale) auch dieser jetzt existierenden Fälschungsschrift. Dann ist die Rede von dem Primat des Universalpapsttums – einem Universalpapst gab es aber im 14. Jahrhundert noch nicht. Nun könnte der Leser meinen: Auch in dieser verfälschten Fassung muß ein solcher Angriff auf das Papsttum auffällig er-

scheinen. Sollten wirklich die kirchlichen Fälscher gegen ihre eigene Kirche, also doch wohl zum eigenen Schaden, eine solche Schrift in dieser aggressiven Form angefertigt haben? Sollten die Fälscher so dumm gewesen sein? Nein, lieber Leser, die Fälscher waren so schlau, das zu tun! Man muß sich lange Jahre mit der Psyche der Fälscher der großen Aktion beschäftigen, man muß alle Fälschungstaktiken und -kniffe gründlich studiert haben, um die Notwendigkeit zum Beispiel der Fälschung des *Defensor Pacis* zu erkennen. Wenn Schriftquellen papstfeindlichen Inhalts ganz und gar unterdrückt werden sollten, so hätte man nicht bloß den *Defensor Pacis,* sondern die ganze Streitliteratur jener Jahrzehnte – worauf wir im folgenden Kapitel noch zu sprechen kommen – radikal vernichten müssen. Das träfe für fast alle Appellationen, Erklärungen und Briefe Ludwigs des Bayern zu, um nur ein Beispiel zu nennen. Denn alle diese Quellen enthalten dieselben Angriffe auf das „Universalpapsttum" wie sie der *Defensor Pacis* bringt! Sie sind gleichsam Variationen des vom *Defensor* angeschlagenen Themas. Hätte man alle diese „papstfeindliche" Literatur unterdrückt, so wäre auf der einen – der königlichen – Seite der Überlieferung ein leerer Raum entstanden! Das trifft noch mehr für das letzte Viertel des Jahrhunderts zu. Hätten die Fälscher für diesen Zeitraum jede papstfeindliche Äußerung vermeiden wollen, so hätten sie die ganze Geschichte des sogenannten Schismas des Papsttums total auslöschen müssen. Ja, sie hätten durch alle mittelalterlichen Jahrhunderte hindurch immer wieder in der gefälschten Überlieferungsmasse gewaltige Hohlräume stehen lassen müssen, wenn sie sich dummerweise zum Prinzip gemacht hätten, gar nichts Nachträgliches gegen Papsttum und Kirche zuzulassen. Wie gesagt, solche Taktik wäre sehr dumm gewesen; denn wenn auf dem Papier das gute, fleckenlose Papsttum immer gesiegt hätte, das böse Königtum ebenso regelmäßig im Kampfe unterlegen wäre, dann würde sehr bald alle Welt gemerkt haben, daß es sich dabei nicht um reale Geschichte handeln kann.

O nein, die Väter der Fälschungsaktion waren nicht dumm. Sie wußten, daß man kein lebenswahres Bild ohne Schatten malen kann! Schon einmal (in *Dogmenchristentum* …) habe ich auf die wirksamste aller schlauen Fälschungstaktiken hingewiesen:

„Nichts verstärkt den Schein der Echtheit gefälschter Überlieferung so außerordentlich als die Taktik, gelegentlich mit voller Absicht Ungünstiges von … seiner Sache zu berichten!“

2.

Ludwig der Bayer und das Problem der „Wirklichkeit“ des Priestertums

Ludwig der Bayer steht in der gefälschten Überlieferung da wie ein anderer Heinrich IV. Zwar läßt die „Geschichte“ den Bayer nicht in Person nach einem zweiten Canossa pilgern; aber dafür läßt sie diesen deutschen König vor seinen päpstlichen Gegnern in brieflichen Botschaften derart hündisch winseln und sich charakterlich erniedrigen, daß selbst die grinsenden Kurialen zu Avignon über Ludwig gespottet haben sollen: *„Er ist vor Verzweiflung verrückt geworden!“* [96] Gott sei Dank sind wir auf Grund unserer bisher gewonnenen Erkenntnisse über die wahre Natur der sogenannten mittelalterlichen „Geschichte“ in der Lage, auch dieses schändliche Lügengespinst zu zerreißen und vom echten Wesensbilde dieses stolzen deutschen Herrschers die Fälschungstünche abzuwaschen.

Was ist denn nun in der uns überlieferten Geschichte Ludwig des Bayern und seiner Zeit Tendenzlüge und Erdichtung und was ist die Wahrheit? Wir überlasen zuerst einmal der gefälschten „Geschichte“ das Wort.

Im Jahre 1322 hatte Ludwig die Streitmacht seines königlichen Nebenbuhlers Friedrich von Österreich in der Schlacht von Mühldorf besiegt und ihn selbst in seine Gefangenschaft bekommen. Durch diese Wendung schien also der deutsche Thronstreit endlich zugunsten Ludwigs des Bayern erledigt. Aber, so meldet

die „Geschichte“, der „römische Universalpapst“ Johann XXII. weigerte sich auch nach der siegreichen Entscheidungsschlacht ebenso hartnäckig wie vorher, Ludwig als rechtmäßigen deutschen Herrscher anzuerkennen, indem er immer noch mit seiner päpstlichen „Approbation“ hintanhielt. Ein Approbationsrecht beanspruchte nämlich der „Universalpapst“ besonders in Hinsicht auf das Imperium (Kaiserreich), dessen wichtigster außerdeutscher Bestandteil Oberitalien gewesen sei. Johann von Avignon tat also, als sei überhaupt noch kein rechtmäßig gewählter deutsche König vorhanden, gebärdete sich als der Verweser des erledigten Reiches und bestellte den ihm gewogenen König Robert von Neapel – den Franzosenfreund und heftigsten Feind der Deutschen – zum Reichsvikar für Italien. Der junge König Ludwig – auch die gefälschte Überlieferung gibt das zu – war aber nicht der Mann, den irgend etwa auf der Welt einschüchtern konnte. Er übersah ganz und gar den „Universalpapst“ mit seinen Approbationsrechten und sandte seinerseits einen deutschen Reichsvikar über die Alpen, um die vom Papst und König Robert bedrängten „Ghibellinen“ zu verteidigen. Ludwig wagte also, gegen Johann von Avignon anzugehen und schlug dem Faß den Boden aus.

Durch sein Eintreten für die Sache der „reichstreuen Ghibellinen“ in Italien hatte sich König Ludwig die erbitterte Feindschaft Johanns zugezogen. Und der „Universalpapst“ zögerte nicht, den rebellierenden König-Usurpator seine Macht fühlen zu lassen. Was tat er? Er eröffnete den Kampf, so berichten die Quellen, *„indem er im Oktober 1323 in einem an die Kirchentüren von Avignon angeschlagenen Erlasse* [einem sogenannten ›Prozeß‹] *den Wittelsbacher bei Strafe des Bannes aufforderte, binnen drei Monaten seine Würde niederzulegen.“* Ungesäumt habe sich Ludwig, so befahl der Erlaß, vor dem päpstlichen Richterstuhl zu verantworten! Also eine förmliche Staatsanwaltszitation von Avignon her – wenn die „Geschichte“ hier wahrreden würde! Und Ludwig der Bayer? Der deutsche Herrscher, melden die Quellen, nahm den vom Papst (= Staatsgewalt) verkündeten „Prozeß“ bitter ernst!

„Vergeblich suchte Ludwig die Rechtmäßigkeit seiner Wahl nachzuweisen, vergeblich legte er auch energische Verwahrung gegen die Anmaßungen der Kurie ein. Johann erwiderte die gerechten Beschwerden des Königs damit, daß er ihn im Jahre 1324 seiner Würde entsetzte und alle, die ihm fürderhin anhängen würden, mit dem Fluche der Kirche bedrohte." (E., S. 340) In mehreren Schriftsätzen („Appellationen"), deren Wortlaut uns überliefert ist, hat der angeklagte Wittelsbacher dem „Universalpapst" gegenüber sein Recht beteuert und des Gegners Behauptungen zurückgewiesen. Eine kritische Begutachtung eben dieser Appellationen soll uns aber in die Lage setzen, das über den König geworfene Lügennetz an einer wichtigen Stelle zu zerreißen.

Drei Appellationen sind überliefert: 1. die von Nürnberg am 18.12.1323; 2. die von Frankfurt am 5.1.1324 und 3. die von Sachsenhausen am 22.5.1324. Nehmen wir an, die Quellen böten hinsichtlich des Streitverhältnisses die lautere Wahrheit, so wäre es ja natürlich, daß der angegriffene König in den Appellationen die staatsrechtlichen Gründe darlegte, warum er rechtmäßig gewählter Herrscher sei. Aber merkwürdigerweise beschränken die Appellationen den Angriff nicht auf die staatsrechtliche Materie, sondern tragen ihn auf – dogmatisches Gebiet! Ludwig schleudert dem „Universalpapst" den ungeheuerlichen Vorwurf ins Gesicht, er, Johann, sei ein Ketzer! Wie? Griff hier der König seine Beschuldigung aus der Luft oder hatte er Beweise für des Papstes Ketzerei? Worin sollte sich die Häresie Johanns kundtun? Um das verstehen zu können, müssen wir notgedrungen etwas abschweifen und einen kurzen Blick auf gewisse Ereignisse im Orden der Franziskaner (Minoriten) werfen.

Innerhalb des Ordens, so erzählt die „Geschichte", waren Wirren ausgebrochen, die sich auf die von der Ordensregel hingestellte Forderung der apostolischen Armut bezogen. Neben einer weniger strengen Richtung sei im Orden eine Strömung aufgekommen, deren Anhänger – Fratizellen oder Spiritualen genannt – das Heil in einer absoluten Armut erblickten, indem sie sich sogar sträubten, ein Eigentum an Dingen des täglichen Ge-

brauches (Speise und Trank) anzuerkennen. Obwohl bereits angeblich seit langem die „Universalpäpste" für oder gegen die Fratizellen Stellung genommen hatten, war es nicht gelungen, den Streit im Orden beizulegen; schließlich geriet sogar der 1316 gewählte Ordensgeneral Michael von Cesena in Konflikt mit dem Papst. Es ist bemerkenswert, daß neben dem General auch der uns schon bekannte Wilhelm von Occam und mehrere Provinzialobere und theologische Magister die Streiterklärung unterschrieben haben sollen: *„Es ist unumstößliche Wahrheit, daß Christus und die Apostel weder einzeln noch in Gemeinschaft je ein Eigentum oder Lehen gehabt hätten."* [97] Dieser Satz nun wurde von Johann XXII. als ketzerisch verdammt.

In dieser „geschichtlichen" Darstellung angeblicher minoritischer Ordensstreitigkeiten ist, wie immer in der Überlieferung jener Jahrzehnte, Wahres und Falsches innig miteinander vermischt. Da es ja im Anfang des 14. Jahrhunderts noch keine römische Universalkirche gab, so konnte damals auch noch kein römischer = katholischer Orden bestehen! In der Tat ist denn auch die angebliche Stiftung des Franziskanerordens durch Franz von Assisi eine Fabel und der hl. Franz selbst eine rein dichterische Persönlichkeit. Dieser Schluß folgt axiomatisch aus dem Generalergebnis unserer bisherigen Untersuchung und kann natürlich vermittels Sonderuntersuchung (z.B. über die erdichteten Anfänge des Ordens) bestätigt und erhärtet werden, wozu aber hier keine Veranlassung besteht. Handelt es sich also beim Armutsstreit nicht um innere, theoretische Angelegenheiten eines angeblichen katholischen Ordens: Was für eine religiöse Bewegung findet dann ihren tendenziös verfälschten Ausdruck in den hier angedeuteten Zwistigkeiten?

Die historische Wahrheit lautet: Unter dem französischen Nationalpapst Johann wurde nicht nur innerhalb der Kirchenchristen Frankreichs, sondern ebenso in Italien, Deutschland, England usw. ein religiöses Hauptproblem des Jahrhunderts brennend, und zwar gab aktuelle Veranlassung hierzu die bei vielen Christen sehr befremdende Entwicklung der Ansprüche und Befug-

nisse seitens der französischen Nationalhierarchie. Dies die Christenheit damals so stark erregende Problem betraf die Stellung der Priesterschaft zu den weltlichen (und insonderheit den politischen) Dingen, wobei die sogenannte Armutsfrage nur eine gewisse Nebenrolle spielte. Einfluß des Priestertums auch auf weltlich-politische Dinge? – das war die alle Geister bewegende Frage. Alle Spannungen und Kämpfe der Zeit Ludwigs des Bayern strahlen von diesem Problem aus: und König Ludwig selbst kämpfte und starb als der härteste Gegner der „Weltlichkeit" des Klerus. Des deutschen Königs Forderung an die Priester lautete in Übereinstimmung mit dem *Defensor Pacis*, daß sie arm, machtlos und duldsam ihr einziges Ziel darin sähen, durch geistige Mittel auf die Sittlichkeit der Menschen einzuwirken.

Ludwig der Bayer trat mit seiner Forderung als der erbittertste Gegner auch des französischen Nationalpapstes auf. Sahen doch Johann von Avignon (und die Mehrheit seines Klerus) gerade in der Erringung immer größerer weltlicher Befugnisse das allerwirksamste Mittel, ihrem Nationaldogma die so notwendige äußerliche Autorität zu sichern, sowie die Anerkennung als Universaldogma über Frankreichs Grenzen hinaus vorwärts treiben. In Deutschland und Italien hatte das französische Streben innerhalb der Priesterschaft der einzelnen Regionalkirchen teilweise ein lebhaftes Echo und eifrige Nachahmung gefunden. Auch in Deutschland und Italien suchten gewisse Priesterkreise Einfluß im weltlich-politischen Raum zu gewinnen: dem im Interesse des geistlich zu verkündenden Evangeliums entgegenzutreten, sah Ludwig als seine Aufgabe an.

Es ist nun gar nicht verwunderlich, daß diese Bewegung gegen die „Weltlichkeit" des Klerus auch in der französischen Nationalkirche aufflammte. Hier, an Ort und Stelle des stärksten Einbruchs der Priester in die Befugnisse der Welt und des Staates, taten sich naturgemäß vielen Laien und auch manchen Mitgliedern des Klerus selbst ganz besonders die Augen über die Folgen solcher Übergriffe der Kirche auf, die mit der Seelenreligion Christi wenig oder gar nicht zu vereinbaren waren. Zu-

mal ausländischen Beobachtern im Zentralpunkt der französischen Nationalkirche – in der Universität Paris – mußte der Widerspruch zwischen dem nach weltlicher Macht strebenden Priester und dem weitabgewandten, armen Christus fühlbar werden. Der Hauptkirchenstürmer jener Tage, Wilhelm von Occam, der Magister der Pariser Universität, war Engländer! Und der andere große Opponent des französischen Papsttums, der gleichfalls zu Paris lehrende Marsilius, stammte aus Italien, aus Padua! Die Revolte dieser Männer beweist, daß in der Pariser Dogmenzentrale unter den Theologen bezüglich des Aussehens der angestrebten Universalkirche der Zukunft und der den Klerikern zu übertragenden Befugnisse durchaus nicht jederzeit volle Einigkeit herrschte. Wir können hier schon vorweg berichten, daß Marsilius und Occam und andere „Rebellen" bald genötigt wurden, ihr Heil in der Flucht aus Frankreich zu suchen. Um auch darauf noch hinzuweisen: In den außerfranzösischen Ländern nahm, wie die kommenden Ereignisse lehren, die aufkommende Reaktion gegen die angemaßten Rechte der Priesterschaft sehr scharfe Form an. So wurden nun bald in Deutschland und Italien sogar von gläubigen Kirchenchristen gegen die Institution „Kirche" als autoritäre äußerliche Heilanstalt Bedenken ausgesprochen, und Occam und Marsilius sind eben das Sprachrohr dieser revoltierenden kirchlichen Kreise. Ein starker Rückschlag zum freien Christentum (ohne sichtbare Zwangskirche und autoritäres Priestertum) ist überhaupt – auch innerhalb der Kirchenchristen – das charakteristische Merkmal der entbrennenden Kämpfe in Italien und Deutschland.

Wir kehren nunmehr zu den Appellationen Ludwigs des Bayern zurück und erinnern uns, daß der König in einer dieser antipäpstlichen Erklärungen Johann von Avignon einen Ketzer schalt. In der Appellation erklärt der König auch, warum er sich hierzu berechtigt glaubt: weil Papst Johann den evangelischen Satz von der absoluten Armut Christi, den die rebellischen Minoriten vertraten, verdammt habe. Sicher hat Ludwig sowohl Johann von Avignon als auch dessen Nachfolger in aller Öffent-

lichkeit für Ketzer erklärt, denn sein ganzer Lebenskampf war ja gegen die Ketzerei der „Weltlichkeit" des französischen Papsttums als Abfall vom Evangelium gerichtet. Aber wie wir soeben gesehen haben, kann der deutsche König zu seinen dogmatischen Angriffen nicht von römisch-katholischen Ordensmitgliedern (Minoriten) gedrängt worden sein, weil es damals Orden der „Universalkirche" noch nicht gab. (Auch Occam ist daher nicht Franziskanerordensmann gewesen.) Die überlieferten Appellationen müssen also schon aus axiomatischen Gründen verfälscht oder besser ganz erdichtet sein! Sehen wir zu, ob diese Erdichtung der königlichen Kundgebungen noch im besonderen bestätigt werden kann.

Verwunderlich ist da bereits die Art und Weise, wie die königlichen(!) Schriftsätze zustande gekommen sein sollen. Ganz wie ein kleiner Privatmann, dem der Staatsanwalt eine Klageschrift ins Haus geschickt hat und der nun angsterfüllt nach dem Rechtsanwalt eilt, so benimmt sich der deutsche König! Der „allmächtige Universalpapst" hat ihm – o weh! – den „Prozeß" gemacht. Nun gilt es, sich zu „verteidigen". Also läßt der König Notare und Zeugen(!) zusammenrufen, um vor ihnen eine Gegenschrift (eben seine Appellation) aufzusetzen. Und zum Schluß ersuchen die Notare den König, seine „*Überzeugung von der Wahrheit des Inhaltes … durch einen auf die Evangelien geschworenen körperlichen Eid*" zu bekräftigen! Dieses Ansinnen wies nun aber der königliche Angeklagte doch zurück. Also sollten die Notare von einem königlichen Eid nichts schreiben? Merkwürdigerweise doch, so hören wir, aber das solle in einer sanfteren Weise geschehen. Wie nämlich? Ludwig erklärte sich bereit, „*die Wahrheit durch Berufung auf seinen dem Reiche geschworenen Eid, den der deutsche König bei seiner Krönung ablegte, zu bekräftigen*".[98] Der unbefangene Leser wird meinen, hier liegt doch bezüglich des Eides kein wesentlicher Unterschied vor; und Zeumer, dem wir hier folgen, räumt das auch ein: „*In Wirklichkeit setzt ja in dem einen Falle wie in dem anderen der König seinen Eid für die Richtigkeit seiner Behauptungen ein.*" Bei solcher knifflichen Unterscheidung

wollen wir uns jedoch nicht aufhalten, sondern zur Hauptsache kommen. Wir wollen uns erzählen lassen, welch frevelhaftes Spiel hier angeblich mit dem gutmütigen, aber hiernach anscheinend reichlich „dummen" König Ludwig getrieben worden ist. Etwas Ruchloses ereignete sich, so verrät eine Quelle, im Dunkel der notariellen Kulisse. *„Aus böswilliger Absicht und im Zorn gegen Ludwig"* ließ sich der werte königliche Notar Ulrich der Wilde von den „Minoriten" zu einer Schlechtigkeit verleiten. Statt die vom König einzig genehmigte offizielle Fassung B der Appellation von Sachsenhausen – die nur Ludwigs Berufung auf seinen früheren Königseid enthielt – schickte der rachsüchtige Notar eine vom König verworfene erste Fassung A – mit der Angabe des körperlichen Eides – in die Welt hinaus!! Die genehmigte Fassung B aber wurde vom bösen Notar Ulrich im Schranke verschlossen!

Der Leser wird gebeten, jetzt seine Ruhe zu bewahren, er muß Seltsames vernehmen. Wenn er etwa die Meinung hegen sollte, den Schwindel mit der Vertauschung der beiden Fassungen der Appellation müßte doch Ludwig und seine Räte sehr bald gemerkt haben, so muß ich ihm leider auf Grund der „Quellen" mitteilen: Der dumme König und seine dummen Räte haben nichts, lange Jahre hindurch(!) haben sie nichts von dem plumpen Betruge gemerkt! Erst als der Notar Ulrich viele Jahre nachher auf seinem Totenbett seine Untat selbst reumütig bekennt, erst da kommt die Bosheit an den Tag, erst da sieht der König mit Schrecken, wie tölpelhaft er einst hintergangen worden ist! Glaubwürdige Quellen berichten so, also muß sich die Sache wirklich und wahrhaftig so verhalten haben – beteuern uns die überlieferungsgläubigen Historiker. Doch mit diesen mittelalterlichen Quellen, das wissen ja auch meine Leser längst, hat es eine eigenartige Bewandtnis: Sie sind planmäßig gefälscht worden. Und siehe da, ein erstes Fälschungsanzeichen: Der „Zeitgenosse", der uns das Schuldbekenntnis überlieferte, hat „fatalerweise" den bösen Notar Ulrich den Wilden mit dem unschuldigen Kanzler Ulrich von Augsburg verwechselt.

Die Freveltat Ulrichs des Wilden und ganz besonders die „Tatsache“ des Unentdecktbleibens seiner in Szene gesetzten Vertauschung will noch weiter bedacht sein. Überall im Reiche wurde, wie gesagt, die verworfene Fassung A publiziert – und der König und seine Räte ahnten nichts! Sicher hat der Notar seinen Plan mit aller nur erdenklichen Sorgfalt und Schlauheit ausgeführt, meint der Leser, und wieder denkt er von mittelalterlicher „Klugheit“ grundfalsch. Ulrich verschickte nämlich die nicht genehmigte Fassung A ohne genaues Datum und ohne Zeugennamen! Sehr dumm – o nein, sehr schlau von dem Mann, erklärt uns Zeumer. „*Ulrich durfte doch wohl nicht wagen, die von ihm unterschobene Fassung mit den Namen der Zeugen und Notare zu versehen, die bei der Publikation der B-Fassung zu Sachsenhausen zugegen oder beteiligt gewesen waren und wohl auch von der Eidesverweigerung des Königs und von seinem sonstigen Verhalten Kenntnis hatten. Ulrich scheint sich vielmehr damit begnügt zu haben, den von ihm in die Welt hinausgeschickten Exemplaren des A-Textes ein Jahresdatum in der kürzesten Form hinzuzufügen. Ein solches tragen die Handschriften A 4 und 5 in der Form: … anno domini 1324.*“ (a.a.O.) Und siehe, lieber Leser, weil Ulrich so überaus – dumm verfuhr, hat kein Mensch den Schwindel entdeckt! Wenn man nun aber nicht, wie die relativistischen Historiker, ein blinder Sklave der Überlieferung ist, so erkennt man bereits an diesem angeblichen Unentdecktbleiben, daß mit der geschilderten Bosheit und damit mit den Appellationen selbst etwas nicht stimmt. Es besteht gar kein Zweifel: dieser „schlaue“ Ulrich wäre mit seinem in Wahrheit so plumpen Betrugsmanöver bereits nach wenigen Tagen entlarvt worden. Schon daß diese königliche Kundgebung, dieses hochwichtige staatsrechtliche Schriftstück, das überall lebhaft diskutiert worden wäre, ohne die notwendige Angabe der Notare und Zeugen und ohne genaue Datierung (ohne Tag und Ort!) in die Welt geschickt wurde, hätte alle interessierten Menschen stutzig gemacht. Die Zeugen, die Notare, die königlichen Räte, der König selbst hätten unweigerlich nach kurzer Zeit den dummen Schwindel entdeckt. Denn sie – Ludwig und seine Räte

– haben selbst, so erzählt die „Geschichte“, einer Publikation des untergeschobenen A-Textes beigewohnt! (NA 37, S. 244, Anmerkg. 1)

Man brauchte sich die geschilderten Vorgänge nur im Raum der harten Praxis vorzustellen, um sofort zu erkennen, daß diese ganze angebliche Vertauschungsaffäre eine Fabel ist. Einige Forscher sind der Ansicht, das Vergehen des Notars Ulrich habe darin bestanden, daß er in den Text der Appellation, wie er vom König genehmigt war und dessen ursprünglicher Wortlaut nur staatsrechtliche Fragen betraf, die ganze heikle Materie der dogmatischen Erörterung eingeschmuggelt habe. Aber dann wäre der schändliche Betrug des Notars nur noch schneller ans Tageslicht gekommen! Wie nun, wenn etwa Ludwig der Bayer die ganze angebliche Betrugsaffäre nachträglich nur erfunden und vorgebracht hätte, um sich beim „Universalpapst“ hinterher wegen seiner einstigen dogmatischen Auslassungen reinzuwaschen? Auch diese Annahme bietet keine Lösung des Rätselkomplexes dieser Appellationen; die Eigentümlichkeiten weisen aber den mit meinem Generalergebnis vertrauten Leser auf die richtige Fährte.

Die sogenannte Appellation von Sachsenhausen, mit deren Rätseln wir uns eben beschäftigt haben, ist in zwei Fassungen (Rezensionen) überliefert: ein uns wohlbekanntes Merkmal der gelehrten Geschichtsfälschungsaktion. In unserem Falle führt das Fehlen des vollständigen Datums und der Zeugen in Fassung A auf den „wunden Punkt“. Die späteren gelehrten Fälscher hüteten sich, wie so oft, die fatale Dreiheit von Ort, Datum und Namen (Zeugen) eindeutig festzulegen, denn sie wußten, wie gefährlich das war, wenn man historische Fälschung und Dichtung betrieb. Muß man einen angeblichen „Tatsachen“-Komplex dichterisch konstruieren, so heißt es, mit der erdichteten Verknüpfung von Datum, Ort und Personen äußerst behutsam umzugehen, um nicht hinterher einen Reinfall zu erleben. In solchen Fällen ist die „doppelte Buchführung“, insbesondere die elastische Datierung, oder noch einfacher: das Stehenlassen

von Lücken für Datum, Ort oder Namen ein beliebtes und unendlich oft angewandtes Tarnungsmittel. (In *Fälschung der deutschen Geschichte* kann sich über diesen Punkt der Leser gründlich unterrichten.) Auch bezüglich der Appellation von Sachsenhausen sind von den Fälschern mit voller Absicht in den verschiedenen „Fassungen" Ort, Datum und Namen entweder ganz ausgelassen oder nur teilweise (nur das Jahr) genannt worden. Sehr hübsch offenbart sich die elastische Datierung dadurch, daß in verschiedenen Exemplaren (Kopien) der A-Fassung verschiedene Jahresdaten angegeben sind: einmal 1324, das andere Mal 1325 (NA. 37, S. 244). Ein weiterer Kodex enthält die Kopie der Appellation *„mit dem Datum DATUM a.d.* [Moderflecken!] *IND.* 7, *DIE 22 MENSIS* [Moderflecken!]" [99] O diese einsichtvollen Moderflecken! Ausgerechnet die Jahreszahl und den Monatsnamen löschen sie heraus! Der „Zeitgenosse" G. Villani aus Florenz hat auch ein Exemplar der Appellation eingesehen: und was für einen Monatsnamen hat er gelesen? Den Oktober! („In Wahrheit" soll die Sachsenhauser Appellation am 22. Mai 1324 verkündet sein.) Die Angabe des Ortes ist – wie vorsichtig! – überhaupt nur in der B-Fassung zu finden. Verräterisch ist ferner folgendes: *„Es muß auffallen, daß uns kein einziges durch Besiegelung als Original beglaubigtes Exemplar überliefert ist."* (NA 37, S. 244, Anmerkung 2) Dieser Hang des sonst so blinden Zufalls, gerade die mittelalterlichen Originale zur Vernichtung herauszugreifen, hat meinen Lesern schon früher viel Verwunderung bereitet.

Wir stellen fest: Die Sachsenhauser Appellation ist durch und durch Fälschung, d.h. von Anfang bis zum Ende Dichtung. Niemals hat Ludwig der Bayer auf die angebliche Zitation des „universalpäpstlichen" Staatsanwaltes angsterfüllt vor Notar und Zeugen eine eidliche Gegenerklärung abgegeben. Denn einen Universalpapst gab es noch nicht. Und der französische Nationalpapst Johann (wie seine Nachfolger) hat natürlich ebenfalls niemals irgendwelche „offiziellen" Befugnisse hinsichtlich des deutschen Königtums geltend machen können, weil den Franzosen Johann die innerdeutschen Angelegenheiten so wenig an-

gingen wie den Mann im Mond. Aus diesem Wissen ergibt sich axiomatisch, daß nicht nur die Sachsenhauser, sondern alle Appellationen gelehrte Produkte der dichtenden Geschichtsfälschungsaktion sind. Damit hängt zusammen, daß die ganze Art des Spannungsverhältnisses zwischen Johann von Avignon (bzw. dessen Nachfolgern) und König Ludwig so, wie es die gefälschte Überlieferung darzustellen sich bemüht, tendenziös umgedeutet worden ist. Ludwig hat sich nicht „verteidigt"; aber Papst Johann hat auch niemals offiziell „angeklagt". So sind denn die päpstlichen „Prozesse" reiner Trug. Aber wie denn? Bestand also überhaupt in Wirklichkeit zwischen Johann und Ludwig kein Spannungsverhältnis? O doch. Und wir haben ja auch oben bereits klargelegt, daß und warum sich die beiden feindlich gegenüberstanden: nicht als „Universalpapst" und „römischer" König (und Kaiser), sondern dort als Führer der politisierenden Nationalkirche Frankreichs und hier als königlicher Führer der Gegner der französischen Universalbestrebungen und der weltlichen Macht des Priestertums überhaupt. Die beiden Gegner sind wirklich hart aufeinander geprallt, wenn auch nicht aus den Gründen und in den Formen, wie die „Geschichte" es gern wahrhaben möchte.

3.

Erster Versuch der Schaffung eines deutsch-italienischen Gegenpapsttums

Wie zur Zeit Heinrichs (VII.) rückt auch unter Ludwig dem Bayern Italien in den Brennpunkt weltgeschichtlich hochbedeutsamer Kämpfe. Und wiederum trat als Anstifterin die französische Nationalkirche auf den Plan. Alle Kämpfe jener Jahrzehnte sind offene oder verkappte Religionskämpfe, hinter denen als Urheberin die um die Ausbreitung ihres Dogmas ringende französische Nationalkirche steht. Aus dem Heft *Dogmenchristentum …* wissen wir, warum die französische Kirche nicht al-

lein mit geistigen Waffen ihrem Dogma zur (vorerst nationalen) Alleinherrschaft verhelfen konnte, daß es ihr aber gelang, für ihren Zweck das französische Königtum als gefügigen Helfer und „weltlichen Arm" zu gewinnen. Was nun Italien angeht, so war um jene Zeit der Einfluß des französischen Nationalpapstes, dank der Bundesgenossenschaft König Roberts von Neapel, in Mittelitalien bereits bestimmend geworden. Es lockte ein nächstes Ziel: auch Oberitalien (Lombardei) durch vorhergehende politische Unterwerfung für dogmatische Eroberungen sturmreif zu machen. Auf eine gewisse Anhängerschaft – die sogenannten Guelfen – konnte sich dabei Papst Johann auch in Oberitalien bereits stützen; allerdings erwies sich gerade in der Lombardei der Widerstand der Gegner – der Ghibellinen – als ungemein hartnäckig. Florenz konnte als Machtzentrum der Guelfen, Mailand als Hauptstützpunkt der Ghibellinen betrachtet werden. Doch darf man eins nicht übersehen: das fortwährende Schwanken und Wechseln des Parteistandpunktes von Teilen der beiderseitigen Anhängerschaft. (Selbstverständlich darf man auch in dieser Hinsicht den gefälschten Quellen nicht aufs Wort glauben; die überlieferte Parteigruppierung für einen bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Stadt ist oft glatt erdichtet.) Es lag einfach an der Natur der religiösen Gärung, daß seit dem Aufkommen der kirchlichen Priesterschaften in den Regionalkirchen und mit dem Steigen nicht nur ihrer geistlichen, sondern auch ihrer weltlichen Machtbefugnisse alle Verhältnisse im Fluß der Entwicklung unstabil werden mußten. Die von Frankreich angestrebte Entwicklung in Richtung einer Alleinherrschaft ihres Dogmas (und als Voraussetzung hierfür das Wachsen des Einflusses der Hierarchie in der politisch-weltlichen Sphäre) verlief eben keineswegs glatt und ungestört. Rückschläge blieben nicht aus. Und gerade unter Ludwig dem Bayern trat sogar – wie wir bereits hörten – in Frankreich selbst, im Schöße der Pariser Dogmenzentrale, der große Rückschwenk ein. Beschränkung der priesterlichen Befugnisse auf das Amt des geistlichen Lehrers und Mahners – hieß das Losungswort der Opposition gegen

Papst Johann und jede Hierarchie einer Regionalkirche überhaupt, wobei in Deutschland und Italien das Pendel des religiösen Interesses auffällig stark nach der Seite der „freien" Christen ausschlug. Das Schicksal aber bestimmte den deutschen König Ludwig den Bayern zum politischen Führer dieser religiösen Oppositionsbewegung.

Von der „Geschichte" haben wir uns oben erzählen lassen, das Eingreifen Ludwigs zugunsten der „reichstreuen Ghibellinen" habe den schweren Bruch mit dem „Universalpapst" Johann herbeigeführt. Daß in dieser Darstellung ein historisch echter Kern verborgen liegt, haben wir erkannt. Wenn nun die „Geschichte" weiter berichtet, daß vom „Universalpapst" über den ungehorsamen deutschen Herrscher die Exkommunikation und über Ludwigs Anhänger das päpstliche Edikt ausgesprochen worden sei, so lügt hier die Geschichte kräftig. Der Trug wird diesmal aus der gefälschten Überlieferung ohne weiteres ersichtlich: die Quellen weisen nämlich auf die erstaunliche Tatsache hin, daß sich in Deutschland die Fürsten überhaupt nicht um Interdikt und Bannstrahl des „Universalpapstes" kümmerten und daß nicht etwa bloß die eigentliche „minoritische Ordens-Opposition", sondern merkwürdigerweise auch ein sehr großer Teil der Geistlichkeit die von „ihrem" Papst ausgehenden „Prozesse" und das Interdikt gar nicht beachtete. Der angebliche Universalpapst fand bei „seiner" Geistlichkeit in Deutschland herzlich wenig Gehorsam! In Wahrheit mußten ja auch solche Schläge des französischen Nationalpapstes, der in Deutschland nichts zu kommandieren hatte, ins Wasser treffen, oder richtiger: es ist Johann von Avignon gar nicht eingefallen, gegen den deutschen König „offiziell" vorzugehen.

Auf dem Boden Italiens sollten also die Gegensätze zwischen Ludwig und Johann mit dem Schwerte ausgetragen werden. Bereits stand ein französisch-päpstlicher Legat mit einem angeworbenen Heere in der Lombardei. Nun überschritt auch der Bayer die Alpen und machte vorerst in Trient halt. In seiner Umgebung fand sich allmählich die gesamte gelehrte „kirchliche

Opposition“ ein: Wilhelm von Occam, Marsilius von Padua, der angebliche Ordensgeneral Michael von Cesena und andere.

Uns interessiert, wie die „Geschichte“ die kommenden italienischen Ereignisse darstellt. Danach fühlte sich der deutsche König zum Eingreifen in Italien mehr gerufen als berufen. In einem „authentischen“ Briefe spricht er sich wie folgt aus: *„Obwohl wir … um einiger besonderer Gründe willen, nämlich wegen der Getreuen des Reiches* [der „Ghibellinen“] *und unserer Krone … nach Trient kamen, empfingen uns alle Edle der Städte, Flecken und Burgen* [in Oberitalien], *die der kaiserlichen Krone getreu waren, und setzten uns ihre unzähligen Bedrückungen und Beschwerden auseinander, denen sie, die Anhänger des Kaisertums, nicht länger gewachsen seien. Unter Tränen und Schluchzen flehten sie zu uns, sie boten uns ihre Personen und die Macht von neunzehn Bistümern und geradezu unzählige Ortschaften und Burgen nebst vielem Gelde an, sie beschworen uns … zur Abstellung ihrer unerträglichen Lasten zu schreiten und nach alter Sitte das kaiserliche Diadem und den Thron des Kaiserreiches anzunehmen.“* (E., S. 342) Mit kurzen Worten: Die armen, bedrückten „Reichstreuen“ (Ghibellinen) flehten Ludwig um Hilfe gegen die Unterdrückung der mit dem „Universalpapst“ im Bunde stehenden Guelfen an. Betrachten wir doch diese angebliche Parteilage in Italien einmal genauer.

Da flößt uns gleich anfangs die wunderbare Treue der Ghibellinen gegen Ludwig und das „Reich“ einen gewaltigen Respekt ein. Besonders, da wir wissen, daß die damals aller „kaiserlichen“ Ideale baren deutschen Fürsten und Bischöfe sich keinen Deut um das *„heilige römische Imperium“* kümmerten. (Einfach deshalb nicht, weil es ein römisches Reich damals noch nicht gab!) Direkt beängstigend aber wirkt die Treue der Ghibellinen, wenn wir uns länger in ihre Lage hineindenken. Sagen sie es nicht selbst, wie furchtbar sie von den Guelfen ihrer Reichsanhänglichkeit wegen verfolgt werden? Doch um der stolzen Idee des „römischen Imperiums“ willen nehmen sie willig alle Pein auf sich. Das heißt: von nun an nur noch bedingungsweise! Wenn Ludwig etwa nicht nach Italien komme, so erfahren wir

nämlich noch aus dem königlichen Briefe, *„so würden sie uns von nun an die Treue aufkündigen“*. Sonderbar: bis jetzt haben die „Treuen“ das „Reich“ unter größten Opfern gern gegen alle guelfisch-päpstlichen Widersacher verteidigt. Woher und warum solche wunderbare Treue und angebliche Reichsanhänglichkeit? Vorteile haben sie von ihrer Reichstreue nicht, im Gegenteil, nichts als Beschwerden und Bedrückungen! Was sagen eigentlich unsere Historiker zu diesem Phänomen? Sie sind selbst der Meinung, daß es in Wahrheit mit der Reichstreue der Ghibellinen nicht weit her war: daß sie sich so „reichstreu“ nur gestellt hätten, um Ludwig für ihre sehr privaten und örtlichen Händel in ihren Dienst zu spannen. Und wieder fiel der gutmütige, dumme König prompt auf die erheuchelten Beteuerungen herein! Aber wie? Nach der „Geschichte“ standen doch in der Tat die Ghibellinen wegen ihrer Reichstreue(!) gegen die päpstlich gesinnten Guelfen im harten Kampf! Und eben dieser Grundsatz der beiden Parteien, wie er von der Überlieferung tendenziös motiviert wird, bietet ein psychologisches Problem. Die „Guelfen“ waren ersichtlich mit der Herrschaft des „Universalpapstes“ ganz zufrieden! Warum wehren sich denn andere Italiener (eben die Ghibellinen) so heftig gegen die Wohltat der „universalpäpstlichen“ Oberhoheit? Beide Parteien hatten doch – immer unter der wider besseren Wissens erfolgenden Annahme der Echtheit der mittelalterlichen Überlieferung – auch dieselbe „katholische Universalreligion“. Als „Ketzer“ wurden doch nach Aussage der „Geschichte“ die Ghibellinen vom erzürnten „Universalpapst“ nur deshalb verschrien, weil sie sich politisch gegen den Papst zu erheben wagten und weil sie es mit dem exkommunizierten König Ludwig hielten. Waren also die Ghibellinen angeblich treue Söhne der „Universalkirche“, warum denn eigentlich der dumme Widerstand gegen den Herrn Papst? Ja, warum? Wenn dieselben „Reichstreuen“ wenig später, nach Ludwigs Abzug aus Italien, sich „tatsächlich“ ungemein schnell mit dem „Universalpapst“ aussöhnten?! Ja, warum, wenn diese Ghibellinen sich erst wenige Jahre vorher vom Papste(!) den

Bruder des französischen Königs zum Protektor gewünscht haben sollen?! Über dies Problem haben auch die relativistischen Forscher nachgedacht, und sie glauben, eine befriedigende Erklärung gefunden zu haben: national-italienische Freiheitsideen seien bei den Ghibellinen wirksam gewesen. Man bedenke: Diese merkwürdigen Freiheitshelden wollen sich „unabhängig" machen, indem sie einen Fremden, nämlich den deutschen König, flehentlich um seine Oberherrschaft über ihre Länder bitten! Da hätten sie sich doch ebenso gut – nein, noch besser – die vorläufige Oberhoheit des „Universalpapstes" gefallen lassen können. Wie der deutsche König, so war ja auch der Herr Papst weit weg! Im letzteren Fall würde auch die „grausame Bedrückung" durch die Guelfen ein schnelles Ende gefunden haben.

Die Herrscherfamilie der Visconti von Mailand stellte damals die Häupter der Ghibellinenpartei. Matteo Visconti, der gefährlichste Widersacher der französischen Kurie, war im Jahre 1322 gestorben. Wie glühend seine Feindschaft gegen Avignon war, bezeugt die Angabe von Zeugenaussagen: *„Matteo habe darauf hingearbeitet, daß die Deutschen*[!] *und die Ghibellinen und die italienischen Rebellen*[!] *einen neuen Papst*[!] *wählen möchten."* Wohlgemerkt: Die Deutschen und Italiener sollen einen Sonderpapst, einen Nebenbuhler des französischen wählen! Ein ander Mal soll Matteo (schon mehrere Jahre vor Ludwigs des Bayern Zerwürfnis mit dem „Universalpapst") geäußert haben, *„daß nämlich Johann XXII. ein so rechtmäßiger Papst sei wie Matteo selber"* [100]. Hier wird durch die gefälschten Quellen hindurch sichtbar, daß die Abwehr der „Ghibellinen" nicht nur den weltlichen Herrschaftsgelüsten des „Universalpapstes" galt, sondern, daß sie sich gegen das (französische) Papsttum als solches richtete. Nach Matteos Tod hatten seine Söhne (besonders der älteste: Galeazzo) den Kampf gegen die „Guelfen" und Papst Johann mit Erfolg weitergeführt.

Indem wir nun die weiteren Ereignisse der Italienfahrt Ludwigs des Bayern verfolgen, werden wir durch die „Geschichte" teilweise in die Gefilde der reinen Dichtung geführt. Ludwigs

Expedition über die Alpen war in Wirklichkeit keine bequeme „Italienfahrt", bei der man *„nirgends auf Widerstand stieß"*, sondern diese Fahrt war ein Feldzug gegen den guelfisch-päpstlichen Gegner in Italien. Vor allem war die sogenannte Italienfahrt keine Krönungsreise nach Rom! Nach Rom konnte der König aus einem einfachen Grunde nicht reisen (und sich dort also auch nicht zum Kaiser krönen lassen): Weil damals eine Stadt Rom überhaupt nicht existierte. Rom war zur Zeit Ludwigs des Bayern noch eine von Viehhirten bewohnte Einöde. Zu einer Stadt, zur modernen Weltstadt der wirklichen Universalpäpste hat sich Rom erst seit Beginn des 15. Jahrhunderts allmählich entwickelt. (Meine Leser werden sich hierfür der Beweisführung in *Rätsel Rom im Mittelalter* erinnern.) Wie also der angebliche Romzug Ludwigs eine Fabel ist, so brauchen sich auch die Historiker nicht mehr länger über die auffällige „Tatsache" zu wundern, daß weder der in Italien stehende Legat mit seiner überlegenen(!) Streitmacht, noch Karl von Calabrien mit seinem Heere dem königlichen Romreisenden hindernd in den Weg getreten ist, sondern daß beide Gegner Ludwigs, von Angst wie gelähmt, gleichsam bei dem Romzuge Spalier bildeten. In der erdichteten „Geschichte" versteht es sich dagegen von selbst, daß man den deutschen Reisenden nicht von seinen Gegnern angreifen läßt, weil der König ja sonst nicht nach Rom gelangen würde!

Während die Kaiserkrönung Ludwigs schlechthin erdichtet ist (sie hat auch nicht etwa in einem anderen Orte als Rom stattgefunden, da es damals ein „römisches Universal-Kaisertum" ebensowenig gab wie ein römisches Universal-Papsttum), wird uns eins der bedeutsamsten Ereignisse des 14. Jahrhunderts zwar auch mit einer entstellenden Fälschungsschicht bedeckt überliefert, aber hier vermögen wir verhältnismäßig leicht den echten Kern freizulegen. Es handelt sich bei diesem in der Entwicklungsgeschichte der christlichen Regionalkirchen so wichtigen Ereignis um den ersten Versuch der Schaffung eines deutsch-italienischen Sonderpapsttums. Was schon ein Jahrzehnt vorher Matteo Visconti gewünscht hatte, fand jetzt durch Lud-

wig den Bayern Verwirklichung: Die Deutschen und Italiener stellten erstmalig für ihre Regionalkirchen einen unabhängigen Eigenpapst auf.

Wie und wo soll sich der Vorgang der Wahl des italienisch-deutschen Papstes nach Angabe der Quellen zugetragen haben? Die „Geschichte" meldet: Auf einer Volksversammlung in Rom wurde unter dem Vorsitz des angeblich kürzlich gekrönten „römischen Kaisers" von einem deutschen Abt eine Proklamation Ludwigs vorgelesen. Diese Erklärung richtete sich gegen den französischen Priester *„der sich lügnerischer Weise Papst Johann XXII. nennt." „Er ist der apokalyptische Reiter …, der ausging, den Frieden von der Erde zu nehmen. Derselbe zeigt sich ferner als Zerstörer der evangelischen Wahrheit und Ordnung dadurch, daß er die christliche Lehre von der Herrschaft und Regierung der zeitlichen Dinge durch das Kaisertum zu übertreten gebietet und selbst Kaisertum und Priestertum in sich vereinigen will gegen Christi ausdrückliches Gebot."* (M., 1, S. 185 f.) Die Proklamation nimmt noch in weiteren Wendungen gegen die „Weltlichkeit" des angeblichen Universalpapstes von Avignon Stellung und erklärte Johann ipso facto durch Christus selbst als Oberhirt der Kirche abgesetzt. Dann erfolgte – immer laut Angabe der gefälschten Quellen – in einer zweiten Versammlung auf dem Petersplatz zu Rom durch bejahenden Zuruf des römischen Volkes die Erhebung des angeblichen Minoriten Petrus von Corbara zum neuen, rechtmäßigen „Universalpapst". Der neue Papst habe sich, so hören wir weiter, den Namen Nikolaus (V) beigelegt. *„Die Person des Gewählten ist charakteristisch genug. Ein einfacher Bettelmönch tritt an die Spitze der Kirche, deren Ideal ja auch dem* Defensor Pacis *eine arme, aller weltlichen Herrschaft, ja allen Besitzes entblößte Kirche ist".* (M., 1, S. 194) Nun melden aber die Quellen Einzelheiten über die Regierung des neuen Papstes, die mit dem Ideal der armen Kirche wenig in Einklang zu bringen sind: Der Mönchpapst habe sich sehr bald mit allem äußerlichen Pomp einer eigenen Hierarchie umgeben. Er habe sich ein Kardinalkollegium geschaffen, dessen anspruchsvolle Mitarbeiter genau so weltlich und glän-

zend zu leben wünschten wie ihre Kollegen in Avignon. Von Einfachheit und „christlicher Armut" wäre demnach auch am Hofe Papst Nikolaus keine Rede gewesen.

Wir sind neugierig, wie nach der „Geschichte" die Christenheit die Proklamation eines Gegenpapstes in der „Universalkirche" aufgenommen haben soll. Da berichtet der „Zeitgenosse" Mussatus: *„Die Kunde hiervon verbreitete sich über den ganzen Erdkreis und trieb die Christen aller Orte dazu an, einer der streitenden Parteien anzuhängen. Beinahe die ganze Christenheit wurde in zwei Teile zerspalten."* (E., S. 347) Wollen wir jetzt anderen „glaubwürdigen" Nachrichten glauben, so hat Mussatus viel zu stark aufgetragen; denn nach Aussage dieser Garnitur von Quellen regte sich die Welt außerhalb Italiens über die Wahl des Gegenpapstes nicht im mindesten auf. Man nahm kaum Notiz von dem Ereignis, berichten diese Quellen. *„Nicht einmal die deutschen Fürsten"*, so heißt es in diesem Quellenmaterial, *„erkannten den Papst ihres Kaisers an."* [101] Sogar in Ludwigs nächster Umgebung sollen die „Besonnenen" mit der Ausrufung des „Gegenpapstes" nicht einverstanden gewesen sein. Und siehe, die glorreichen und festlichen Tage in der „Welthauptstadt" Rom nahmen bald ein jähes Ende. Die zuerst angeblich so günstige Stimmung der Römer schlug um; und der fernere Aufenthalt in der Tiberstadt wurde für Ludwig und seinen Papst Nikolaus so gefahrdrohend, daß man den Abzug beschloß. *„Unter den Schmähungen des Volkes, das ihm ›Häretiker‹ und ›Exkommunizierter‹ nachrief …, verfolgt von … Steinwürfen, zogen der Kaiser, sein Papst und ihre Kardinäle aus, schmählich und fluchtähnlich."* (M., 1, S. 206) Überall geriet nun auch sehr schnell die gerühmte „Reichstreue" der Ghibellinen ins Wanken. Niederlagen der „kaiserlichen" Truppen bereiteten endlich dem „Römerzuge" Ludwigs des Bayern ein klägliches Ende, so berichtet die Überlieferung. *„Beim Verlassen des italienischen Bodens war von den Führern der Ghibellinenpartei, die den Kaiser nach Italien gezogen hatten, fast niemand mehr übrig, keiner*[!] *jedenfalls mehr auf Ludwigs Seite."* (M., 1, S. 223) Reumütig kehrten also die Ghibellinenhäupter in die offenen

Arme der „Universalkirche“ und des „Universalpapstes“ von Avignon zurück!

Was ist nun an dieser Geschichtserzählung historisch wahr? Zuerst sind aus mehrfach dargelegten Gründen alle Ereignisse insoweit erlogen, als sie sich in der „Weltstadt“ Rom abgespielt haben sollen. Das bedeutet aber, auch die Wahl des italienisch-deutschen Sonderpapstes kann nicht in Rom stattgefunden haben. Beileibe darf man auch sonst diesem Ereignis nicht in allen überlieferten Einzelheiten vertrauen. Nur das läßt sich als historisch festlegen: das nackte Faktum der Ausrufung des deutsch-italienischen Eigenpapsttums als solches! Ungewiß bleiben muß sowohl die Einzelheit des Ortes, als auch die Einzelheit des Datums. Pisa, wo Ludwig auf der Rückkehr in die Heimat vom September 1328 bis April 1329 geweilt haben soll, könnte wohl der Ort der Papsterhebung Nikolaus' gewesen sein. Die „Geschichte“ verplaudert sich nämlich einmal: Michael Cesena (der angebliche Franziskaner-Ordensgeneral) habe auf seinem Totenbette das Bekenntnis abgelegt, daß er *„als Kardinalbischof zu Ostia … den Gegenpapst Nikolaus in Pisa gekrönt habe“*. (M., 1, S. 370) Weiter ist merkwürdig, daß in Pisa eine nochmalige Absetzungsproklamation gegen den „Universalpapst“ Johann von Avignon erlassen worden sei. Verfälscht sind auch die Angaben über die weiteren Lebensschicksale des Sonderpapstes Nikolaus. Er blieb, so wird uns überliefert, nach König Ludwigs Heimkehr in Italien zurück und mußte nun erleben, daß in kurzer Zeit alle seine Anhänger wieder von ihm abfielen. Schließlich sei dem Betrogenen und Verlassenen nichts anderes übriggeblieben, als sich seinem Rivalen in Avignon auf Gnade und Ungnade auszuliefern, der ihn bis ans Lebensende gefangenhielt. Soweit die „Geschichte“, die aber hier wieder einmal kräftig lügt. Richtig ist allerdings, daß dies erste italienisch-deutsche Papsttum nur von kurzer Dauer war und wirkliche Bedeutung für das Leben und die Organisation der bestehenden Regionalkirchen (etwa in Hinsicht auf eine Union der deutsch-italienischen Teilkirchen) nicht erringen konnte. Die Tatsache für den Mißerfolg dieses

Sonderpapstrums liegt aber auf der Hand: sie ist in dem Mangel der „dogmatischen Ausstellungsurkunde“ zu suchen. (Im Heft: *Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung* kann man über die unbedingte Notwendigkeit der sogenannten dogmatischen Basis einer Hierarchie nachlesen.) In der französischen Nationalkirche war diese Basis geschaffen und mit Hilfe des weltlichen Armes „gefestigt“ worden. Aber sowohl in Deutschland als auch in Italien fehlte noch ein einheitliches Dogma, und an ein übervölkisches italienisch-deutsches Gesamtdogma war überhaupt noch nicht zu denken. Daher war das Oberhirtentum des Armut-Papstes Nikolaus in eine dogmatische Leere gebaut und mußte unweigerlich wieder in sich zusammenfallen. Dieser Ausgang wurde gerade durch das Ideal dieses antifranzösischen Sonderpapstes noch beschleunigt, denn dies Ideal strebte danach, eine möglichst rein geistliche Oberleitung einer möglichst von äußerlich-kirchlichen (autoritären) Bindungen freien Christenwelt zu verwirklichen. Eine Regierung ohne Autorität ist aber ein Widerspruch in sich selbst.

Triumphierend meldet die „Geschichte“ die „Unterwerfung Nikolaus'“ unter dem angeblichen siegreichen „Universalpapst“ Johann von Avignon. Und mit noch größerer Befriedigung berichtet nun die gefälschte Überlieferung auch von dem Strafgericht Gottes über den „kirchenfeindlichen“ König Ludwig, dem unter dem furchtbaren Bannfluche des göttlichen Stellvertreters in Avignon Willenskraft und königliches Ehrgefühl dahingeschwunden seien. Sei der König auch nicht in Person nach Avignon-Canossa gepilgert, so habe er doch umso mehr in immer erneuten Unterwerfungsanerbieten um das verzeihende Erbarmen des „Universalpapstes“ gebettelt. Obwohl wir axiomatisch wissen, daß hier die „Geschichte“ lügt, wollen wir doch die Überlieferung über das angebliche Spannungsverhältnis zwischen König Ludwig und Papst Johann (bzw. dessen Nachfolgern) noch etwas eingehender begutachten. Da muß es schon auffallen, daß Ludwig zu keiner Zeit durch unüberwindliche politische Schwierigkeiten – etwa durch Abfall der Reichs-

fürsten – zu einer schmählichen Büßerrolle gezwungen worden ist. Im Gegenteil: Als den Kurfürsten das jammervolle Gebaren und die klägliche Gnadenbettelei ihres Königs zu arg wurden und sie fürchteten, Ludwig werde sogar vor Schmälerung der Reichsrechte nicht zurückschrecken, um nur vom päpstlichen Banne erlöst zu werden, da traten sie zu Rense zusammen, um gegen die Ansprüche des „Universalpapstes" vor aller Welt festzustellen: Ein durch die Kurfürsten rechtmäßig zum römischen König Gewählter bedarf keiner „Approbation" durch den „apostolischen Stuhl" in Avignon. Diese kurfürstliche „Feststellung" ist nun zwar selbst wieder eine Lüge – denn ein deutscher Herrscher war eben kein „römischer" König und hatte mit dem französischen Nationalpapst offiziell nichts zu schaffen –, aber sie enthüllt, daß der Wittelsbacher nicht unter innerpolitischem Druck Bettelbriefe nach Avignon zu schreiben brauchte. Dem ob des Bannes vor Gewissensangst Schlotternden aber war, so berichtet man uns, einfach nicht zu raten und zu helfen, so daß der „Reumütige" sogar *„die größten Vorteile* [wie das wertvolle Bündnis mit England] *naiv wie ein Kind*[!] *opferte, um nur die Stimme des zagenden Herzens zu beruhigen und den Frieden mit der Kirche zu erkaufen*". [102]

Gewissensbisse und Herzenszerknirschung sollen den stolzen Wittelsbacher zermürbt haben, weil angeblich der Bannfluch aus Avignon so schwer auf seiner Seele lastete. Bei den drei avignonesischen Päpsten soll der arme König immer wieder demütig um Lösung des Kirchenbannes gebeten und Unterwerfungsbedingungen angenommen haben, die, wäre an den ganzen Verhandlungen ein wahres Wort, dem deutschen Herrscher als einen charakterlichen Schwächling größten Ausmaßes kennzeichnen würden. Gesandtschaften über Gesandtschaften schickte Ludwig angeblich nach Avignon, denn, so heißt es, *„seine Seele sehne sich nach der Gnade Seiner Heiligkeit, wie ein Säugling nach der Mutterbrust."* (W., 1, S. 341). Und von all den heiligen Vätern wurden die königlichen Boten immer wieder hochmütig abgespeist. Manchmal war man angeblich in Avignon fast soweit,

den Bettelnden verzeihend in die Arme zu schließen, aber dann verhinderten unglücklicherweise der König von Frankreich oder von Neapel oder von Böhmen die Aussöhnung, oder aber Ludwig war noch immer nicht „reumütig" genug. Schließlich soll es, wie schon eingangs des Kapitels erwähnt, soweit gekommen sein, daß die Hofleute an der Kurie spotteten: Ludwig ist vor Verzweiflung verrückt geworden.

Es ist uns der Wortlaut sogenannter Prokuratorien erhalten; das sind Schriftstücke, in denen die Kurie zu Avignon dem König Ludwig die Versöhnungsbedingungen diktierte(!), die dieser dann vermittels Besiegelung anerkennen und annehmen, sowie die gewissenhafte Ausführung des Übernommenen beschwören sollte. Und wahrhaftig, so erzählt die „Geschichte", der deutsche Herrscher hat *„in der Tat"* mehrfach das Diktat der Kurie angenommen: Er hat mit Siegel bekräftigt, daß er beispielsweise den Kaisertitel niederlegen, daß er dem Papste Gehorsam(!) versprechen, daß er die vom Papste bezeichneten Ketzer (insbesondere seine gelehrten Bundesgenossen!) ausrotten werde, wenn sie nicht zur „Universalkirche" zurückkehren wollten. Dem Papst Clemens sollen die Gesandten Ludwigs die feierliche Erklärung abgegeben haben, *„daß sich ihr Herr mit Leib und Seele, mit Hab und Gut, mit Freiheit und Willen zur Sühne für seine Verbrechen und zur Leistung der entsprechenden Genugtuung dem heiligen Vater auf Gnade und Ungnade ergebe. Dieser Versicherung folgte der Schwur der Gesandten, wodurch sie ihren Herrn verpflichteten, den Anordnungen des Papstes gewissenhaft Folge zu leisten.* "(W., 1, S. 347)

Noch einmal: Wir wissen, daß das hier geschilderte Anklageverhältnis vom ersten päpstlichen „Prozeß" an bis zur letzten angeblichen Unterwerfungserklärung Ludwig des Bayern erlogen ist. Aber nun gewahren wir auch an der gefälschten Quellenüberlieferung selbst das Brandmal der dichterischen Konstruktion. Wir stehen nämlich wieder einmal vor einer psychologischen Bruch- und Verwerfungsstelle; und zwar erscheint das psychologische Rätsel im Zusammenhang mit den Prokuratori-

en. Wie verhielt es sich doch damit? Der Papst diktierte die Bedingungen, die der König anzunehmen und deren Ausführungen er zu beschwören hatte, wenn eine Versöhnung zustande kommen solle. Nun nahm *„in der Tat"* der König die Bedingungen an, beschwor auch die gewissenhafte Befolgung der übernommenen Verpflichtungen; also war damit der Streit aus der Welt geschafft, die Versöhnung verwirklicht! Wer vernünftigerweise so denkt, dem antwortet die „Geschichte" zu seiner nicht geringen Überraschung: Fehlgeschossen! Daß Ludwig die Bedingungen annahm, war nur Voraussetzung dafür, daß am päpstlichen Hof überhaupt über die Bedingungen (der Versöhnung) verhandelt werde!! Wirklich, lieber Leser, wenn wir der „Geschichte" glauben wollen, so ist es trotz der besiegelten Prokuratorien (also trotz Annahme der gestellten Bedingungen) jedesmal noch zu Verhandlungen (der Kurie mit den Königlichen Gesandten) eben über die Unterwerfungsbedingungen gekommen. Ludwig hat von vornherein seinen Gesandten außer den gesiegelten Prokuratorien noch besondere „Instruktionen" mitgegeben, die als die eigentliche Basis für die endgültige Feststellung der Bedingungen dienen sollten! Über diese Merkwürdigkeit – Annahme der Bedingungen und dennoch anschließende Verhandlungen über die Bedingungen – haben auch die relativistischen Forscher nachgegrübelt. Denn die Prokuratorien sind nicht etwa von den Gesandten stillschweigend zurückbehalten, sondern, wie ausdrücklich betont wird, beim Verhandlungstermin dem Papst übergeben worden! (Mü., II, S. 321 u. 324) Eine Erklärung des Rätsels seitens der Historiker lautet nun so: Die Kurie billigte es und rechnete damit, daß die von ihr gestellten und vom König angenommenen(!) Bedingungen in Wirklichkeit(!) nicht bindend seien, sondern nur die vorläufige „Basis" für die durch Verhandlungen zu ermittelnden eigentlichen Bedingungen darstellen sollten. Ludwig seinerseits, so „erklärt" man weiter, setzte eine solche Auslegung (seiner Annahme der Bedingungen durch Besiegelung der Prokuratorien) beim Papste hellseherisch voraus; er fand also gar nichts dabei, die Bedin-

gungen in den Prokuratorien restlos anzunehmen, da er ja „ahnte", daß trotz alledem verhandelt werde! Über diese „bestimmte Ahnung" König Ludwigs, wie die Kurie seine Annahme der Bedingungen werten werde, wollen wir nicht länger sinnieren, denn es ist klar, daß die vorstehende Erklärung einem Zirkelschluß ihre Geburt verdankt. Weil nach der gefälschten Überlieferung trotz Annahme der Bedingungen noch über die Bedingungen verhandelt worden ist, so folgt eben aus dieser angeblichen „Tatsache" die „Erklärung", daß nun auch tatsächlich von vornherein alle Beteiligten solche nachfolgenden Verhandlungen vorausgesetzt hätten! Diese Erklärung löst nicht das psychische Rätsel der „ahnungsvollen" Beteiligten, sondern umschreibt nur den „Tatbestand", wie ihn die Geschichtsfälscher konstruiert haben. Die wirkliche Erklärung, die nicht relativistisch im Rahmen der papierenen Überlieferung kreisen darf, sucht ihre Basis in der lebendigen Erfahrung. Ihre Grunderwägung hat immer zu lauten: Ist das geschilderte Verhalten psychisch möglich? Nun wenn wir sowohl beim König (und seinen Ratgebern) als auch bei den avignonesischen Päpsten eine ganz eigenartige Psyche voraussetzen müßten, können wir die Möglichkeit des Berichteten gelten lassen. Es zwingt uns aber nichts zu einer solchen Voraussetzung, nicht einmal die papierne Überlieferung selbst. Unser axiomatisches Wissen läßt uns denn auch an der Unmöglichkeit des geschilderten sonderbaren Seelenlebens nicht länger zweifeln. Die Berufung auf die Erfahrung belehrt uns, daß ein seelisches Verhalten, wie es geschildert wird, bei den in Frage stehenden Personen höchst unwahrscheinlich ist, da man nicht annehmen darf, alle diese Menschen seien geistig abnorm veranlagt gewesen. Diese Wahrscheinlichkeit wird dann durch axiomatische Folgerung aus unseren bisherigen Generalergebnissen zur vollen Gewißheit gesteigert. Die angeblichen Unterwerfungsverhandlungen Ludwigs des Bayern sind von Anfang bis zu Ende von den Vätern der Geschichtsfälschungsaktion erdichtet.

4.

Der Gegenstoß des französischen Nationalpapsttums

Ludwig der Bayer sah seine Lebensaufgabe darin, als Führer einer machtvollen „antiweltlichen" Gegenbewegung den weltlich-politischen und universal-dogmatischen Bestrebungen der französischen Nationalkirche in Deutschland und Italien Halt zu gebieten. In der Tat vermochte diese Gegenaktion den Gallikanismus für einige Jahrzehnte von Deutschland fernzuhalten und in Italien beträchtlich zurückzudrängen. Aber ein Dauererfolg blieb aus. Das „ideale" italienisch-deutsche Sonderpapsttum brach sogar überraschend schnell zusammen; und dies Fiasko mußte auch auf manche Anhänger Ludwigs einen ungünstigen Eindruck machen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß noch zu Lebzeiten Ludwigs des Bayern die Nationalkirche Frankreichs an vielen Orten verlorenes Einflußgebiet zurückgewinnen konnte. Von neuem trat das französische Papsttum in der Rolle des siegreichen Angreifers auf, und seine ersten harten Schläge galten dem erbittertsten Gegner, dem deutschen König. Diese Wendung der Dinge muß nunmehr behandelt werden.

Die Kurie in Avignon war sich darüber klar, daß die Stoßkraft der Gegenaktion am wirksamsten in ihrem politischen Machtzentrum – im deutschen Königtum – lahmgelegt werden könne. Wenn es dem französischen Papsttum gelang, deutsche Kurfürsten dafür zu gewinnen, einen geeigneten Gegenkönig aufzustellen, dann durfte man für erneute Fortschritte des Gallikanismus in Deutschland und Italien das Beste erhoffen. Wie gesagt, die Aussicht auf Verwirklichung des Planes hing in erster Linie von dem Vorhandensein eines im Sinne der französischen Nationalkirche geeigneten Thronkandidaten ab. Und ein solcher Kandidat stand schon bereit! Der Bewerber um die deutsche Krone war selbstverständlich, möchte man sagen – ein Mitglied des luxemburgischen Herrscherhauses, der bekannten Dynastie, in welcher Franzosenfreundlichkeit notorisch war. Markgraf Karl von Mähren hieß der nun auf den politischen Kampfplatz treten-

de Gegenspieler Ludwigs des Bayern. Er war der Sohn König Johanns von Böhmen, also ein Enkel des vormaligen „römischen Kaisers“ Heinrich (VII.)

Die Erziehung des jungen böhmischen Prinzen erfolgte von vornherein ganz im Banne der Gedankenwelt der französischen Nationalkirche. Der spätere deutsche König Karl (der angebliche „römische Kaiser“ Karl IV.) durfte sich sogar rühmen, einen Mann, der später französischer Nationalpapst wurde – Peter Roger, den nachmaligen Papst Clemens VI. – zum Freund und Lehrer gehabt zu haben! König Johann von Böhmen hatte nämlich seinen Sohn in dessen siebten Lebensjahr nach Paris geschickt, um ihn dort erziehen zu lassen. Gleich nach seiner Ankunft wurde der siebenjährige Karl mit einer französischen Prinzessin vermählt. Es braucht nicht betont zu werden, wie tiefgehend und nachwirkend die Erlebnisse des Pariser Aufenthaltes sowohl in weltlich-politischer als auch besonders in kirchlich-religiöser Hinsicht auf den empfänglichen jungen Geist des Böhmenprinzen gewesen sein müssen. Hier in Paris, inmitten der theologischen Magister der Universität, mußten dem Knaben Herz und Geist von den Ideen der französischen Nationalkirche förmlich überflutet werden. Ein hoher Geistlicher, der schon erwähnte Peter Roger, war gern bereit, den jungen Prinzen gründlich mit den Anschauungen und Dogmen der Kirche Frankreichs bekannt zu machen. Von den „idealchristlichen“ und staatsrechtlichen Theorien eines Occam, eines Marsilius und des deutschen Königs Ludwig wird der Schüler natürlich nur erfahren haben, daß sie unbedingt falsch und verwerflich seien. Bezeichnend ist die Nachricht, daß Karl auch die niederen Weihen erhalten habe, also ein „halber“ Priester (der französischen Nationalkirche) geworden sei.

Frühzeitig konnte sich der Böhmenprinz auch durch Anschauung an Ort und Stelle mit den politischen und kirchlichen Verhältnissen Italiens vertraut machen. Er erlangte die Möglichkeit hierzu durch das „italienische Abenteuer“ seines Vaters, des Königs von Böhmen. Kaum war nämlich Ludwig der Bayer von

seiner „Romfahrt“ nach Deutschland zurückgekehrt, da boten, wie die „Geschichte“ meldet, Gesandte der „Guelfen“ aus Brescia dem in Trient weilenden Johann von Böhmen die Signorie (Herrschaft) über ihre Stadt an! Warum? Um mit Hilfe Johanns ihre Stadt gegen den „ghibellinischen“ Tyrannen von Verona zu verteidigen. Folgte Johann dem Rufe, so griff er sowohl in „kaiserliche“ als auch in „universalkirchliche“ Rechte ein. Trotz allem nahm aber Johann das Anerbieten der Gesandten an; und die Frage erhebt sich: Kam der Böhmenkönig im geheimen Auftrage Ludwigs oder des französischen Papsttums? Ein „zeitgenössischer“ Chronist meldet nun, Johann sei mit Einwilligung Ludwigs nach Italien gegangen.[103] Aus anderen Quellen erfahren wir aber, daß der Böhme nicht im Auftrage und mit Wissen Ludwigs in die italienischen Verhältnisse eingegriffen habe. (A., S. 261) Stand also das französische Papsttum als geheimer Auftraggeber hinter Johann? *„Nun wurde eben dieses, daß nämlich der König unter Billigung, ja wohl gar im Auftrage des Papstes in Italien erschienen sei, gleich anfangs von ihm selbst*[!] *behauptet.* “(A., S. 280) Und wie äußerte sich hierzu der „Universalpapst“? Er stellte es zwar (öffentlich) in Abrede, den Böhmen zu dem Unternehmen „beauftragt“ zu haben, erklärte aber bezeichnenderweise in mehreren Schreiben nicht, *„daß er etwas gegen dieselbe* [Johanns Unternehmung] *tun wolle, ja nicht einmal ausdrücklich, daß er sie mißbillige.“* (A., S. 284) Und siehe, im Verlaufe der Aktion ergab es sich, daß Johann mit päpstlichen Legaten in Italien eine Unterredung unter vier Augen hatte, deren Ergebnis die Verkündigung des „herzlichen Einvernehmens“, also eines Bündnisses war! (A., S. 321) Wir können uns mit diesem italienischen Abenteuer nicht näher befassen. Es ist einfach wunderbar, wie die Städte Oberitaliens sich angeblich förmlich darum rissen, den Böhmenkönig als Herrn anzuerkennen, und zwar ghibellinische Kommunen ebenso eifrig wie guelfische. Genau wie sein Vater Heinrich (VII.) erschien Johann als Friedensstifter: Vertriebene Ghibellinen mußten auf Geheiß des Böhmen von den Gegnern wieder aufgenommen werden! Ja, Johann erließ sogar angeblich

ein Verbot, sich fürderhin Guelfe oder Ghibelline zu nennen! (A., S. 265) Ungemein interessant ist das Ende des Abenteuers. Die Stimmung schlug wieder einmal um, und zwar gegen den Böhmenkönig. Wie die „Geschichte" weiß, bildete sich sogar ein guelfo-ghibellinischer Bund wider den vor kurzem so freudig aufgenommenen König Johann! Doch die Liga wollte nicht nur den Böhmen, sondern auch den Legaten des „Universalpapstes" aus dem Lande jagen. *„Seltsam ist der Eingang* [des Bundes Vertrages], *wonach ein Bund, der doch auch gegen den Stellvertreter des Papstes sich richtete, dennoch zu Ehren der Kirche und des Papstes gestiftet sein wollte. Zur Ehre des Papstes sollte sein Statthalter bekämpft werden."* (A., S. 412) Das heißt: Es ist Johann nicht geglückt, für das französische Papsttum in Italien große Liebe zu erwecken; bestimmte Kreise von bisher kirchlichen Gegnern fanden sich dagegen zur Abwehr der avignonesischen Einflüsse zusammen.

Wie erwähnt, nahm am italienischen Abenteuer seines Vaters auch der damals fünfzehnjährige Prinz Karl teil, zeitweise mußte er sogar den Vater vertreten. Der Jüngling konnte nicht nur die Kunst der Kriegsführung und des politischen Unterhandelns erproben, sondern sah sich auch mitten in den kirchlich-dogmatischen Kampfplatz gestellt. Zur Pariser Theorie kam die italienische Praxis hinzu.

Nunmehr ist es an der Zeit, wieder der Rolle zu gedenken, die Karl von Mähren als königlicher Gegenspieler Ludwig des Bayern spielen sollte. Mögen vorerst die Quellen plaudern.

Da erinnern wir uns, daß es angeblich dem Bayern bei drei „Universalpäpsten" – Johann, Benedikt und Clemens – trotz seiner demütigen Bettelei nicht gelungen war, die Absolution und die Approbation zum „römischen König" zu erlangen. Papst Clemens – es ist das Peter Roger, der Erzieher Karls von Mähren – erneuerte natürlich den „Prozeß" gegen Ludwig, denn er wußte, was er wollte. Als sich der „gebannte" deutsche König nicht zur Verantwortung in Avignon einfand, erfolgte von dort seine feierliche Verfluchung! Und den deutschen Kurfürsten wurde von Clemens befohlen, so berichtete die „Geschichte", sofort zu

einer neuen Königswahl zu schreiten, widrigenfalls der „Universalpapst", dem ja *„Recht und Gewalt der Wahl"* zustehe, von sich aus Abhilfe treffen werde. Erzbischof Balduin von Trier hatte schon vorher von Avignon den Auftrag erhalten, einen geeigneten Kandidaten für die Neuwahl ausfindig zu machen; und Balduin brauchte gar nicht lange zu suchen. Sein Neffe, eben Karl von Mähren, begab sich denn auch schleunigst über Trier nach Avignon, um vom Papst Clemens die Bedingungen zu erfahren, unter denen er deutscher König werden könnte. Clemens stellte keine harmlosen Bedingungen, die aber bereitwilligst angenommen wurden. Hierauf sandte der Papst Schreiben an die Kurfürsten von Köln, Trier und Sachsen, in denen er ihnen die Wahl Karls zur Pflicht machte! *„Am festgesetzten Tage fanden sich fünf Kurfürsten in Rense ein, von denen der eine der Vater, der andere der Großoheim des Kandidaten, der dritte* [Mainz] *ein Kurfürst ohne Land, die anderen, Köln und Sachsen, um hohe Summen bestochen waren."* [104] Gewählt wurde selbstverständlich der präsentierte Karl von Mähren. Wie geheimnisvoll es bei diesen Wahlvorgängen hergegangen sein muß, deutet die merkwürdige Äußerung eines „Zeitgenossen" an: *„… daß nicht leicht herauszubringen sei, wie, wo, wann und von wem Karl gewählt worden."* [105]

In dieser tendenziösen Darstellung den historischen Kern freizulegen, wird dem aufmerksamen Leser jetzt nicht mehr schwerfallen. Erlogen ist alles, was sich auf angeblich *„rechtliche Befugnisse des Universalpapstes "* gegenüber dem deutschen König und den Erzbischöfen und Kurfürsten bezieht. Konnte sich demnach der französische Papst auch nicht auf Tradition und Rechtstitel stützen, um öffentlich in die deutschen (und italienischen) Verhältnisse einzugreifen, so stand doch nach wie vor nichts im Weg, auf geheimen Bahnen, beispielsweise durch Geldzuwendungen, bestimmend auf die Entschlüsse einflußreicher Persönlichkeiten in Deutschland (und Italien) einzuwirken. Das ist denn auch gründlich geschehen. Den Wünschen des französischen Papsttums kam auch der sich ankündende Umschwung der

Stimmung in Deutschland entgegen, die sich in dem Wiedererstarken der weltlich-kirchlichen Bestrebungen äußerte.

In Avignon (und später als König) soll Karl dem Papste Eide geschworen haben. Nun kann an der Tatsache beschworener Verpflichtungen Karls auch kein Zweifel bestehen, umso mehr aber an den Einzelheiten des angeblichen Inhaltes der überlieferten Eide. Wieder ist alles das als erdichtet auszusondern, was Karl als „römischer" König dem „Universalpapst" geschworen haben soll, beispielsweise das Nachsuchen der Approbation. Ganz selbstverständlich dagegen ist es, daß der Böhme seinem päpstlichen Freund und Wohltäter eidlich das Versprechen gab, Stellung und Macht als deutscher König soweit als möglich auch im Sinne der französischen Kirche zu verwenden. Soweit das möglich war! Man muß sich darüber klar sein, daß Karl nicht daran denken konnte, sofort und unter allen Umständen den deutschen Regionalkirchen das französische Dogma aufzunötigen, Deutschland in religiös-kirchlicher Hinsicht zu gallikanisieren. War doch gerade eben von Ludwig dem Bayern und seinen theologischen Bundesgenossen jede autoritäre Kirchlichkeit und „weltliche" Hierarchie im Prinzip bekämpft worden. Karls übernommene Verpflichtungen konnten bei dieser Lage nur lauten: als König vorerst in Deutschland das bestehende autoritäre Kirchen-Christentum als solches wieder zu begünstigen und zu festigen, dagegen alle deutschen Kirchen- und Priesterfeinde – also die „freien" Christen und die Gottgläubigen – mit allen Mitteln zu bekämpfen und als „Ketzer" auszurotten.

Aber noch lebte König Ludwig der Bayer, und noch hatte dieser überall Anhänger. Von seinen gelehrten Bundesgenossen waren zwar inzwischen Marsilius und Cesena gestorben; doch lebte Occam noch, und er lehnte sogleich den Gegenspieler Ludwigs des Bayern, den „Pfaffenkönig" Karl scharf ab. Die Bürger der Krönungsstadt Aachen, wie übrigens die aller freien und Reichsstädte, wollten ebenfalls nichts von dem Pfaffenkönig wissen und hielten vor ihm die Tore verschlossen. Karl hielt es daher erst einmal für das beste, im Auslande (nämlich in Frankreich

und Italien) die Weiterentwicklung der deutschen Dinge abzuwarten.

Da starb plötzlich auf einem Jagdausflug Ludwig der Bayer. Nach diesem „Glücksfall" rückte Karl alsbald mit einem in Böhmen gesammelten Heer in Deutschland ein, und nun wurde ein Umschwung der Stimmung offenbar. Es zeigte sich, daß nach dem Verlust ihres Oberhauptes viele bisherige Gegner bereit waren, auf Karls Seite zu treten und ihn als König anzuerkennen. Der Zögling Peter Rogers konnte nun Beweis führen, daß er zu Paris und Avignon in Sachen der Diplomatie etwas Tüchtiges gelernt hatte. Wirklich, der Pfaffenkönig hatte sich eine der Hauptlehren des französischen Nationalpapsttums fest eingeprägt: Gewinne Dir Freunde mit dem Mammon! Nach diesem Grundsatze handelnd, hat Karl in der Tat Deutschland mehr erkauft als erobert. Man braucht bei Werunsky nur die Seiten 93, 95, 98, 112, 144, 159, 170, 174, 187, 231 aufzuschlagen, um gewahr zu werden, in welchem Ausmaße der König die goldene „Handsalbe" nach allen Seiten hin ausgeteilt hat. (W., II) Auch bei zwei von den Gegenkönigen Karls, die nach Ludwigs Tod von der bayerischen Partei nacheinander aufgestellt wurden, spielte im Endkampf das Geld eine wichtige Rolle: Sie ließen sich ihre Abdankung von Karl mit bedeutenden Summen bezahlen.

Alles andere eher versuchen als das Eisen, war Karls diplomatisches Prinzip. Wie er die Affäre des falschen Waldemar (die natürlich auch sattsam überfälscht ist) für seine Zwecke auszubeuten wußte, kann man in den Geschichtsbüchern nachlesen. Auf Seiten der bayerischen Partei stand anfangs auch der einflußreiche Pfalzgraf Rudolf. Durch einen klugen Schachzug gelang es Karl, sich den Pfalzgrafen zum Freund zu machen und dadurch die Wittelsbacher Kurfürstenpartei zu sprengen: Der inzwischen Witwer gewordene König heiratete die einzige Tochter des Pfalzgrafen, Anna!

Was bei den deutschen Fürsten und Städten etwa die Handsalbe des Goldes nicht vermochte, bewirkte in vielen Fällen das königliche Pergament. Freigebig streute König Karl überallhin

seine Privilegien aus. Daß man dergestalt *„auf kaltem Wege“* auch vortrefflich für die weltliche Stärkung des Priestertums sorgen konnte, liegt auf der Hand. Beispielsweise war es sehr bedeutungsvoll, einem Geistlichen die weltliche Gerichtsbarkeit zu übertragen. Wie steht es nun aber mit der Echtheit der Urkunden Karls (IV.)? Für die Beurteilung, wie weit die Geschichte des Pfaffenkönigs verfälscht wurde, ist die Beantwortung folgender Frage maßgebend. Sie lautet: Auch alle Urkunden dieses Herrschers sind durch die Umprägefilialen der großen Fälschungsaktion gegangen. Wir stoßen nämlich beim Urkundenschatz Karls auf die uns so wohlbekannten Fälschungsbrandmale.

1. Manchmal stimmen die Daten einer Urkunde nicht mit den betreffenden Angaben eines Schriftstellers überein.
2. Oft passen die großen Entfernungen von Ausstellungsorten nicht zu der Kürze der Zeit, d.h. die Entfernungen sind auffallend groß, teilweise unmöglich.
3. Nicht selten ergeben sich Fälle, *„wo der König nicht gerade am angegebenen Tage, wohl aber kurz vorher oder nachher am bezeichneten Ort gewesen ist.“* [106]
4. Fälle, *„wo der Kaiser weder am angegebenen Tage noch kurz vorher oder nachher am bezeichneten Orte sich aufgehalten hat.“* (Hu., S. 51)

Etwas ganz Besonderes ist die Urkunde Nr. 1552, angeblich vom 4. Mai 1353, *„wo Karl dem Rat von Straßburg seine in Ofen vollzogene Vermählung … anzeigt, die nach allen Nachrichten im darauffolgenden Juni gefeiert wurde“*. (Hu., S. 51)

5. Widersprüche zwischen „Originalurkunde“ und Eintragung im Register (NA. Bd. 43, S. 585 f.) Das sind eklatante Anzeichen der erfolgten Verfälschung, wie sie im Buche: *Die Fälschung der deutschen Geschichte* (und in *Neue Beweise …*) ausführlich besprochen wurden. Vielsagend klingt das Resultat einer Untersuchung Gutjahrs: *„Aus der Anzahl von 1400 Urkunden in deutscher Sprache aus der kaiserlichen Kanzlei … fand ich im ganzen nur 55 Urkunden, welche dem von der kaiserlichen Kanzlei selbst vorgeschriebenen*[!] *und angewandten Brauche entsprechen.“* [107]

5.

Gewaltiges Erstarken des „weltlichen" Priestertums unter dem Pfaffenkönig

Alles politische Geschehen des 14. Jahrhunderts wurde durch das Dasein und Wirken des Priestertums seiner gottgewollten Bestimmung – arteigene Erhaltung und Wachstumsförderung des Volkes – entfremdet und offen oder verkappt zur Dienstleistung für übervölkische und überirdische Ideale gezwungen. Zur Kenntnis der letzten Motive aller bedeutsamen politischen Handlungen jener Jahrzehnte wird man nur dann gelangen, wenn man sich an jedem wichtigen Punkt die Frage vorlegt: Welches kirchlich-priesterliche Interesse steckt dahinter? Das gilt auch von der merkwürdigen, epidemisch umgehenden Erscheinung der sogenannten „Landfrieden", lokal und zeitlich begrenzten „Bündnisse", von denen die Geschichte der Zeit förmlich wimmelt.

Es fällt mir nun nicht etwa ein, zu leugnen, daß bei der massenhaften Errichtung solcher „Landfrieden" auch weltlich-politische Ziele im Spiele gewesen seien. Das rein Politische mag bei der Durchführung solcher regionalen Bündnisse sogar äußerlich im Vordergrunde gestanden und gewirkt haben. Aber seitens der „Regionalkirchen" wäre es eine unbegreifliche Außerachtlassung gerade des Mittels gewesen, das für die Verwirklichung und Festigung ihrer dogmatisch-hierarchischen Bestrebungen weitaus am geeignetsten war, wenn sie solche politischen Regional-Bündnisse nicht zum Heil der „Kirche" ausgebeutet hätten. Sehen wir uns die Vertragspartner solcher Bündnisse an, so gewahren wir fast immer einen oder mehrere „Bischöfe" als Mitglieder derselben. Bedenken wir weiter, daß die durch die Hierarchie der verschiedenen Teilkirchen eingeleitete dogmatisch-kirchliche „Unterwerfung" des Volkes unweigerlich zu Zwistigkeiten und Spaltungen, zu Angriffs- und Abwehrmaßnahmen führen mußte, so wird das Hervorschießen von lokalen „Bün-

den“ und Zusammenschlüssen Gleichgesinnter auch aus kirchlichen Gründen verständlich. Solche regionalen Bünde konnten sowohl von den angreifenden Kirchen, als auch von den angegriffenen (Gottgläubigen und „freien“ Christen) geschlossen werden, sie konnten öffentlich oder geheim sein. Sicher ist auch, daß einige dieser Bünde wirkliche „Landfrieden“, d.h. Waffenstillstandsverträge streitender Parteien darstellten. Wenn nun König Karl solche Landfrieden – im wörtlichen Sinne genommen – begünstigte, ja einigen selbst beitrat, so verriet er keineswegs die Sache der „Kirche“: in einem Waffenstillstandsgebiet konnte der erreichte Einfluß der Priesterschaft auch durch legale (gesetzgeberische) Maßnahmen des Königs ungemein gefestigt werden.

Durch eine Aufzeichnung, welche 1386 die Stadt Ulm an die befreundete Stadt Speyer gesandt haben soll, werden wir auf eine merkwürdige Wesens Verbindung aufmerksam gemacht: „*Etliche Fürsten hätten einen Landfrieden, der Faim genannt, aufgebracht, der sich von Tag zu Tag mehre … Man hat heimlich Faimgerichte eingesetzt …*“ [108] Der Vemeforscher Lindner bemerkt hierzu: „*Der Berichterstatter wirft in seinem Schreck und Argwohn Richtiges und Unrichtiges durcheinander. Da man in Norddeutschland den Landfrieden auch Veme zu nennen pflegte*[!]*, vermischte seine erregte Einbildungskraft diesen mit den Freigerichten.*“ (L., S. 459 f.) Lindner hat ganz verkannt, worin das Problem hier eigentlich liegt, nämlich in der sonderbaren Tatsache, daß und warum man (in Norddeutschland) den Landfrieden auch Veme zu nennen pflegte! Dinge, Erscheinungen, die in ihrem Wesen gar nichts miteinander gemein haben, „pflegt“ man auch begrifflich und namentlich nicht zu vermengen. Die Veme ist denn auch in Wahrheit nichts anderes als ein geheimer Landfriedensbund. Es ist der Pfaffenkönig Karl, der 1349 „*die früheste Andeutung eines wirklichen Geheimnisses bei Gericht und Schöffen gibt*“. (Li2., S. 481) Die Überlieferung deutet noch mehr an: Karl hat sich als kluger Politiker auch um die Besetzung der Freistühle der Veme bekümmert.

In einem Diplom von 1349 ermächtigt er einen Geistlichen, die Freigrafen des geheimen Gerichts zu bestimmen.[109] Es ist hier nicht der Ort, eine gründliche Erörterung der interessanten Probleme des „heimlichen Gerichts" vorzunehmen, zumal die Veme ihre eigentliche Bedeutung erst mit dem Ende des 14. Jahrhunderts (nach vollzogener Gründung der römischen Universalkirche!) gewinnt. Thudichum hat erkannt, daß die Vemgerichte gleichsam weltliche Ketzergerichte seien: sie sind es tatsächlich auch gewesen. Auch wenn darüber nichts in den (verfälschten!) Quellen über die Veme steht! Aber die Quellen verraten schon so genug. *„Unterm 25. November 1371 erteilt Karl dem Erzbischof von Köln, den Bischöfen von Münster, Paderborn und Osnabrück, sowie dem Grafen von der Mark, ein geheimgehaltenes Privilegium, „Landfriedensrecht" genannt, welches sie ermächtigte, durch die von ihnen abhängigen „heiligen" Femgerichte … jeden Gegner ohne Gehör aufhängen zu lassen."* [110] Landfrieden pflegte man eben, wenn sie geheim waren, auch „Faim" zu nennen.

König Karl wußte für seinen Zweck-Stärkung der Priestergewalt und Ausrottung der freien Christen und Gottgläubigen als „Ketzer" – neben goldenen „Handsalben" und Privilegien auch offene und geheime Bünde wohl zu verwenden. Natürlich wurden Gegenbünde der „Ketzer", soweit es in Karls Macht stand, aufgelöst. Nord- und Mitteldeutschland mußte dem König aus einem bestimmten Grunde ganz besonders ein Dorn im Auge sein. In diesen Gebieten lebten immer noch große Massen von Gottgläubigen und freien Christen! Die Überlieferung läßt Karl im Interesse der Geistlichkeit Niedersachsens(!) eine Verfügung richten *„gegen die Übergriffe der Laien und namentlich der Staatsobrigkeiten, welche durch willkürliche Gesetze*[!] *die Rechte der Kirche beschränken, den Erwerb von weltlichem Besitz*[!] *verhinderten, Exkommunikation nicht beachteten, geistliches Gut an sich rissen und besteuerten, die kirchlichen Zufluchtsstätten verletzten."* [111]

Natürlich schickt die „Geschichte" König Karl auch auf die „Romfahrt", um ihn von dort die „römische Kaiserkrone" holen zu lassen. Was es mit dem damaligen Rom und mit der angebli-

chen „römischen" Kaiserkrönung deutscher Könige vor dem 15. Jahrhundert auf sich hat, weiß der Leser nun schon zur Genüge. Sehr vorsichtig und klug ist es daher, daß auch die meisten „Zeitgenossen" von der angeblichen Romfahrt Karls gar nichts berichten. Das Werk des einzigen berichtenden „Augenzeugen" jener erdichteten römischen Krönungsereignisse ist – selbstverständlich! – im „Original" verschollen. Es existiert zwar eine Abschrift aus dem 15. Jahrhundert – also aus der Zeit der Fälschungsaktion! – aber *„die Qualität des Textes ist nicht erfreulich. Der Schreiber hat stellenweise seine Vorlage überhaupt nicht verstanden"*. An vielen Stellen steht ein *„geradezu sinnloser Text"*. (N.A., Bd. 38, S. 240)

Mit einer gesetzgeberischen Großtat König Karls müssen wir uns etwas ausführlicher beschäftigen. Es handelt sich um das berühmte Königswahlgesetz von Nürnberg-Metz aus dem Jahre 1356, genannt die *Goldene Bulle.* Eigentlich geschah damals etwas Ungeheuerliches, etwas bis dahin angeblich Unerhörtes und Niedagewesenes. Zum ersten Mal erscheint nämlich in der (gefälschten) deutschen Geschichte ein geschriebenes Reichsverfassungsgesetz! Wer wüßte nicht aus der „Geschichte", daß die deutschen Könige und Fürsten des Mittelalters – so ganz im Gegensatz zu den klugen „Universalpäpsten"! – auf Geschriebenes gar keinen Wert legten! Angeblich scheuten alle mittelalterlichen Herrscher Geschriebenes wie Teufelswerk. Es war schon von den deutschen Königen viel verlangt, daß sie Urkunden für andere ausstellen sollten. Am liebsten hätten sie überhaupt keine Schreiberlinge für solche unnütze Zeitverschwendung um sich geduldet. Wenn schon geschrieben werden muß, dann aber nur das Allernotwendigste! Register und Archive sollen wir deutschen Könige anlegen lassen? Wir Könige denken gar nicht an solchen Unsinn! Mögen sich die dummen Päpste mit solchen unnützen Dingen plagen – wir nicht. So sprachen alle deutschen Könige des Mittelalters – vorausgesetzt natürlich, daß man treuherzig der „Geschichte" aufs Wort glauben will. Und so geschah es denn, daß bis auf die Zeit König Karls noch immer kein ge-

schriebenes Reichsgesetz über die deutsche Königswahl existierte.

Der Pfaffenkönig hat in Nürnberg und Metz kein von Grund auf neues Wahlgesetz erlassen, belehrt uns die Überlieferung. So fand er angeblich bezüglich der namentlich festgelegten sieben Kurfürsten bereits eine feste Tradition vor. Es mußten nur noch gewisse Unsicherheiten, wie sich solche unter anderem infolge der üblichen Erbteilungen bei den weltlichen Kurstimmen herausgestellt hatten, aus der Welt geschafft werden. Uns interessiert vor allem die Frage: Ist die Überlieferung der *Goldenen Bulle,* so wie sie in den erhaltenen Exemplaren vorliegt, echt oder gefälscht? Zuerst eine Vorfrage: Kann die Überlieferung des Gesetzwerkes überhaupt echt sein? Da ja das Gesetz im Jahre 1356 erlassen sein soll, ist es vor der Epoche der großen Fälschungsaktion entstanden. Das besagt aber, daß die *Goldene Bulle* unbedingt durch die Hände der Väter der bald nachher einsetzenden Fälschungskampagne gegangen sein muß. Sollte nun ausgerechnet im vorliegenden Falle die ursprüngliche Überlieferung unangetastet geblieben sein? Darf man demnach von vornherein mit höchster Wahrscheinlichkeit vermuten, daß die vorliegenden Exemplare der *Goldenen Bulle* Fälschungsfabrikate sind, so wird diese Vermutung zur Gewißheit, wenn eben gewisse Eigentümlichkeiten nur aus der Annahme der Verfälschung erklärt werden können.

Von der *Goldenen Bulle* sind als die ältesten Ausfertigungen folgende Exemplare erhalten: B (das sogenannte böhmische, aus der Reichskanzlei) und vier kurfürstliche, nämlich T (Trier), C (Köln), M (Mainz), P (Pfalz). Dazu kommen noch zwei weitere Exemplare, nämlich F (Frankfurt) und N (Nürnberg), die aber aus etwas späterer Zeit stammen und Abschriften von B darstellen sollen.

Betrachten wir erst einmal die einzelnen Exemplare für sich, so fällt folgendes auf: *„T und C haben zahlreiche Rasuren“*; sie sind also nachträglich systematisch durchkorrigiert worden, was man bei Schriftstücken ja kennt. Aber in C sind sonderbarerweise

„gerade die konsequent[!] *durchgehenden Fehler stehengeblieben, wie auch manche schwer zu korrigierenden groben Mißverständnisse"*. [112] Der Korrektor von C verfuhr also nach dem Grundsatz: die kleinen Diebe hängen, die großen laufen lassen! Dabei sind die Abweichungen des Textes in C manchmal direkt „sinnlos". [113] Und wie steht's mit den anderen Exemplaren? P ist *„durch die Willkür*[!] *des Abschreibens … vielfach entstellt"*. (Hn2., S. 452) In M ist nicht selten ein Wort ausgelassen(!); also auch der Schreiber von M hat flüchtig gearbeitet. *„Wenn hier unzweifelhaft Flüchtigkeit die Schuld trägt, so fällt doch sehr auf, daß an zahlreichen anderen*[!] *Stellen M und T gemeinsam die gleichen Lücken*[!] *zeigen."* (MJÖG, S. 103) Wie der Leser bereits jetzt sieht, ist ein Hauptcharakteristikum aller kurfürstlichen Ausfertigungen die Fehlerhaftigkeit, und zwar eine Fehlerhaftigkeit, die merkwürdige Verbindungsfäden von einem Exemplar zum anderen zieht. Vom Schreiber von C hören wir noch, daß er *„einen nur durch Flüchtigkeit vielfach, aber nie sinnentstellend*[!] *veränderten Text schrieb"*. (Hn2., S. 451) Hier halten wir nun unwillkürlich ein; denn was haben wir da soeben gelesen? Veränderung des Textes durch Flüchtigkeit, die aber sinnvoll ist!! Welch wunderliche Psyche des Schreibers von C! Dem Leser meiner Schriften ist solche Paradox-Psyche allerdings nichts neues mehr: er weiß auch, was dahinter steckt. (Die Väter der Fälschungsaktion nämlich!) Und nun das am sorgfältigsten angefertigte Exemplar, das böhmische (B). Auch dies ist nicht ganz fehlerfrei. Wir hören da: *„Zwei der kurfürstlichen Exemplare … M und P … stehen B näher, mit dem sie namentlich einige auffallende Fehler*[!] *gemein haben, welche die beiden anderen kurfürstlichen Exemplare … C und T … vermeiden."* [114]

Vergebens haben die Forscher über die Rätselfrage gegrübelt: Wie sah denn die Urschrift der *Goldenen Bulle* aus, von der doch alle erhaltenen Exemplare Abschriften sein müssen? Oder ist vielleicht B das Original? Nein! Obwohl beispielsweise M und P mit gewissen Texteigentümlichkeiten dem böhmischen Exemplar B sehr nahe stehen, können beide doch nicht aus diesem B abgeleitet sein. Das heißt, B kann nicht die unmittelbare Vorlage für

die Kopien M und P gewesen sein, *„da sie im einzelnen doch zu oft von diesem Text abweichen "*. (Z., S. 176) Die textliche Verwandtschaft der erhaltenen Exemplare – die doch alle letzten Endes von der Urschrift abstammen, also im Wortlaut bei sorgfältiger Abschrift sich gleichen müssen! – ist eine ganz verzwickte. Nach Zeumer stehen bezüglich der Abweichungen im Text M und P zusammen gegen C und T. Lindner findet nun aber, daß keineswegs M und P, sondern M und T näher verwandt sind. Dieser Forscher hat noch weiter über die textliche Verwandtschaft aller Handschriften der *Goldenen Bulle* Beobachtungen angestellt und erklärt: *„Auffallenderweise hält aber auch C in einzelnen Stellen zu M und T gegen P und B. Endlich machen auch M, T, P, C zusammen gegen B Front."* (MJÖG, S. 104) Nicht gerade kurz und bündig ausgedrückt heißt das: *„… daß nicht nur keins der überlieferten … Exemplare als das eigentliche Original der Goldenen Bulle gelten kann, sondern auch, daß weder zu Nürnberg noch zu Metz irgendein Text vorhanden war, der auch nur in dem Sinne die Bedeutung eines Originals gehabt hätte, daß er offiziell als der maßgebende angesehen und als solcher in der kaiserlichen Kanzlei bei Abschriften … zugrunde gelegt wäre. Mindestens zwei verschiedene*[!] *Texte wurden zur Herstellung des sogen. Böhmischen, der vier kurfürstlichen Exemplare … verwendet."* (Z.,S. 178)

Eine sehr rätselhafte Sache: Eine Urschrift der *Goldenen Bulle* gab es eigentlich gar nicht, oder besser gesagt, nicht nur eine maßgebende „Original"-Schrift war vorhanden! Sondern mindestens zwei Niederschriften des Königswahlgesetzes lagen angeblich in der kaiserlichen Kanzlei als Unterlagen für die Abschriften vor; mindestens zwei verschiedene Urschriften also! Es hilft uns kein Sträuben, denn die Untersuchung der textlichen Verwandtschaftsverhältnisse führt zwangsläufig zu diesem Überraschungsschluß. (Immer treuherzig vorausgesetzt natürlich, die Exemplare der *Goldenen Bulle,* so wie sie vorliegen, seien echte, unangetastete Schriftstücke!) Einen offiziellen einheitlichen Text des wichtigen Gesetzes herzustellen, darauf legte angeblich keiner der Beteiligten Wert. Da waren eben zwei oder

drei textlich verschiedene Konzepte (oder wie man die Vorlagen bezeichnen will), und jeder Kurfürst (und die kaiserliche Kanzlei selbst) konnte sich nun aussuchen, nach welchem „Konzept" man seine Abschrift ausfertigen lassen wollte. Einerseits ging es nun bei dieser Abschriftnahme höchst flüchtig zu: „*Die Fehlerhaftigkeit aller durch Besiegelung … beglaubigten authentischen Exemplare zeugt von einem hohen Grad von Sorglosigkeit.*" (Z., S. 177) Andererseits hörten wir jedoch, daß man auch große Sorgfalt walten ließ, denn einige Exemplare sind systematisch durchkorrigiert. Man verglich sogar die Abschriften miteinander! Man ließ aber doch wieder einige „konsequente Fehler" seelenruhig stehen! Eine rätselhafte Geschichte fürwahr.

Es wäre Zeitverschwendung, sich noch länger mit den Exemplaren der *Goldenen Bulle* aufzuhalten, denn für meine Leser liegt die Lösung aller Rätsel auf der Hand. Die wieder einmal kraß auftretende gewollte Abweichung („absichtlicher Widerspruch"), wie sie besonders in der „sinnvollen Flüchtigkeit" offenbar wird, beweist schlagend, daß sämtliche Exemplare der *Goldenen Bulle* gelehrte Fabrikate der großen Fälschungsaktion sind. Aus einem guten Grunde betrifft der gewollte Widerspruch im vorliegenden Falle nicht die inhaltliche, sondern die formale (textliche) Seite. Um das nämlich sogleich zu betonen: Die *Goldene Bulle* ist nicht etwa in allen Bestimmungen glatt erdichtet, sondern sie liefert trotz der erfolgten tendenziösen inhaltlichen Teilumfälschungen im wesentlichen echtes Staatsrecht. Das Gesetz sollte ja in der Praxis Verwendung finden, nicht etwa bloß, wie der große Haufen der gefälschten mittelalterlichen Akten und Urkunden, als gelehrtes Fälschungsfabrikat nur für die Archive geschmiedet werden. Aber warum mußte denn das Königswahlgesetz überhaupt gefälscht werden? Unter anderem deshalb, weil die Bestimmungen der *Goldenen Bulle* in Wahrheit nicht aus dem Jahre 1356, überhaupt nicht aus Karls (IV.) Zeit stammen, sondern einen Rechtszustand erst des folgenden Jahrhunderts darstellen. Das will besagen: Die *Goldene Bulle* (als solche) ist zurückdatiert worden! Um die Notwendigkeit solcher Zurück-

datierung seitens der Fälscher zu verstehen, müssen wir den Zweck unseres Gesetzes ins Auge fassen.

Die *Goldene Bulle* regelt die deutsche Königswahl, indem sie das Recht der sieben Kurfürsten bezüglich des Wahlgeschäftes schriftlich fixiert. Daß gerade sieben, und zwar drei geistliche und vier (ganz bestimmte) weltliche Kurfürsten den König „kiesen" durften, war, so gibt die Überlieferung zu verstehen, zu Karls Zeiten seit langem anerkannte Rechtsgewohnheit. Mindestens seit 1257 soll eben diesen bestimmten sieben Fürsten vor allen übrigen Reichsfürsten das Vorrecht der Wahl des deutschen Herrschers eingeräumt worden sein. Früher hatten und übten alle Reichsfürsten das Wahlrecht aus! Noch um das Jahr 1200 verhielt sich das so; und gewisse angesehene geistliche und weltliche Fürsten (eben die späteren sieben Allein-Kurfürsten) hatten damals nur einen Vorrang bei der Abgabe der Wahlstimmen: sie durften zuerst abstimmen. Im Verlaufe eines halben Jahrhunderts etwa muß sich dann die Entwicklung des Wahlrechtes nach einer bestimmten Richtung hin förmlich überstürzt haben. Denn, wie schon gesagt, im Jahre 1257 sahen sich alle Reichsfürsten „rechtlich" von dem Königswahlgeschäft ausgeschlossen – bis auf die sieben Vorrang Wähler, die also nun Allein-Wähler geworden waren. Eine überraschende Entwicklung, so konstatieren, ein wenig befremdet, auch unsere Historiker. Aber da unsere relativistischen Forscher demütige Sklaven der Überlieferung sind, so finden sie sich eben mit der „Tatsache" der aus den Quellen zu folgernden Entwicklung des Wahlrechtes ab. Für jeden unbefangenen Denker ist jedoch die geschilderte „Entwicklung" ein Rätsel: Man vermag nämlich von der sonst so redseligen (gefälschten) Überlieferung durchaus nicht zu erfahren, welche politischen Kräfte solche „Entwicklung" bewirkt haben. Die Entwicklung vollzieht sich im leeren Raum, oder wenn man will: durch „Fügung" des Schicksals! In der rauhen Wirklichkeit verläuft aber eine politische Entwicklung (des Wahlrechts) nicht durch „Fügung", sondern unter dem Druck politischer Kräfte. Wie nur konnten sich alle übrigen Reichsfürsten (es waren sehr

angesehene und mächtige unter ihnen) das wichtige Königswahlrecht widerstandslos entreißen lassen? Hierüber herrscht in den Quellen tiefes Schweigen. Die sieben bevorrechteten Reichsfürsten sind deshalb schließlich zu Allein-Wählern geworden, weil sie sogenannte Erzämter verwalten, deuten manche Quellen an. Das mag immerhin noch den alten Vorrang bei der Stimmabgabe einigermaßen erklären, nimmermehr aber die widerstandslose Ausschaltung aller übrigen Reichsfürsten. Bloch spricht von einer *„Logik der Tatsachen"*, die solche Ausschaltung zuwege gebracht habe, aber leider, leider: die „Tatsachen" sind unauffindbar! [115]

Hiermit hängt ein weiteres psychologisches Rätsel eng zusammen. Setzen wir noch einmal den Fall, die Überlieferung sei echt, so mußten also die Zeitgenossen jener „Entwicklung" genau davon unterrichtet sein, seit wann und wie das Recht der Allein-Wahl der sieben Kurfürsten entstanden war. Aber nun erleben wir eine Riesenüberraschung: Ausgerechnet die „Zeitgenossen" fangen an, sich über die mutmaßliche Entstehung des Kurfürstentums die Köpfe zu zerbrechen und wunderliche Märchen darüber in die Welt zu setzen. Man lese nur, was Buchner über die „Kurfürstenfabel" zusammengetragen hat.[116] Über etwas, das jedermann wissen mußte, begann plötzlich ein gewaltiges Rätselraten! Wenn es überhaupt noch nötig wäre, nach Beweisen für die erfolgte systematische Verfälschung der spätmittelalterlichen Quellen zu suchen: hier hat man wieder einen wundervollen psychologischen Beweis dafür in die Hand bekommen.

Den speziellen Tatbestand, daß die *Goldene Bulle* nicht auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz im Jahre 1356 entstanden ist, gibt nun die gefälschte Überlieferung ungewollt selbst zu. Wir hören nämlich: *„Merkwürdig ist, wie überaus geringfügig die Spuren sind, welche der Akt der Gesetzgebung in den gleichzeitigen Aufzeichnungen hinterlassen hat."* Die Zeitgenossen sind *„fast durchweg achtlos an ihr vorübergegangen. Selbst die auf den Reichstagen, auf denen das Gesetz –publiziert wurde, anwesenden Personen schienen von den bedeutsamen Vorgängen, abgesehen natürlich von den*

unmittelbar beteiligten Kreisen, kaum etwas gemerkt zu haben … In dem kurz nach Weihnachten 1356 von den [anwesenden!] *Straßburger Ratsboten über diesen Tag erstatteten Bericht wird von allen möglichen Dingen gehandelt, von der an demselben Tage vollzogenen Publikation des Gesetzes kein Wort! … Von den gleichzeitigen chronikalischen Quellen erwähnt nur eine die Nürnberger Gesetzgebung, und zwar in der allerdüftigsten Weise.*" (Z., S. 3)

6.

Auf dem Weg zum zweiten deutsch-italienischen Sonderpapsttum

Wir überfliegen ein Jahrzehnt der Regierungszeit Karls (IV.). Durch eine von der Überlieferung gemeldete zweite „Romfahrt" des Pfaffenkönigs vom Jahre 1368 wird unsere Aufmerksamkeit jetzt wieder auf die Verhältnisse Italiens gelenkt.

Immer noch waren die Visconti von Mailand, deren Herrschaft sich noch über zahlreiche andere Städte der Lombardei erstreckte, die Führer der antifranzösischen Bewegung in Oberitalien. Mit „guelfisch" gesinnten Nachbarstädten lagen sie in dauernden, recht wechselvollen Kämpfen. Obwohl also die Kurie von Avignon nach wie vor in Italien mächtige Bundesgenossen, wie Florenz, besaß, war der so heiß erstrebte dogmatisch-kirchliche Einfluß der französischen Nationalkirche infolge der ungebrochenen Angriffskraft des Mailänder Gegners immer wieder lahmgelegt. Da verwundert es uns nicht, wenn wir vernehmen, daß in früheren Jahren auch König Karl, der eifrige Beschützer französischen Priestertums, mit den Mailändern zusammengeraten war. Schon 1356 hatte Karl durch seinen für Italien ernannten Generalkapitän Markwart die beiden Visconti Bernabo und Galeazzo wegen ihrer „ *Übergriffe gegen Kirche und Reich*" zur Verantwortung vorladen lassen, unter anderem deswegen, *„weil sie kirchliche Benefizien aus eigener Autorität verliehen, Geistliche eingekerkert und gefoltert, die gegen Ketzer verhängten Sentenzen nicht publiziert … hatten.*" Die Visconti antworteten damals mit einem

groben Briefe, worin sie Markwart Räuberhauptmann und Brandstifter titulierten. Es ist also unsere Aufgabe, die immer wieder aufflackernden Kämpfe der Parteien im einzelnen kritisch zu verfolgen. Wir können uns mit der nackten Tatsache dieser Kämpfe für und gegen das (weltliche) Priesterchristentum (insbesondere gegen das Papsttum Frankreichs) begnügen, wollen nur noch die in diesen Kämpfen hervortretenden sog. „bösen Gesellschaften" erwähnen. Die Quellen verstehen unter diesen „Gesellschaften" zahlenmäßig oft sehr starke, unabhängige, militärische Söldnerbanden und Freibeuterkompagnien. Im Jahre 1366 *„erließ* [der damalige französische Papst] *Urban die große Strafbulle gegen die in Italien hausenden Gesellschaften, in der er ihre Greueltaten weitläufig schilderte: ihre … Feindseligkeiten gegen Städte und Orte der römischen Kirche*[!] *…"* (W., III, S. 341 bis 343)

In der Tat sind denn auch die „bösen" Kompagnien nichts anderes als Streitkräfte der Kirchengegner, insbesondere der Gegner der französischen Kirche. Kämpften solche Gesellschaften aber im Dienste der Kurie von Avignon, so waren sie natürlich willkommen als gute Hilfskräfte. Auch die französischen Päpste haben nämlich solche „Banden" in Italien aufgestellt. Nur spricht dann die Überlieferung in solchem Falle schlicht und einfach von „päpstlichen Truppen". So hatte Innocenz (VI.) von Avignon den Kardinal Aegidius Albornoz als seinen Heerführer nach Italien geschickt, der für den „Universalpapst" den fast ganz verlorenen „Kirchenstaat" wieder zurückerobern sollte. In Wahrheit bestand Albornoz' Aufgabe darin, im Bunde mit den italienischen Freunden (Städten) die widerspenstigen Gegner der Kirche zur Unterwerfung zu zwingen. Der französische Kardinal = Feldhauptmann habe mit den Waffen der Diplomatie und des Krieges besonders in Mittelitalien große Erfolge erzielt, melden die Quellen, und es liegt kein Grund vor, dies im allgemeinen zu bezweifeln. Ohne Frage haben ja die Visconti nicht am laufenden Bande gesiegt, sondern sie sind, wie es die Überlieferung berichtet, gewiß öfter durch vorübergehende Mißerfolge zum Waffenstillstand bzw. zu Friedensverhandlungen ge-

nötigt worden. So soll kurz vor der Ankunft des Albornoz ein Friedensschluß zwischen Florenz und Mailand zustandegekommen sein. Wenn es damit im Zusammenhange aber heißt, damals habe der „Universalpapst" an die Mailänder *„Rebellen und Ketzer"* das Ansinnen gestellt, sie möchten ihn wegen ihren kirchenschänderischen Taten *„um Verzeihung bitten"*, damit er ihnen *„Absolution von den Kirchenstrafen"* erteilen könne, so steht, von unserem Erkenntnisstandpunkt aus gesehen, die Tendenzlüge ohne weiteres fest.

Wir kehren nun zu König Karl zurück. Von ihm hören wir, daß er in persönlicher Besprechung zu Avignon mit Papst Urban (V.) einige dringende Fragen, wie Bekämpfung der „bösen" Gesellschaften und der Visconti, erörtert habe. Der Hauptgegenstand der Unterhaltung zwischen Karl und Urban war aber angeblich ein anderer. Die Quellen berichten nämlich, der König habe dem „Universalpapst" die Rückkehr von Avignon nach Rom nahegelegt. *„Die Völker und Staaten Europas sahen das dauernde Verweilen der Kurie in Avignon mit großem Mißvergnügen. Namentlich Deutschland schrieb die Unbilden, die es unter Johann XXII. und seinen Nachfolgern erlitt, der Einwirkung des feindlichen Nachbars im Westen zu, und Karl wußte am besten, wie eng Frankreich und Papsttum zusammenstanden."* (Lil., II, S. 70) Und damit stehen wir – vorausgesetzt die mittelalterliche Überlieferung sei grundsätzlich echt! – wieder vor jenem großen religionspsychologischen Rätsel: Wie ist es möglich, daß sich die Christen jener Zeit um die durch das *„babylonische Exil des Papsttums"* so grausam verletzte Glaubenstradition von der *Sedes Romana* so ganz und gar keine Gedanken und Sorgen gemacht haben? Nehmen wir die „Geschichte" für echt, so bleibt dies religionspsychologische Rätsel unlösbar. Aber die „Geschichte" des Mittelalters ist, wie wir wissen, eben nicht echt! In Wirklichkeit konnten also die „Gläubigen" von derartigen Sorgen gar nicht bedrückt werden. Das Generalaxiom meiner Schrift *Rätsel Rom im Mittelalter* lautete denn auch: die Übersiedlung des „Universalpapstes" von Rom nach Avignon ist erdichtet! Eine katholische Universalkirche mit

einem Universalpapst und eine päpstliche Welthauptstadt Rom existierten vor dem 15. Jahrhundert noch nicht! Ungemein aufschlußreich wirkt denn auch die Angabe, daß die Völker und Staaten Europas die angebliche Rückkehr des „Universalpapstes" nach dem *„gottgewollten ewigen Sitz des Papsttums"*, nach Rom, gar nicht aus religiösem Grunde gewünscht hätten, sondern aus dem ganz weltlichen Grunde, um das Papsttum aus den politischen Fesseln Frankreichs zu lösen.

Niemals wurde das „Universalpapsttum" von Rom nach Avignon „verlegt"; woraus folgt: Es konnte also auch nicht wieder nach Rom zurückverlegt werden! Erlogen sind daher sowohl die angeblichen Bemühungen Karls, den Papst Urban zur „Rückkehr" zu veranlassen, als auch natürlich die von den Quellen berichtete vorübergehende Rückkehr Urbans nach Rom selbst. Also ist auch König Karl niemals zusammen in Rom gewesen. Die axiomatische Konsequenz unserer Zentralerkenntnis liefert dann noch die Feststellung: Auch Urbans Nachfolger in Avignon, Gregor (XI.) kann nicht, wie uns die „Geschichte" einreden möchte, im Jahre 1377 den „Stuhl Petri" endgültig nach Rom „zurückverlangt" haben! Ebensowenig wie Urban hat Gregor eine Stadt Rom gesehen und kann darum auch nicht in der „Welthauptstadt" am Tiber gestorben und begraben sein.

Warum tischt uns die „Geschichte" die Lüge von der Rückverlegung des „Universalpapsttums" nach Rom und im Zusammenhang hiermit die Lüge von Urbans und Gregors Anwesenheit in Rom auf? Warum mußte in der gefälschten Überlieferung gerade jetzt im Jahre 1377, der Papst nach Italien zurückkehren? Die Geschichtsfälscher waren zu solcher Tendenzfabelei gezwungen durch ein sich damals in Italien vollziehendes folgenschweres Ereignis, dessen wahre Natur mit allen Mitteln verdunkelt werden mußte. Dies Ereignis ist die zweite und diesmal sehr dauerhafte Aufstellung eines genuinen italienisch-deutschen Sonderpapsttums. (Wir kommen sogleich auf die Gründung und ungeheure Bedeutung des zweiten italienisch-deutschen Papsttums zurück.) Unmöglich konnten die Fälscher diese

Tatsache eines unabhängigen deutsch-italienischen Eigenpapsttums zugeben (wie sie auch das französische Papsttum nicht als genuines Sonderpapsttum gelten lassen durften.) Denn eine Generaltendenz der mittelalterlichen Geschichtsfälschung lautet ja: Unabhängige Sonderpäpste hat es im Mittelalter nicht gegeben; es hat immer nur ein Universalpapsttum mit dem Sitz in Rom existiert! Das bereits um das Jahr 1300 angeblich seit vielen Jahrhunderten bestehende Universalpapsttum ist ja eigentlich die große Tendenzlüge der Fälschungsaktion. Der Tendenz wurde man nun einmal betreffs des französischen Papsttums dadurch gerecht, daß man das „Universalpapsttum" einfach nach Avignon „verlegte". Als dann das italienisch-deutsche Sonderpapsttum ebenfalls mit der Generaltendenz in Einklang gebracht werden mußte, ergab es sich für die Fälscher ganz von selbst, daß man in der gefälschten Überlieferung das „Universalpapsttum" nun wieder nach Italien, nach Rom „zurückverlegte". So gewinnt es durchaus den gewollten Anschein, als handele es sich beim französischen wie beim deutsch-italienischen Eigenpapsttum immer um das „seit alters" existierende „Universalpapsttum". Weil das im Jahre 1378 verwirklichte zweite italienisch-deutsche Papsttum unmöglich als völlig unabhängig von dem in Avignon weilenden angeblichen „Universalpapsttum" entstanden dargestellt werden durfte – wie es der Wahrheit entsprach –, deshalb mußte in der Geschichtsdichtung ein Jahr vorher der „Universalpapst" von Avignon nach Rom „zurückkehren"! Das neue Sonderpapsttum erschien dann als das „Universalpapsttum".

Soeben haben wir ein geschichtliches Hauptereignis des ausgehenden 14. Jahrhunderts genannt: Im Jahre 1378 wird zum zweiten Male ein italienisch-deutsches Sonderpapsttum verwirklicht und dem französischen Nationalpapsttum gegenübergestellt. Diese Tatsache bedeutet für den Leser immerhin eine Überraschung, denn in ihr liegt ja beschlossen, daß die französische Nationalkirche plötzlich mit ihren Expansionsbestrebungen in Italien und Deutschland ein Fiasko erlitten haben muß. Dieser

Ausgang, so wird man schließen müssen, setzt doch einen allgemeinen und gewaltigen Umschwung der Stimmung und der Lage der Dinge zu Ungunsten Frankreichs voraus. Und in der Tat, diese sensationelle Wendung gibt die Überlieferung offenherzig zu.

Schon seit etwa 1360 verspüren wir beim Pfaffenkönig erste, heimliche Anzeichen, eine Modifizierung seiner Anschauungen über das „weltliche" Priestertum. Karl, der ja im Gegensatz zu seinem verstorbenen königlichen Nebenbuhler Ludwig anfangs die Priesterschaft der Regionalkirchen auch hinsichtlich ihrer „weltlichen" Machtwünsche begünstigte, soll im Jahre 1359 an die deutschen „Bischöfe" ein Rundschreiben erlassen haben, *„worin er dieselben zur Reformation ihrer ritterlichen Spiele und Trachten und sonstigen weltlichen Treiben ergebenen Diözesangeistlichkeit ermahnte, und im Falle der Nichtbeachtung … mit Anzeige an den Papst und mit Ermächtigung der weltlichen Fürsten zur Beschlagnahme der geistlichen Einkünfte drohte."* (W., III, S. 212) In diesem Rundschreiben fällt natürlich die *„Anzeige an den* [französischen] *Papst"* als Fälschung weg; aber das spätere grundsätzliche Verhalten Karls bestätigt uns, daß hier eine wirkliche Änderung seiner Anschauungsweise offenbar wird. Mancherlei Erfahrungen können den König zur Sinnesänderung veranlaßt haben. Als Hauptmoment jedoch wird die Einsicht gewirkt haben, daß es sich immer deutlicher als unmöglich erwies, die Priesterschaft der Regionalkirchen Deutschlands dem autoritären Einfluß des französischen Papsttums zu unterwerfen. Ja, nicht einmal das hatte sich in Deutschland erreichen lassen: die Verwirklichung einer unabhängigen deutschen Nationalkirche nach dem Muster Frankreichs! Karls Anstrengungen fruchteten nichts, weil schließlich doch die deutschen Fürsten und das deutsche Volk nicht gesonnen waren, den deutschen Staat auf Gnade und Ungnade den Händen der Priester auszuliefern. Die große Idee der Zeit Ludwig des Bayern, die in der Mahnung und Forderung lebendig war: Beschränkung der priesterlichen Befugnisse auf das rein geistliche Gebiet, war trotz „Handsalben", Feuer und

Schwert nicht ganz aus der Welt verbannt worden; sie gewann im Gegenteil mit der Zeit überall wieder an geistigem Boden und bewies aufs neue ihre Werbekraft.

Von einer Vereinigung der deutschen Regionalkirchen mit Frankreichs Nationalkirche zu einer Universalkirche konnte also um 1370 weniger fast als je die Rede sein. Karl wird bei seiner Anwesenheit in Avignon vor seiner zweiten „Romfahrt" auch Papst Urban über die wirkliche Lage der Dinge in Deutschland nicht im Unklaren gelassen haben. Insofern hatten allerdings die einzelnen Regionalkirchen eine bedeutende Stärkung erfahren, als durch die Gewaltmaßnahmen der letzten Jahrzehnte bzw. durch Privilegien und Handsalben nunmehr auch weite Kreise der früheren „freien" Christen (und vielleicht auch manche Gottgläubige) mit dem Dasein und Wirken einer autoritären Priesterschaft „ausgesöhnt" waren. Aber gerade diese Neugewonnenen werden offen oder geheim dahin gewirkt haben, daß die Forderung nach Ausschluß der Geistlichkeit von jeder weltlichen Macht dringender erhoben wurde. Auf solche Stimmung ihrer Gläubigen mußten auch die geistlichen Oberen notgedrungen Rücksicht nehmen, so daß auch von ihrer Seite her der Franzosenfreundlichkeit Karls nicht durchaus Billigung zuteil wurde. Wie groß damals die Spannung zwischen weltlichen und geistlichen „Kurfürsten" einerseits und König Karl andererseits war, erhellt aus Angaben anläßlich der angeblichen zweiten „Romfahrt" (in Wirklichkeit des erneuten Kriegszuges Karls nach Italien). Da hören wir, daß sich die „Erzbischöfe" von Mainz und Trier geweigert haben, Karls Heerfahrt gegen Mailand zu unterstützen, und daß in den entbrennenden Streitigkeiten der Herzog Stephan von Bayern auf Seiten Bernabo Viscontis gekämpft habe. Damals kündigte sogar Pfalzgraf Ruprecht die enge Freundschaft, die er jahrelang mit Karl gepflogen hatte.

In die Jahre 1374 bis 1376 fällt nun der endgültige Bruch des alternden Königs mit den französisch-kirchlichen Idealen seiner Jugend. Das äußerliche Anzeichen der radikalen Umkehr dürfen wir in der „Aussöhnung" Karls mit den deutschen Kurfürsten

erblicken. Die Versöhnung, d.h., ein ferneres einmütiges Zusammengehen, kam unter der Voraussetzung zustande, daß der König sich bereit erklärte, einen neu auftauchenden Plan der geistlichen Oberen aller deutschen und italienischen Regionalkirchen zu unterstützen. Dieser Plan bezweckte nichts Geringeres als die erneute Aufstellung eines deutsch-italienischen Sonderpapsttums. (Sogleich werden wir hierüber Näheres erfahren). Als Gegenleistung für Karls Entgegenkommen in der Kirchenfrage erklärten sich die Kurfürsten ihrerseits dazu bereit, noch zu Karls Lebzeiten seinen Sohn Wenzel zum dereinstigen königlichen Nachfolger zu wählen. Die Kurfürsten handelten aber hier auch im eigenen Interesse, denn sie sicherten sich mit dieser vorsorglichen Frühwahl einen künftigen deutschen Herrscher, der wie sein Vater ein Beschützer des aufzustellenden neuen Sonderpapstes sein würde. Am 10. Juni 1376 soll dann der junge Prinz Wenzel in Frankfurt gewählt und am 6. Juli in Aachen gekrönt worden sein. Nehmen wir wieder für einige Augenblicke an, die Überlieferung sei nicht systematisch verfälscht, so erhebt sich jetzt die interessante Frage: Wie stellte sich der „Universalpapst" in Avignon zu dem Plan der Wahl Wenzels? Wir haben es ja von den Quellen so oft gehört, daß die Kurie das Approbationsrecht beanspruchte, überhaupt jede Wahl von ihrer vorher eingeholten Zustimmung abhängig sehen wollte. Demzufolge läßt denn auch die gefälschte Überlieferung Papst Gregor (XI.) von Karl verlangen 1. dieser möge die Kurie um Gestattung der Wahl und 2. um Bestätigung des Gewählten bitten. Höchst beachtenswert ist, was die Quellen den König Karl auf das angebliche Ansinnen des „Universalpapstes" dessen Boten sagen lassen, nämlich: *„Nachdrücklich hielt er den Gesandten vor, wie gereizt die Stimmung* [gegen den französischen Papst!] *in Deutschland sei. Der Papst kenne nicht die Bosheit … vieler Herren, und wenn er sich nicht in acht nehme, würde das Kaisertum an einen Feind der römischen Kirche kommen. Er möge sich doch überlegen, welche Häuser ihm ergeben wären."* (Li2, II, S. 90) Gegen den Willen des „Universalpapstes" also wird die Wahl Wenzels vollzogen. Damit aber

dennoch die vorgeblichen Rechte des „Universalpapstes“ nicht geschmälert erscheinen, läßt die „Geschichte“ den König zusammen mit dem Papst kleine Komödien aufführen. Nachträglich, heißt es, habe Karl dem „Universalpapst“ doch die gewünschten Zugeständnisse gemacht. *„Als sich* [Papst] *Gregor hartnäckig weigerte, Wenzel als König anzuerkennen, stellte er* [Karl] *ein Schreiben aus, welches vor dem Wahltag zurückdatiert wurde, in dem er Gregor um Genehmigung bat …, und der Papst ließ die entsprechende* [zurückdatierte] *Gegenurkunde ausfertigen.*“ (Li2, II, S. 91) Mit Recht wundert sich Hauck über die Naivität dieser Komödie: *„Wie konnte die Kurie wähnen, es sei möglich, eine weltbekannte*[!] *Tatsache durch ein paar gefälschte Briefe aus der Welt zu schaffen?*“ [117] Nun haben gar nicht Gregor und Karl gefälscht, sondern diese „zeitgenössischen“ Urkunden sind gelehrte Erzeugnisse der späteren Fälschungsaktion.

Wie stellte sich Italien zu dem Plane eines neuen deutsch-italienischen Sonderpapsttums? Wir denken dabei vor allem an die italienischen „Guelfen“ und in erster Linie an Florenz, die langjährige „wärmste Freundin“ der französischen Nationalkirche. Denn das neue Papsttum bedeutete für Avignon einen Schlag ins Gesicht und den endgültigen Abschied. War das Unglaubliche denkbar, auch Florenz könnte einmal vom avignonesischen Papsttum abfallen? Leise kündigt der Umschwung sich an. Da vernehmen wir bereits zum Jahre 1365 aus den Quellen einen Mißton im politischen Konzert der beiden Partner Florenz-Avignon. Die Florentiner weigerten sich damals, dem Ersuchen aus Avignon entsprechend, einer Liga zur Bekämpfung der „bösen“ Gesellschaft beizutreten. Über diese Weigerung war der Papst derart aufgebracht, daß er sich ingrimmig über die ungehorsame Tochter Florenz ausließ. „Die Florentiner“, soll er gesagt haben, *„bezeugen ihre Ergebenheit gegen die* [französische] *Kirche nur mit den Worten, ihre wirklichen Dienste leisten wollen sie nicht, ja, sie hindern sogar andere, der Kirche zu dienen.*“ (W., III, S. 338). So hatte die alte Freundschaft doch einen Riß bekommen. Und dann, nur etwa fünf Jahre später, als Gregor (XI.) den französi-

schen Papstthron bestiegen hatte, da wurde das kaum Vorstellbare dennoch Ereignis: Ganz Ober- und Mittelitalien erhob sich in gemeinsamer Abwehr gegen die Kurie von Avignon, und das Haupt dieser Aufstandsbewegung war – Florenz!! Florenz ruft alle italienischen Städte auf, einmütig das Joch der „weltlichen" (französisch gesinnten) Priesterschaft abzuwerfen! Und Florenz hatte Erfolg mit seinem leidenschaftlichen Aufruf: Achtzig Städte traten der Liga gegen Avignon bei, und die einstigen Eroberungen des Albornoz gingen fast restlos wieder verloren. *„Fast überall trat ein Haß gegen die weltliche*[!] *Macht des Papsttums und den weltlichen*[!] *Besitz der Kirche zutage … In Florenz wurde das Inquisitionsgebäude niedergerissen, das Kirchengut eingezogen und die Priesterschaft an Leib und Leben bedroht."* (Lo., S. 378)

Eine Stadt schloß sich der Revolte gegen die „Universalkirche" nicht an, erzählen uns die Quellen. Das sei Rom gewesen! Nun wissen wir auch ohne diese Meldung, warum sich Rom damals unmöglich gegen irgend jemand erheben konnte: weil eine Stadt Rom noch gar nicht existierte. Aber auch in der gefälschten Geschichte durfte sich gerade damals die erdichtete *„Welthauptstadt"* nicht als Feindin der „Universalkirche" gebärden; sondern die Fälscher waren gezwungen, gerade zu diesem Zeitpunkt auf dem Papier der „Stadt" am Tiber ganz besondere Treue zum Papsttum zuzuschreiben. Warum? Weil nämlich jetzt der einst *„entführte"* Universal-Papstthron von Avignon wieder nach Rom *„zurückverlegt"* werden mußte. Und da mußte (in der Dichtung) der *„zurückkehrende"* Papst in Rom auch willkommen sein! Und so konnte Rom an der Rebellion nicht teilnehmen!

Was aber die Fälscher zwang, auf dem Papier zu diesem Zeitpunkt die (erdichtete) Zurückverlegung des „Universalpapsttums" nach Rom stattfinden zu lassen, das ist uns bereits bekannt. Es ist das sensationelle Ereignis, das jetzt die christliche Welt aufhorchen ließ: die erneute Aufstellung eines (diesmal dauerhaften) italienisch-deutschen Sonderpapsttums. Wie es sich hiermit in Wirklichkeit verhielt, durfte natürlich die Überlieferung nicht ausplaudern. Dagegen mußten es sich die Fäl-

scher, gemäß ihrer Generaltendenz, angelegen sein lassen, alle Verhältnisse so darzustellen, daß das fatale neue Eigenpapsttum als das *„seit alters bestehende Universalpapsttum“* der Nachwelt präsentiert und gedeutet wurde. Die gefälschte Überlieferung hämmerte uns also ein: nur ein Papsttum, ein Universalpapsttum, habe es seit vielen Jahrhunderten gegeben. Durch unglückliche Zufälle sei es von seinem gottgewollten Sitze, Rom, nach Avignon *„verlegt“* worden, aber 1377 wieder in die christliche Welthauptstadt am Tiber *„zurückgekehrt“*. Die Wahrheit lautet anders: Das französische Nationalpapsttum ist, solange es bestand, immer in Avignon beheimatet geblieben; und das 1378 mit Urban (VI.) in Italien (aber natürlich nicht in der Einöde Rom!) verwirklichte neue Papsttum stellt eine ganz unabhängige, genuine Sonderinstitution der unter einem Oberhaupte nunmehr vereinigten deutsch-italienischen Regionalkirchen dar.

7.

Vom angeblichen „Schisma“ bis zur Gründung der römischen Universalkirche

Das Jahr 1378 ist in der Kirchengeschichte bekannt als der Zeitpunkt des Ausbruchs des angeblichen Schismas des bis dahin einigen, seit alters bestehenden „universalen“ Papsttums. Dieses alte, einige „Universalpapsttum“, wird uns erzählt, war eben von seinem avignonesischen Exil nach Rom „zurückgekehrt“, da spaltete sich infolge schuldhaften Verhaltens Papst Urbans (VI.) die „einige“ römische Kirche in zwei Teile: Das Schisma war über die Christenheit gekommen.

Wir wissen, daß dieser ganze papierne Überlieferungskomplex vom angeblichen Schisma der bisher „einigen Universalkirche“ ein gewaltiges Lügengespinst ist. Was insonderheit die angebliche Entstehung dieses Schismas betrifft, so brauche ich den Leser nur an die Schrift: *Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung* zu erinnern, deren erstes Kapitel auf psychologischer Grundlage einen Sonderbeweis für die Erdichtung darbietet.

Was geschah denn nun wirklich im Jahre 1378? Schon im vorigen Kapitel haben wir das hochwichtige Ereignis in seinem wahren Wesen erkannt; die Regionalkirchen Italiens und Deutschlands setzten sich gemeinsam einen Eigenpapst als Oberhaupt an ihre hierarchische Spitze. Urban (VI.) ist der Name des ersten Vertreters dieses zweiten deutsch-italienischen Papsttums. Dieser Urban ist jener Bartholomäus von Prignano, der angeblich zu Rom und vorwiegend von (aus Avignon nach Rom „zurückgekehrten") französischen Kardinälen gewählt sein soll. So möchte es uns allerdings die „Geschichte" nur allzugern einreden, und so hat sie ja auch jahrhundertelang den überlieferungsgläubigen relativistischen Geschichtsforschern mit Erfolg vorgelogen. In Wahrheit ist das französische Nationalpapsttum immer da geblieben, wo es zu Hause war, in Frankreich: daher haben auch niemals Kardinäle dieser französischen Sonderkirche in Italien (und am allerwenigsten natürlich in der Einöde Rom) einen Papst gewählt (und schon gar nicht einen deutsch-italienischen)! Die Wähler Urbans sind italienische und deutsche Geistliche gewesen. Leider sind wir nicht mehr in der Lage, die genauen Umstände und Einzelheiten der Erhebung Urbans historisch-kritisch festzustellen, dank der in der ganzen „Schisma"-Angelegenheit so ungemein gründlichen Verfälschung aller hier in Frage kommenden Quellen. Wir wissen, warum die Wahl nicht in Rom hat stattfinden können; es ist aber unmöglich zu ermitteln, wo sie wirklich vollzogen wurde. Vage Möglichkeiten zu erwägen führt hier zu nichts; wir müssen uns wieder einmal mit der nackten Tatsache begnügen.

Aus der bloßen Tatsache des Vorhandenseins eines deutsch-italienischen Sonderpapsttums lassen sich nun aber wichtige Schlüsse ziehen auf die Besonderheit dieses Oberhirtentums. Dies neue Papsttum muß in seinem Wesen grundverschieden von dem französischen gewesen sein. Hätte man in diesem neuen Papsttum das französische nur gleichsam kopieren wollen, so bliebe es unverständlich, warum sich die „guelfischen" Kirchenchristen Italiens (Florenz) schließlich doch so energisch gegen

das französische Papsttum aufgebäumt haben. Gerade der in der Revolte einer so franzosenfreundlichen Stadt wie Florenz sich offenbarende allgemeine, radikale Umschwung der kirchlichen Grundanschauung beweist den eingetretenen schroffen Gegensatz zum Gallikanismus. Die Ablehnung galt nicht etwa den Personen, den jeweiligen Inhabern des französischen Papsttums, sondern, wie auch die gefälschten Quellen noch klar erkennen lassen, der Idee, welche die avignonesische Kurie vertrat und propagierte: der „Weltlichkeit" der französischen Hierarchie. Und eben in der Ablehnung jeder Vermischung geistlicher und weltlicher Befugnisse bestand die ideelle Eigentümlichkeit des neuen antifranzösischen Papsttums. Damit hängt zusammen, daß auch die ganze dogmatische Basis des deutsch-italienischen Papsttums eine eigentümliche, d.h. eine andere war, als bei der französischen Nationalkirche. Wie aber? War denn nun tatsächlich auch in Italien-Deutschland eine gemeinsame dogmatische Plattform zustandegekommen? Diese Frage muß bejaht werden. Aus dem bloßen Dasein des neuen Oberhirtentums ergibt sich mit Notwendigkeit eine zustandegekommene gemeinsame Dogmengrundlage für das hierarchische Spitzeninstitut. Denn beim Fehlen der dogmatischen Einigung wäre ja eben die nötige Verständigung und das Einverständnis der verschieden beteiligten deutsch-italienischen Priesterkreise über die Aufstellung eines gemeinsamen Oberhirten gar nicht möglich gewesen. Durch Kompromiß kam aber, wie wir aus verschiedenen Anzeichen schließen müssen, gleichsam nur ein dogmatisches Minimal-Programm zustande, das für alle beteiligten Teilkirchen partikular-dogmatische Reservate bestehen ließ. An ein vollausgebildetes deutsch-italienisches Einheitsdogma (eines wirklichen Gegenstückes zum nationalfranzösischen) darf man also noch nicht denken. Die einzelnen Regionalkirchen waren nicht genötigt und gesonnen, ihre dogmatisch-hierarchische Selbständigkeit gänzlich aufzugeben. Es muß sogar dahingestellt bleiben, ob es nicht deutsche und italienische Teilkirchen gab, die überhaupt noch (vorläufig) abwartend beiseite standen und von

einem einheitlichen Überdogma nichts wissen wollten. Nur das Schwert des weltlichen Armes hätte die Durchführung und Sicherung eines (jedes Partikulardogma verdrängenden) absolut verpflichtenden, einigen Glaubensfundamentes bewirken können. An derartige staatliche Zwangsmaßnahmen war aber bei der Lage der politischen Dinge in Deutschland (und Italien) nicht zu denken.

Als im Jahre 1378 das deutsch-italienische Sonderpapsttum Wirklichkeit wurde, bestand mit dem Sitze in Avignon das nationalfranzösische Papsttum selbstverständlich weiter. Ganz unabhängig voneinander existierten also jetzt in Europa zwei kirchliche Sonderinstitutionen. Der christliche Geistboden hatte zwei vollkommen gesondert stehende und lebende „Bäume" hervorgebracht. Für die Väter der Geschichtsfälschungsaktion entstand nun die Frage: Da wir gemäß unserer Generaltendenz das italienisch-deutsche Eigenpapsttum für das seit altersher schon bestehende, von Avignon nach Rom „zurückgekehrte" Universalpapsttum ausgeben müssen – wie erklären wir dann das doch daneben noch existierende nicht wegzuleugnende Nationalpapsttum Frankreichs? Die Lösung war wirklich nicht schwer zu finden. Also: Man läßt (in der gefälschten Überlieferung) das angeblich nunmehr wieder in Italien weilende „Universalpapsttum" sich spalten und schickt dann (in der Dichtung) den einen Teil schleunigst wieder übers Meer nach Avignon! Siehe, nun haben wir tatsächlich zwei Papsttümer, eins in Italien und eins in Frankreich, ganz so, wie es sich in Wirklichkeit damals verhalten hat. Aber indem wir das französische Oberhirtentum sich vom italienisch-deutschen „Universalpapsttum" abspalten lassen, also ein Schisma vortäuschen, haben wir unserer Generaltendenz von der einigen, seit Jahrhunderten bestehenden römischen Universalkirche glänzend Genüge getan! – Wirklich, diese Lösung war nicht schwer zu finden.

Wenn die Überlieferung meldet: Zum französischen Papsttums des angeblichen Schismatikers Klemens (VII.) hielten Frankreich, Spanien, Schottland und von Italien die französische

Einflußsphäre Neapel; zum italienisch-deutschen Papsttum Urbans standen Ober- und Mittelitalien, Deutschland und England –, so bietet diese Zweiteilung im wesentlichen die wahre historische Situation. Den einsetzenden Bemühungen der rivalisierenden Parteien gelang es, hier und dort weitere Kirchen anderer Länder auf ihre Seite zu ziehen. Zwei feindliche Christenlager, kenntlich an der Zugehörigkeit zu der „Obödienz" des einen oder anderen geistlichen Oberbeamten, standen sich seit 1378 gegenüber. Rund 30 Jahre sollte der trennende Graben durch die Christenheit laufen. Und dann, im Jahre 1409, trat, nicht mehr ganz unerwartet, jenes große Ereignis ein, das seit einem vollen Jahrhundert in erster Linie von der französischen Nationalkirche (und den Theologen der Pariser Universität) so heiß begehrt worden war: der dogmatisch-hierarchische Universalismus! Nicht auf geradem Wege wurde das ersehnte Ziel erreicht, aber nun, eben im Jahre 1409, war es trotz aller Rückschläge dennoch erreicht. Von 1378 an hat man 30 Jahre auf beiden Seiten daran gearbeitet, den trennenden Graben zuzuschütten. Endlich fiel im Jahre 1409 die Schranke unter der Parole: Durch dogmatisch-hierarchische Union der beiden Kirchengruppen zu einer einigen Über- und Universalkirche!

An jenem Tage, als auf dem Conzil zu Pisa (1409) Vertreter der bisher feindlichen Obödienzen gemeinsam einen Oberhirten, einen wirklichen Universalpapst wählten, wurde die gallikanische Idee einer katholischen Universalkirche Wirklichkeit!

Alexander (V.), so nannte sich der gewählte, ist also der erste katholische Universalpapst!

Die interessante Aufgabe, die immer erneuten Versuche zur Beilegung des angeblichen Schismas, wie sie die gefälschte Überlieferung im Banne der Generaltendenz geschildert hat, im einzelnen kritisch zu begutachten, muß ich mir für später vorbehalten. Nur auf wenige bedeutsame Tatsachen soll an dieser Stelle noch hingewiesen werden.

Die eigentliche Treiberin der Union der beiden Kirchengruppen war – die Universität Paris! Man könnte sogar das Conzil

von Pisa die vorübergehend hierher verlegte, und durch die Teilnahme aller Nationen verstärkte theologische Fakultät der Pariser Universität nennen: In Pisa sollen neben vielen Kardinälen und Bischöfen 300 Doktoren der Theologie versammelt gewesen sein! Wir verstehen die Anwesenheit dieser Theologen aus allen Teilen beider Obödienzen sehr gut, wenn wir bedenken, daß ja auf dem Conzil zu Pisa als Grundvoraussetzung der Union und der Aufstellung eines Universalpapstes die Schaffung des notwendigen universalen Dogmas (Einheitsdogma!) verwirklicht werden mußte! Ohne Universaldogma kein Universalpapst! (Die Akten des Conzils, so wie sie vorliegen, sind natürlich gemäß der Tendenz von „Schisma" gefälscht!)

Auf dem Pisaner Conzil ist auch die Verlegung des neuen Universalpapsttums nach Rom beschlossen worden. An einem neutralen Ort sollte der Universalpapst seinen Residenzsitz haben (nicht in Frankreich und in Deutschland!); und da einigte sich die Eifersucht der Völker aus kluger Berechnung und unter Berücksichtigung aller Umstände sozusagen zwangsläufig auf die Ruinen-Einöde am Tiber. Aber die geplante Welthauptstadt der Christenheit mußte erst allmählich aufgebaut werden.

Auf dem Conzil von Pisa hat sich endgültig der Gallikanismus in den Romanismus verwandelt. Gewiß: die theoretische Konstituierung der katholischen Über- und Universalkirche damals in Pisa bedeutete in der Praxis vorerst noch keinen vollen Erfolg in dem Sinne, daß nun sofort alle Kirchenkreise der beiden Gruppen sich unter die Autorität des Überpapstes gestellt hätten. Eine solch allgemeine schnelle Wendung und Verwirklichung der Idee hat wohl auch keiner der zu Pisa Versammelten erwartet. Wir wissen ja, daß nach der Wahl des Universalpapstes die beiden Gegenpäpste ihrerseits gar nicht an Abdankung dachten. Die Universalpäpste konnten deshalb im Amt bleiben, weil sie eben vorläufig noch eine große Anhängerschaft besaßen, die von einer Überkirche und von einem Überpapst nichts wissen wollte. So gab es damals tatsächlich drei Päpste in der Christenheit; und es vergingen bis zur absoluten Verwirklichung der Idee des Univer-

salpapsttums unter hartnäckigen Kämpfen noch viele Jahre.

Das Jahr des Conzils von Pisa ist ferner auch der Anfangstermin der nunmehr stramm organisierten und von da an systematisch betriebenen großen Geschichtsfälschungsaktion.

Das nächste Heft wird behandeln: Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums.

Um den Leser in die Lage zu versetzen, den mit dem nächsten Hefte einsetzenden kritischen Vorstoß gegen die Geschichte des Urchristentums als notwendig zu begreifen, führe ich schon an dieser Stelle ganz kurz das neue Problem ein. Dies Problem betrifft die schriftliche Grundlage der christlichen Dogmenbildung: die heilige Schrift, insonderheit das Neue Testament.

Ich habe bisher aus taktischen Gründen das Neue Testament im hergebrachten Sinne als die „seit alters" fix und fertige Größe des festgefügten Schriftkanons der christlichen Kirche behandelt. Diese Voraussetzung darf aber nun nicht mehr länger kritisch unangetastet bleiben. Nachdenkliche Leser mögen sich schon selbst die Frage vorgelegt haben: Welche „Kirche" hat denn den Schriftkanon des Neuen Testamentes geschaffen und sanktioniert, wenn bis zum 15. Jahrhundert eine römische Universalkirche überhaupt noch nicht existiert hat. Wir wissen, daß es vor dem 15. Jahrhundert nur unabhängige, dogmatisch sehr unterschiedliche Regionalkirchen gegeben hat. Konnte da in den erbitterten Dogmenkämpfen dieser rivalisierenden Kirchen ein fester allgemeinverbindlicher Kanon überhaupt zustande kommen? Mit anderen Worten: Sollte also vielleicht das Neue Testament, wie es heute vorliegt, erst entstanden sein, als die verschiedenen Teilkirchen sich (auf dem Konzil zu Pisa) zu einer Universalkirche zusammenschlossen? Das sind die Fragen, deren Beantwortung mit dem folgenden Heft* in Angriff genommen werden müssen.

---

* Die geplante Heftereihe konnte Wilhelm Kammeier nur als hektographiertes Manuskript herausgeben; der *Verlag für ganzheitliche Forschung* veröffentlichte sie dann als Buch unter dem Titel *Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums.*

Anmerkungen

1 Günther Franz, „Fälschung der deutschen Geschichte?“ in *Volk im Werden,* herausgegeben von E. Krieck, Heft 7/1935, S. 434

2 P. M. Baumgarten, *Neue Kunde von alten Bibeln,* 2. Bd., 1. Teil, 1927, S. 150

3 Neues *Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, 1908,* Bd. 32, S. 321 f.

4 Toustain und Tassin, Newes *Lehrgebäude der Diplomatik.* 9. Teil, Erfurt 1769 (Das sechsbändige französische Werk erschien in der deutschen Übersetzung in 9 Bänden.)

5 Da ich in der *Fälschung der deutschen Geschichte* zwei Jesuiten (Hardouin und Peitz) zitiert habe, hat ein Leser daraus mutmaßen zu müssen geglaubt, ich wäre wohl ein Jesuitenfreund. Der Leser hat anscheinend mein Werk etwas flüchtig durchgelesen, sonst hätte er unmöglich auf diese Mutmaßung verfallen können. Ich bitte ihn, darüber nachzudenken, warum ich wohl überhaupt die *Fälschung der deutschen Geschichte* geschrieben habe. Vielleicht, um irgendwelchen Gelehrten wissenschaftliche Beschäftigung zu verschaffen? Meinem ganzen Wesen, Denken und Fühlen ist nichts so entgegengesetzt und zuwider als der Jesuitismus in jeder Form. Ich dringe auf hellste Klarheit des Denkens und den kräftigsten Gebrauch des gesunden Menschenverstandes, bin ein geschworener Feind alles Dunkelmunkels, ob es nun in Gestalt von Mystizismus, Theosophie, Okkultismus oder wie sonst immer den Menschengeist vernebeln und verblöden möchte. Und da soll ich nach Mutmaßung jenes Lesers mit einer Geistesrichtung sympathisieren können, die allen Ernstes unter dem Schein gottgefälligen Tuns zu fordern wagt: *„Das, was unseren Augen weiß erscheint, sei schwarz, sobald die hierarchische Kirche so entscheidet.“ (Geistliche Übungen* des Loyola.) Mein Ziel heißt: Brechung einer vielhundertjährigen Geistesknechtschaft, Aufhebung der geistigen Leibeigenschaft! – Wenn ich die genannten Jesuiten (und in diesem Heft auch Benediktiner) anführen mußte, so liegt das wahrlich nicht an einer heimlichen Vorliebe, sondern einfach darin begründet, daß eben jeder, der sich mit bestimmten Fragen der Urkundenwissenschaft beschäftigt, diese Leute nennen muß. Ist doch die Diplomatik ein Geisteskind der Jesuiten und Benediktiner (was man dem Kindlein heute noch so schön ansieht!), wie man im Kapitel *„Alte Urkunden und alte Urkundenkritik“* meines Buches *Die Fälschung der deutschen Geschichte* nachlesen kann.

6 *Neues Lehrgebäude der Diplomatik,* 9. Teil, S. 347

7 *Neues Lehrgebäude der Diplomatik, 9.* Teil, S. 440

8 *Neues Lehrgebäude der Diplomatik,* 1. Teil, S. 235

[9] J. Jung, *Julius Ficker,* Innsbruck 1907, S. 461

[10] J. Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre,* 1. Band, 1877, S. 15 f.

[11] *Archiv für Urkundenforschung,* Bd. 10

[12] *Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde,* Bd. 33, 1908, S. 61, Anm. 4

[13] *Archiv für Urkundenforschung,* Bd. 7, S. 3 f.

[14] *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung,* Ergänzungsband 2, 1888, S. 110

[15] Rezension im *Neuen Archiv,* Bd. 37, S. 871

[16] *Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde,* Bd. 34, S. 81, Anm. 3

[17] J. Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre, I,* S. 242

[18] J. Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre, I,* S. 251

[19] *Jahrbücher des deutschen Reichs unter Otto III.,* Berlin 1840, S. 176

[20] *Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde,* Bd. 27, S. 127 f.

[21] *Jahrbücher des deutschen Reichs unter Otto III.,* Berlin 1840, S. 212

[22] *Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II.,* Bd. 2, Berlin 1840, S. 425 f.

[23] Die Itinerare sind entnommen aus: Stumpf-Brentano, *Die Kaiserurkunden des 10., 11. und 12. Jahrhunderts,* Innsbruck 1865-1883

[24] J. Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre,* II, a.a.O., S. 275

[25] J. Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre,* II, a.a.O., S. 276

[26] *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung,* Ergänzungsband 2, S. 175

[27] *Historische Vierteljahrsschrift,* Bd. 16/1913, S. 13

[28] O. Posse, *Die Lehre von den Privaturkunden,* 1887, S. 188

[29] G. Waitz, *Die deutsche Reichsverfassung,* Bd. 2, 1875, S. 252

[30] G. Voigt, *Die Wiederbelebung des klassischen Altertums,* Bd. 2., 3. Aufl., S. 310 (Piccolomini über die deutschen „Barbaren")

[31] M. Ritter, *Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft,* 1919, S. 109 f.

[32] *Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II.,* 1. Bd., S. 18 f.

[33] *Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde,* Bd. 38, S. 130 f.

[34] *Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung,* Bd. 29, S. 467 f.

[35] *Forschungen zur deutschen Geschichte,* Bd. 4,1864, S. 105 und 535 f.

[36] *Forschungen zur deutschen Geschichte,* Bd. 4, S. 466 Zu S.9.: Der Fachmann W.H. der *Hist. Zeitschrift* (Bd. 153, Heft 2) wendet sich von meinen Thesen als *„sonderbaren Irrgängen"* entrüstet ab und meint, daß sie *„allenfalls den Psychologen interessieren für die Frage, auf welche Abwege der menschliche Geist geraten kann"*. Eine simple Art der „Widerlegung": Was man nicht widerlegen kann, bezeichnet man als*„Verirrung"*!

[37] *Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte,* 5. Aufl., 1915, 3. Bd., S. 8 [Im Text abgekürzt: He.]

[38] A. von Reumont, *Geschichte der Stadt Rom,* 2. Bd., 1867, S. 716 f. [R.]

[39] A. Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands,* 5. Teil, 2. Hälfte, 1920, S. 672 [H.]

[40] F. Gregorovius, *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter,* 6. Bd., 1867, S. 186 [Gr.]

[41] L. Pastor, *Geschichte der Päpste,* 1. Bd., 1886, S. 59 [P.]

[42] F. Papencordt, *Geschichte der Stadt Rom,* 1857, S. 438, Anmerkung 1 [Pa.]

[43] F. Papencordt, *Cola di Rienzo und seine Zeit,* 1841, S. 38 [Co.]

[44] E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstel, *Beschreibung der Stadt Rom,* 1. Bd., 1830, S. 254

[45] Chr. U. Hahn, *Geschichte der Ketzer im Mittelalter,* 1. Bd., S. 64 [Ha.]

[46] L. Flathe, *Geschichte der Vorläufer der Reformation,* 1. Teil [1835], S. 263 [F.]

[47] K. Müller, *Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen,* S. 118 [M.]

[48] W. Dieckhoff, *Die Waldenser im Mittelalter,* 1851, S. 169 [D.]

[49] L. Keller, *Die Reformation und die älteren Reformparteien,* 1885, S. 12 [K.]

[50] *Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche,* 16. Bd., 1905, S. 421 f.

[51] Fr. Thudichum, *Papsttum und Reformation im Mittelalter,* 1903, S. 8

[52] *Die Religion in Geschichte und Gegenwart. 2.* Aufl., 1927,1. Bd., S. 851

[53] *Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft,* 3. Bd., 1890, S. 353

[54] L. Förg, „Die Ketzerverfolgung in Deutschland unter Gregor IV.“, *Historische Studien,* Heft 218,1932, S. 21

[55] Fr. Hoffmann, *Geschichte der Inquisition,* 1. Bd., 1878, S. 51

[56] J. Hashagen, *Staat und Kirche vor der Reformation,*1931, S. 66

[57] *Historische Zeitschrift.* 41. Bd., 1879, S. 197

[58] *Historisches Jahrbuch.* 24. Bd., 1903, S. 593 f.

[59] H. Heimpel, *Dietrich von Niem,* 1932, S. 110

[60] *Historische Vierteljahrschrift,* 20. Jahrg., S. 32

[61] L. Pastor, *Geschichte der Päpste,* Bd. 1,1886, S. 99 f. [P.]

[62] Hefele, *Conciliengeschichte,* Bd. IV [2. Aufl.] S. 664 [Hf.]

[63] *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung,* Bd. XXI, 1900, S. 607

[64] Christophe, *Geschichte des Papsttums während des 14. Jahrhunderts,* Bd. II, 1854, S. 12 f.

[65] F. Gregorovius, *Geschichte d. Stadt Rom im Mittelalter,* Bd. VI, 1893, S. 487

66 R. Jahr, „Die Wahl Urbans VI.“, *Hallische Beiträge* II/1892, S. 85

67 M. Rothbarth, „Urban VI. und Neapel“, *Abhandlung zur Mittleren und Neueren Geschichte,* Heft 49, S. 17

68 A. Harnack, *Lehrbuch der Dogmengeschichte,* Bd. III, 1890, S. 413 [Hnl.]

69 H. Ch. Lea, *Geschichte der Inquisition,* Bd. I, S. 109 [L.]

70 Historisches *Jahrbuch,* Bd. IX, S. 504

71 A. Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands,* Bd. V, 1. Hälfte, S. 403, Anmerkung 6 [H.]

72 H. Theloe, „Die Ketzerverfolgungen im 11. u. 12. Jahrhundert“, *Abhandlung zur Mittleren und Neueren Geschichte,* Heft 48, S. 93

73 L. Flathe, *Geschichte der Vorläufer der Reformation,* Bd. I, S. 310

74 K. Müller, *Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen,* S. 90, Anm. 2 [M.]

75 Fr. Thudichum, *Papsttum und Reformation,* 1903, S. 90

76 *Fontes Rerum Germanicarum,* Bd. IV, 1868, S. 76

77 *Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche,* Bd. IV, 1898, S. 734 [Re.]

78 E. Hirsch, „Die Lage der Theologie“, *Deutsche Theologie,* 1936, Heft 2 und 3, S. 53

79 Th. Lindner, *Die Veme,* 1888, S. 474

80 *Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte,* Bd. III, 5. Aufl., S. 75

81 *Lexikon für Theologie und Kirche, 2.* Aufl., Bd. III, S. 528

82 B. Peters, *Der Gottesbegriff Meister Eckharts,* 1936, Vorwort

83 H. Denifle, *Die Entstehung der Universitäten im Mittelalter,* 1885, S. 91

84 J. B. Schwab, *Johannes Gerson,* 1859, S. 71

85 G. Schnürer, *Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte,* Bd. III, 1903, S. 22

86 L. Loserth, „Geschichte des späteren Mittelalters“, *Handbuch der Mittleren und Neueren Geschichte,* Abtlg. 2, Bd. IV, S. 239 [Lo.]

87 J. Gmelin, *Schuld oder Unschuld des Templerordens,* 1893, S. 132

88 *Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Vierzehntes Jahrh.,* Bd. I, S. 86 [V.]

89 E. Stengel, „Baldewin von Luxemburg“, *Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft der Rheinischen Geschichtsvereine,* Bd. II, 1936, S. 24

90 *Archiv f. Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters,* Bd. II, 1886, S. 167 f.

91 *Regesta Imperii von 1246 bis 1313,*1844, S. 285

92 Fr. Schneider, *Kaiser Heinrich VII.,* Bd. II, 1926, S. 160 [Sch.]

[93] Th. Lindner, *Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern,* Bd. 1,1890, S. 203

[94] Denifle-Weiß, *Luther und Luthertum.* Bd. II., 1909, S. 303 [D.]

[95] Riezler, *Geschichte Baierns,* Bd. II, 1880, S. 378

[96] G. Erler, *Deutsche Geschichte,* Bd. III., 1884, S. 368 [E.]

[97] Hefele, *Conziliengeschichte,* Bd. VI., 1867, S. 509/10

[98] Zeumer im *Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde,* Bd. XXXVII, S. 234 u. 237 [NA.]

[99] Karl Müller, *Der Kampf Ludwigs des Baiern mit der Kurie,* Bd. I, S. 356 [Mü.]

[100] *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken,* Bd. XIV., 1911, S. 159

[101] R. Moeller, „Ludwig der Baier und die Kurie im Kampf um das Reich", *Eherings historische Studien,* Heft 116,1914, S. 56

[102] E. Werunsky, *Geschichte Kaiser Karls IV.,* Bd. I., 1880, S. 321 [W.]

[103] *Archiv für österreichische Geschichte,* Bd. XXXV, 1865, S. 260 [A.]

[104] J. Loserth, *Geschichte des späteren Mittelalters,* 1903, S. 290 [Lo.]

[105] *Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen,* 1883, S. 243 f.

[106] A. Huber, „Die Regesten des Kaiserreiches unter Kaiser Karl IV.", *Regesta Imperii,* Bd. VIII., 1877, S. XLIX [Hu.]

[107] E.A. Gutjahr, *Die Urkunden deutscher Sprache in der Kanzlei Karl IV.*, 1906, S. 18

[108] Th. Lindner, *Die Veme,* 1888, S. 459 f. [Li2.]

[109] Damberger, *Synchronistische Geschichte,* Kritikheft zu Bd. XV, S. 7

[110] F. Thudichum, *Femegericht und Inquisition,* 1889, S. 73 f.

[111] Th. Lindner, *Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern,* Bd. II, S. 34 [Lil.]

[112] O. Harnack, „Die ältesten Ausfertigungen der *Goldenen Bulle", Forschungen zur deutschen Geschichte,* Bd. XXIV, 1884, S. 451 f. [Hn2.]

[113] *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.* Bd. V., 1884, S. 104, Anmerkung 2 [MJÖG]

[114] K. Zeumer, „Die *Goldene Bulle* Kaiser Karls IV.", *Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches,* Bd. II., 1908, S. 176 [Z.]

[115] H. Bloch, *Die Stauffischen Kaiserwahlen und die Entstehung des Kurfürstentums,* 1911, S. 366

[116] M. Buchner, *Die Entstehung und Ausbildung der Kurfürstenfabel,* 1912

[117] A. Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands,* Bd. V, 2. Teil, S. 669

Auswahl der benutzten Literatur

Diese Liste ist von Roland Bohlinger zusammengestellt aus der von Wilhelm Kammeier im Text und in seinen Anmerkungen zitierten Literatur. Daneben hat Kammeier in erheblichem Umfang weitere Literatur benutzt, aber auf diese nicht ausdrücklich hingewiesen.

Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, Bd. II, 1886
Archiv für österreichische Geschichte, Bd. XXXV, 1865
Archiv für Urkundenforschung, Band 7 u. 10
Baumgarten, P. M., *Neue Kunde von alten Bibeln,* 1027, 2. Bd., 1. Teil
Bloch, H., *Die Stauffischen Kaiserwahlen und die Entstehung des Kurfürstentums,* 1911
Buchner, M., *Die Entstehung und Ausbildung der Kurfürstenfabel,* 1912
Christophe, *Geschichte des Papsttums während des 14. Jahrhunderts,* 1854, Bd. 2
Damberger, *Synchronistische Geschichte,* Kritikheft zu Bd. XV
Denifle, H., *Die Entstehung der Universitäten im Mittelalter,* 1885
Denifle-Weiß, *Luther und Luthertum,* Bd. II, 1909
Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1890, 3. Bd.
Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 1927, 2. Aufl., 1. Bd.
Dieckhoff, W., *Die Waldenser im Mittelalter,* 1851
Erbes, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte,* Bd. 7
Erler, G., *Deutsche Geschichte,* Bd. III, 1884
Ficker, Julius, *Beiträge zur Urkundenlehre,* 1877
Flathe, L., *Geschichte der Vorläufer der Reformation,* 1835,1. Teil
Fontes Rerum Germanicarum, Band IV, 1868
Förg, L., „Die Ketzerverfolgung in Deutschland unter Gregor IV.“, *Historische Studien,* Heft 218,1932
Forschungen zur deutschen Geschichte, 1864, Bd. 4
Franz, Günther, „Fälschung der deutschen Geschichte?“, *Volk im Werden,* herausgegeben von E. Krieck, 1935, Heft 7
Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Vierzehntes Jahrhundert, Bd. I
Gmelin, J., *Schuld oder Unschuld des Templerordens,* 1893
Gregorovius, F., *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter,* 1867 und 1893
Gutjahr, E. A., *Die Urkunden deutscher Sprache in der Kanzlei Karl IV.,* 1906
Hahn, Chr. U., *Geschichte der Ketzer im Mittelalter,* Bd. 1
Harnack, A., *Lehrbuch der Dogmengeschichte,* Band III, 1890
Harnack, O., „Die ältesten Ausfertigungen der *Goldenen Bulle“, Forschungen zur deutschen Geschichte,* Bd. XXIV, 1884
Hashagen, *J., Staat und Kirche vor der Reformation,* 2931
Hauck, A., *Kirchengeschichte Deutschlands,* 1920, 5. Teil, 2. Hälfte
Hefele, *Conziliengeschichte,* Bd. IV, 2. Aufl. und Bd. VI, 1867
Heimpel, H., *Dietrich von Niem,* 1932

Heimpel, H., *Völkische Schule,* 1936/7 und *Offenes Visier,* 1936/4
Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, 1915, 5. Aufl., 3.Bd.
Hirsch, E., „Die Lage der Theologie", *Deutsche Theologie,* 1936, Heft 2 f.
Historische Vierteljahresschrift, Bd. 16/1913
Historische Zeitschrift, 1879,41. Bd.
Historische Zeitschrift, Bd. 153, Heft 2
Historisches Jahrbuch, 1903, 24. Bd.
Historisches Jahrbuch, Band IX
Hoffmann, Fr., *Geschichte der Inquisition,* 1878, Bd. 1
Huber, A., „Die Regesten des Kaiserreiches unter Kaiser Karl IV.", *Regesta Imperii,* Bd. VIII, 1877
Jahr, R., „Die Wahl Urbans VI.", *Hallische Beiträge* 11/1892
Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II., Berlin [1840]
Jahrbücher des deutschen Reichs unter Otto III., Berlin 1840
Johannes, M. O., *Hammer,* 1935/10
Jung, J., *Julius Ficker,* Innsbruck 1907
Keller, L., *Die Reformation und die älteren Reformparteien,* 1885
Knonau, Meyer von, *Nithards vier Bücher Geschichten,* 1866
Krusch, „Neue Forschungen über die drei oberdeutschen Leges: Baiwariorum, Alamannorum, Ribuariorum", in: *Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen,* Neue Folge, Bd. 20,1927
Lea, H. Ch., *Geschichte der Inquisition,* Band I
Lexikon für Theologie und Kirche, Band III, 2. Aufl.
Lindner, Th., *Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern,* Bd. 1,1890
Lindner, Th., *Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern,* Bd. II
Lindner, Th., *Die Veme,* 1888 *Literarisches Zentralblatt,* 1936, S. 656
Loserth, L., „Geschichte des späteren Mittelalters", *Handbuch der Mittleren und Neueren Geschichte,* Abtlg. 2, Bd. IV
Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, u.a.: 1888, Ergänzungsband 2 und 1900, Bd. XXI
Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. V, 1884
Moeller, R., „Ludwig der Baier und die Kurie im Kampf um das Reich", *Eberings historische Studien,* Heft 116,1914
Müller, K., *Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen*
Müller, Karl, *Der Kampf Ludwigs des Baiern mit der Kurie,* Bd. I
Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1883
Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, 1908, Bde. 32, 33, 34, 37, 38
Papencordt, F., *Cola di Rienzo und seine Zeit,* 1841

Papencordt, F., *Geschichte der Stadt Rom,* 1857
Pastor, L., *Geschichte der Päpste,* 1886,1. Bd.
Peters, B., *Der Gottesbegriff Meister Eckharts,* 1936
Pitaval der Gegenwart, 1906,2. Bd.
Platner, E.,C Bunsen, E. Gerhard, W. Rösteil, *Beschreibung der Stadt Rom,* 1830, Bd. 1
Posse, O., Die Lehre von den Privaturkunden, 1887
Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Bd. XIV., 1911
Realencyklapädie für protestantische Theologie und Kirche, 1905, 16. Bd., 1898, 6. Bd.
*Regesta Imperii von 1246 bis 1313,*1844
Reumont, A. von, *Geschichte der Stadt Rom,* 1867, 2. Bd.
Riezler, *Geschichte Baierns,* Bd. II, 1880
Ritter, M., *Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft,* 1919
Rothbarth, M., „Urban VI. und Neapel", *Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte,* Heft 49
Schneider, Fr., *Kaiser Heinrich VII,* Bd. II, 1926
Schnürer, G., *Studien u. Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte,* Bd. III, 1903
Schwab, J. B., *Johannes Gerson,* 1859
Stengel, E., „Baldewin von Luxemburg", *Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft der Rheinischen Geschichtsvereine,* Bd. II, 1936
Stolze, W., *Göttingische Gelehrten Anzeigen,* 1936
Stumpf-Brentano, *Die Kaiserurkunden des 10., 11. und 12. Jahrhunderts,* Innsbruck 1865-1883
Theloe, H., „Die Ketzerverfolgungen im 11. und 12. Jahrhundert", *Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte,* Heft 48
Tille, Armin, Rasse, 1936
Toustein u. Tassin, *Neues Lehrgebäude der Diplomatik,* Erfurt 1769, 9 Bände
Tudichum, F., *Femegericht und Inquisition,* 1889
Tudichum, Fr., *Papsttum und Reformation im Mittelalter,* 1903
Voigt, G., *Die Wiederbelebung des klassischen Altertums,* Bd. 2, 3. Aufl.
Waitz, G., *Die deutsche Reichsverfassung,* 1875, Bd. 2
Werunsky, E., *Geschichte Kaiser Karls IV.,* Bd. 1,1880
Zeumer, K., „Die goldene Bulle Kaiser Karls IV.", *Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches,* Bd. II, 1908
Zeumer, *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde,* Bd. XXXVII

Abkürzungen im Text

A. = *Archiv für österreichische Geschichte,* Bd. XXXV, 1865
Co. = Papencordt, F., *Cola di Rienzo und seine Zeit,* 1841
D. = Dieckhoff, W., *Die Waldenser im Mittelalter,* 1851
De. = Denifle-Weiß, *Luther und Luthertum,* Bd. II, 1909
E. = Erler, G., *Deutsche Geschichte,* Bd. III, 1884
F. = Flathe, L., *Geschichte der Vorläufer der Reformation,* 1835,1. Teil
Gr. = Gregorovius, F., *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter,* 1867, 6 Bde.
H. = Hauck, A., *Kirchengeschichte Deutschlands,* 1920,5. Teil, 2. Hälfte
Ha. = Hahn, Chr. U., *Geschichte der Ketzer im Mittelalter,* Bd. 1
He. = *Hergenröthers Handbuch d. allgemeinen Kirchengeschichte,* 1915, 5.A., 3. Bd.
Hf. = Hefele, *Conziliengeschichte,* Bd. IV, 2. Aufl.
Hnl. = Harnack, A., *Lehrbuch der Dogmengeschichte,* Band III, 1890,
Hn2. = Harnack, O., „Die ältesten Ausfertigungen der *Goldenen Bulle", Forschungen zur deutschen Geschichte,* Bd. XXIV, 1884
Hu. = Huber, A., „Die Regesten des Kaiserreiches unter Kaiser Karl IV.", *Regesta lmperii,* Bd. VIII, 1877
K. = Keller, L., *Die Reformation und die älteren Reformparteien,* 1885
L. = Lea, H. Ch., *Geschichte der Inquisition,* 1. Band, S. 109
Lil. = Lindner, Th., *Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern,* Bd. II
Li2. = Lindner, Th., *Die Veme,* 1888
Lo. = Loserth, L., „Geschichte des späteren Mittelalters", *Handbuch der Mittleren und Neueren Geschichte,* Abtlg. 2, Bd. IV
M. = Müller, K., *Die Waldenser und ihre einzelnen Gruppen*
MJÖG = *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung,* Bd. V, 1884
Mü. = Müller, Karl, *Der Kampf Ludwigs des Baiern mit der Kurie,* Bd. I und II
NA = Zeumer, *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde,* Bd. XXXVII
P. = Pastor, L., *Geschichte der Päpste,* 1886,1. Bd.
Pa. = Papencordt, F., *Geschichte der Stadt Rom,* 1857
R. = Reumont, A. von, *Geschichte der Stadt Rom,* 1867, 2. Bd.
Re. = *Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche,* 1898, 6. Bd.
S. = Schnürer, G., Studien u. Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, Bd. III, 1903
Sch. = Schneider, Fr., *Kaiser Heinrich VII,* Bd. II, 1926
V. = *Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit,* Vierzehntes Jahrhundert, Bd. I
W. = Werunsky, E., *Geschichte Kaiser Karls IV.,* 1880, Bd. I ff.
Z. = Zeumer, K., „Die goldene Bulle Kaiser Karls IV.", *Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches,* Bd. II, 1908

Vom Scanner eingefügte Korrekturen

S. 014, 16: Worten – Worte
S. 157, 20: nach den – nach der
S. 159, 02: *Todesstile – Todesstille*
S. 172, 14: *Konfussion – Konfusion*
S. 195, 29: Stelle *Die* – Stelle (*Die*
S. 216, 31: Zahl – Zahn
S. 265, 14: bedeudendster – bedeutendster
S. 280, 27: durch de – durch die
S. 333, 23: geraten waren – geraten war
S. 386, 34: mit ihrem – mit ihren